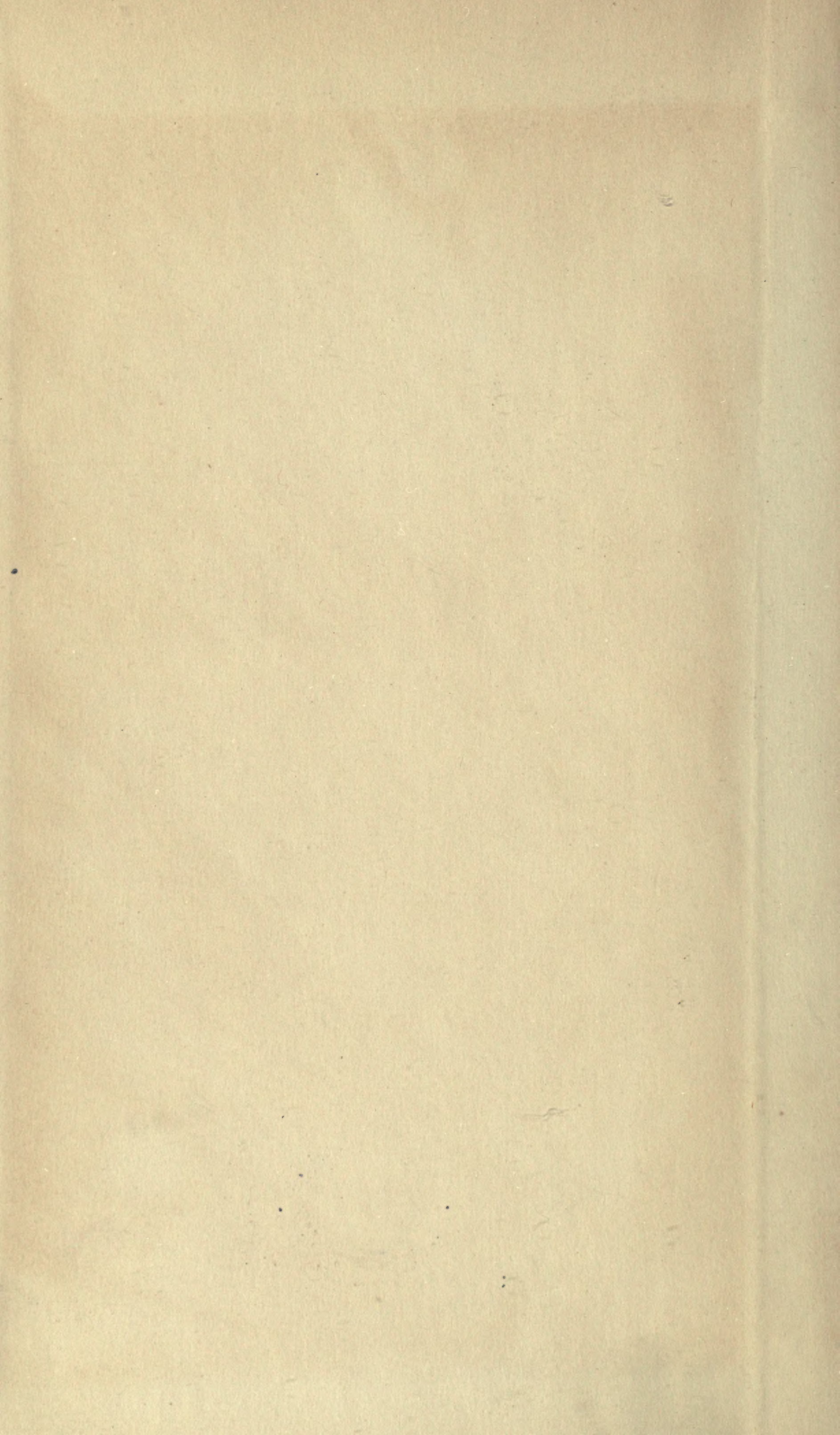
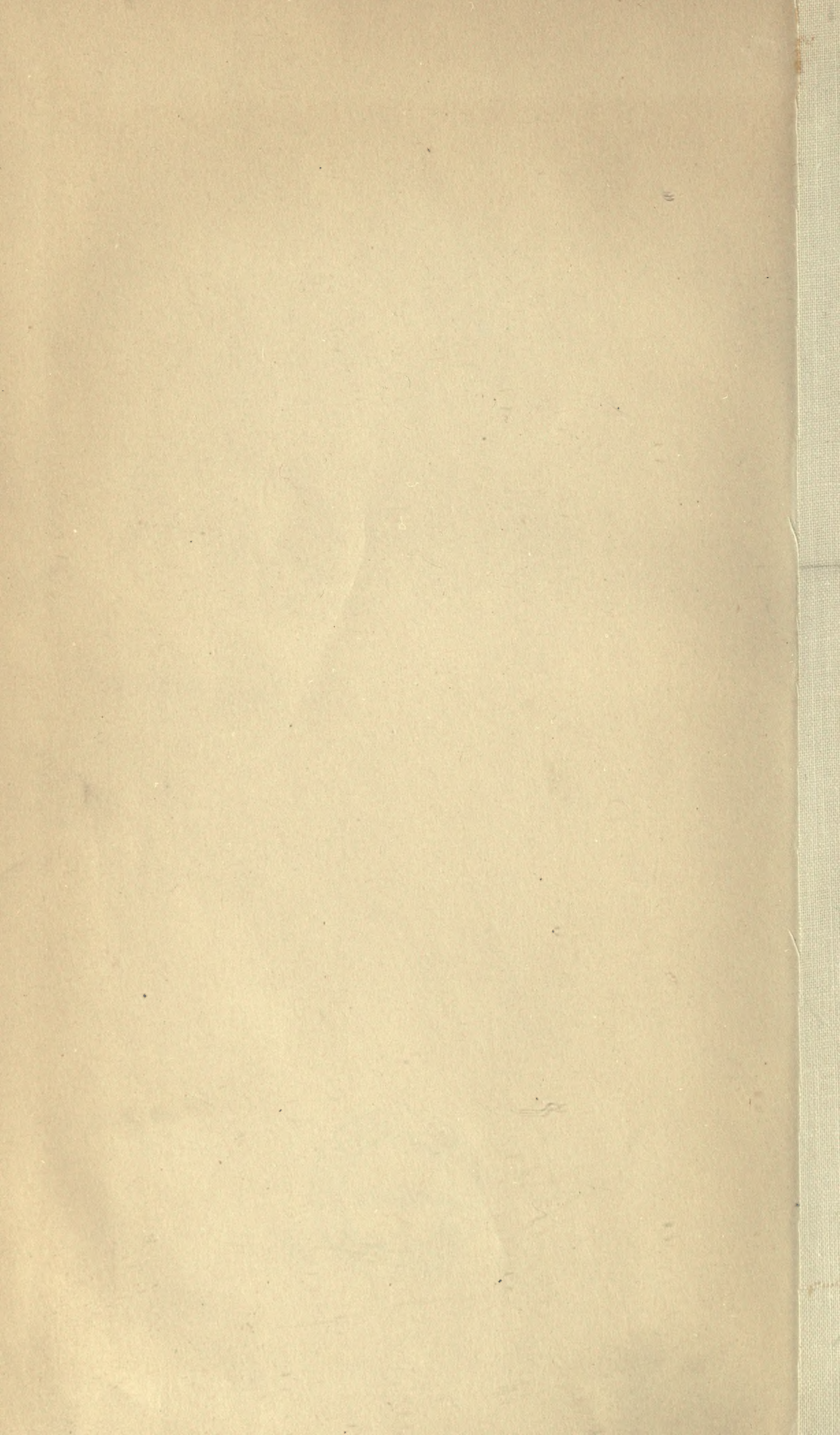
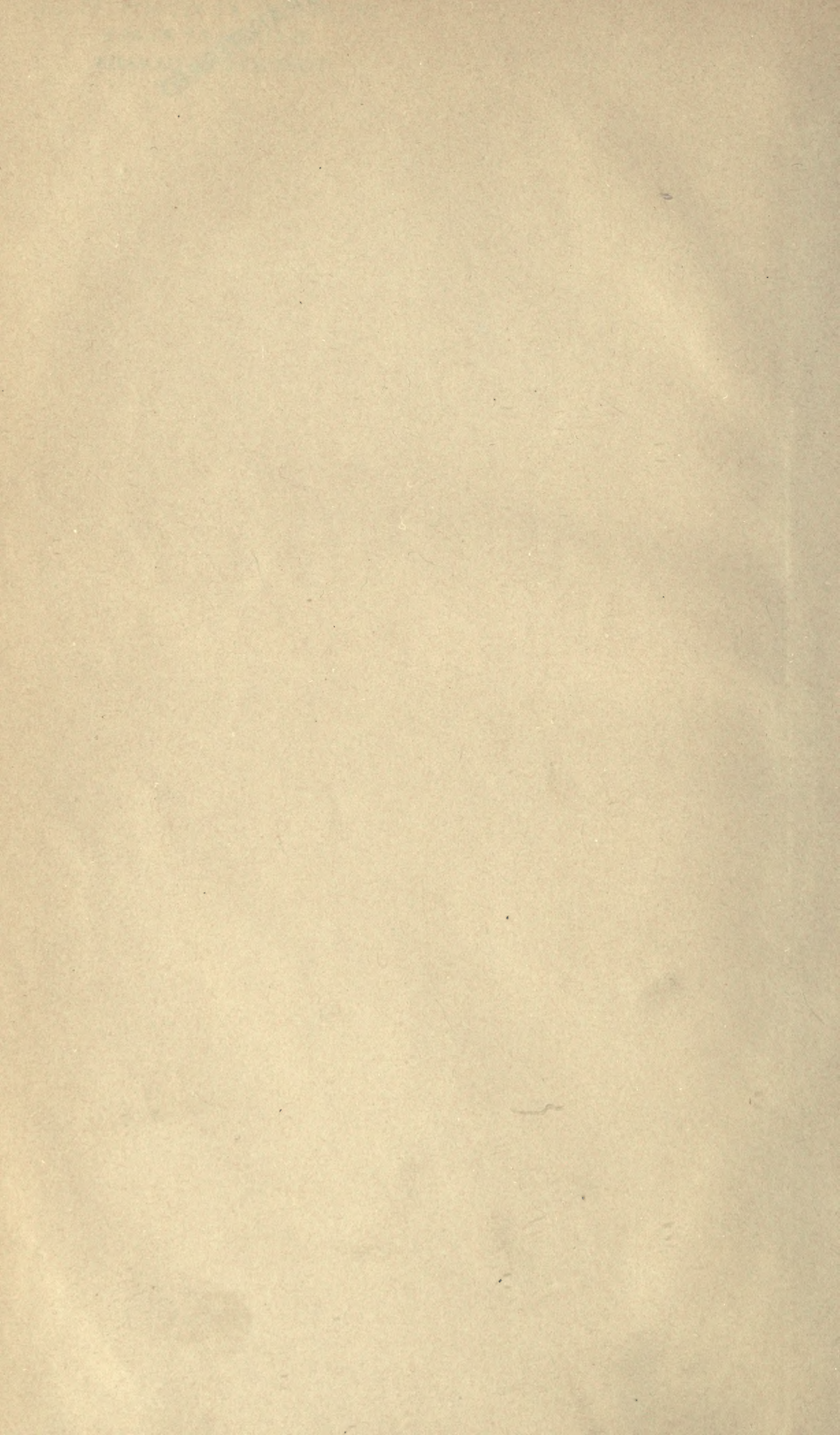

UNIVERSITY OF ST. MICHAEL'S COLLEGE
3 1761 01974906 8









Arbeit und Armut.

Arbeit und Armut.

Ein Beitrag
zur Entwicklungsgeschichte sozialer Ideen.

Von

Dr **Anton von Kostanecki,**
Professor an der Universität Freiburg in der Schweiz.

Freiburg im Breisgau.
Herdersche Verlagshandlung.
1909.
Berlin, Karlsruhe, München, Straßburg, Wien und St Louis, Mo.

Hof- und Universitätsbuchdruckerei C. A. Wagner, Freiburg i. Br.

Inhaltsverzeichnis.

Dritter Teil.

Die moderne Anschauung: Arbeit und Armut im Sinne der Einkommenschwäche.

Einleitung.

Beim Studium der Ricardoschen Arbeitslohnlehre gelangte ich nach und nach zur Erkenntnis, daß sich diese nur aus einer ganz bestimmten Vorstellung von dem Einfluß der englischen Armengesetzgebung auf die Arbeitslöhne erklären lasse, und daß sie somit auf eine stillschweigende Voraussetzung zurückweise, welche die Arbeitslohnverhältnisse, oder kürzer und allgemeiner die Arbeit als etwas durch die Armenpflege Beeinflußtes auffaßt.

Auch fand ich im Anschluß daran, daß die betreffende Auffassung von Ricardo mit besonderer Eindringlichkeit zum Ausdruck gebracht werde, daß sie aber innerhalb eines längeren, wenngleich bestimmt umgrenzten Zeitraumes auch bei andern englischen Schriftstellern begegne. Ich fand, daß es sich um eine umfassende Bewegung handle, die in den Ricardoschen Ausführungen ihren ausgesprochenen Höhepunkt erreicht habe, während sie vorher im Aufsteigen, nachher im Niedergange begriffen sei — um eine kontinuierliche Entwicklungsreihe englischer Theorien, die durch Ricardo gleichsam resümiert wird.

So gelangte ich schließlich zur Abgrenzung einer einheitlichen, durch den Namen Ricardos gekennzeichneten Periode. Aber gerade dies Ergebnis mußte zu weiteren Forschungen anregen. Wie hat sich die Annahme eines Einflusses der Armenpflege auf die Arbeit literargeschichtlich eingestellt? Gingen ihr nicht andere, ihr schon verwandte Annahmen voraus?

Die daraufhin in Angriff genommenen Untersuchungen zeitigten ein unerwartetes Ergebnis: Ich überzeugte mich, daß in England der Ricardoschen (dritten) Periode zwei andere vorausgingen, und daß alle drei insgesamt das Verhältnis von Arbeit und Armenpflege erschöpfend, d. h. gewissermaßen unter Festhaltung eines logisch geschlossenen Leitfadens behandeln.

Die erste der genannten Perioden sieht in der Arbeit etwas Primäres und in der Armenpflege etwas Sekundäres. Sie vertritt den Gedanken, daß die Arbeit die Armenpflege veranlasse, und geht von jener, nicht von dieser aus.

Der zweiten Periode ist die Unterscheidung des Primären und des Sekundären durchaus fremd. Sie behandelt beide Erscheinungen als etwas absolut Gleichwertiges. Sie koordiniert Arbeit und Armenpflege und rückt weder die eine noch die andere vor.

In der dritten Periode kommt dann die vorübergehend vernachlässigte Unterscheidung wieder zum Vorschein, aber sie tut es nur, um in ihr Gegenteil umzuschlagen. Nunmehr sieht man in der Armenpflege das Primäre und in der Arbeit das Sekundäre. Man sagt sich, daß die Armenpflege die Arbeit beeinflusse, und man stellt jene in den Vordergrund.

Alles in allem, handelt es sich also um eine immer schärfere Betonung der Armenpflege, die in der ersten Periode für etwas lediglich Sekundäres, in der zweiten für etwas der Arbeit Gleichwertiges und in der dritten für etwas ausgesprochen Primäres erklärt wird. Oder, mit andern Worten, es handelt sich um eine allmähliche und konsequente Verschiebung des Nachdruckes, der ursprünglich auf die Arbeit und schließlich auf die Armenpflege gelegt wird — es handelt sich um einen dreigliederigen Entwicklungsprozeß englischer Theorien, der, wie ich bereits andeutete, ein ganz geschlossenes Totalbild ergibt.

Darf man indessen bei diesem Entwicklungsprozeß als etwas für sich Seiendem stehen bleiben, trägt er seine Bedeutung, d. h. seine entwicklungsgeschichtliche Zweckbestimmung bereits in sich selbst?

Als ich dieser letzten und entscheidenden Frage näher trat, mußte ich sie sehr bald verneinen, und es verhält sich mit den Gründen, welche mich dazu bewogen, wie folgt:

Einerseits sah ich ein, daß die Idee der ersten Periode — die Arbeit als Anlaß zur Armenpflege — aus den frühen englischen statutes of labourers bzw. poor-laws hervorgegangen sei, und daß die letzteren, weiterhin, auf eine bestimmte theoretische Anschauung, auf das in Zusammenhangbringen der Arbeit mit der Armut, und zwar genauer der Armut im Sinne der Vermögenslosigkeit, zurückweisen. Anderseits ergab sich aber, daß die Idee der dritten Periode — der Einfluß der Armenpflege auf die Arbeit — die Reaktion gegen gewisse englische Institutionen nach Art der allowance-Gesetzgebung sowie gleichzeitig das Einlenken in eine neue, durch den Pauperismusbegriff angedeutete Gedankenwelt in sich schließe, und daß sie ebendamit den Übergang zu einer Anschauung bewerkstellige, durch die die Arbeit mit der Armut im Sinne der Einkommenschwäche verknüpft werde. Oder, kurz, es ergab

sich, daß die Verknüpfung von Arbeit und Armut (in abstracto) nicht bloß den ursprünglichen Ausgangspunkt, sondern auch das letzte Endziel der Evolution ausmache, während die Verknüpfung von Arbeit und Armenpflege (in concreto) nur als ein evolutionistisches Bindeglied in Betracht komme: Der dreigliederige Entwicklungsprozeß, den die englischen Theorien durchmachen und der zunächst als etwas Isoliertes die Aufmerksamkeit auf sich lenke, sei eine Episode gewesen, nicht mehr.

So mußte ich das Forschungsgebiet sehr bedeutend ausdehnen. Ich mußte den Ausgangspunkt der Evolution und ihr Endziel näher untersuchen.

Und da fand ich nun, daß die Anschauung, welche die Arbeit mit der Armut im Sinne der Vermögenslosigkeit in Zusammenhang bringe, ihrem Ursprung und ihrem Wesen nach dem Mittelalter angehöre, daß aber diejenige, die in derselben Hinsicht die Armut im Sinne der Einkommenschwäche ins Auge fasse, in der modernen Zeit entstanden sei. Auch fand ich, daß die erstere die ganze damalige Kulturwelt beherrscht habe, und daß ganz ebenso die letztgenannte nicht als das Eigentum eines Landes, sondern als das Gemeingut aller erscheine, so daß sich mir zu allerletzt die Erkenntnis aufdrängte, der Entwicklungsprozeß der englischen Theorien verbinde die mittelalterliche und die moderne Anschauung schlechtweg.

Letzteres erschien mir aber auf den ersten Blick sehr auffällig. Ein spezifisch englisches Bindeglied zwischen zwei Momenten ganz allgemeiner oder bestimmter internationaler Natur — das leuchtet, ohne eine Erklärung, nicht ein.

Bei näherem Nachdenken ergab sich aber die Erklärung ganz von selber. Die englischen Theorien, so sah ich jetzt, sind nicht von Hause aus etwas Eigenartiges und Besonderes. Während der ersten Periode, wo die Armenpflege neben der Arbeit als etwas Sekundäres in Betracht kommt, gelangt in ihnen nur das zum Ausdruck, was sich ebensogut in andern Ländern vorfindet oder in diesen doch vorfinden könnte. Die Differenzierung, die schon während der zweiten Periode leise einsetzt, kommt dann erst innerhalb der dritten und letzten — da, wo die Armenpflege als das Primäre sich meldet — zur Geltung. Aber selbst da ist ihre Ursache doch nur die, daß bloß in England und nicht in andern Ländern die bereits vorher mit der Arbeit verknüpfte Armenpflege ganz entschieden in den Vordergrund rückt, daß bloß in England gewisse zunächst praktische und dann auch theoretische Konsequenzen gezogen werden,

die sich ganz folgerichtig an das Vorangegangene anschließen und das hier Angebahnte extrem übertreiben. Und wenn dem so ist, so bringen die englischen Theorien, selbst da, wo sie am eigenartigsten sind, allein und ausschließlich das zum Vorschein, was, bei konsequentem Durchdenken der einmal in Angriff genommenen Gedanken, auch anderswo das Gegebene gewesen wäre. Sie lassen eben einen durchweg eingeleiteten, aber meistenteils verkümmerten Entwicklungsprozeß sich ganz entfalten. Und darum ist ihre Bedeutung, ist ihre entwicklungsgeschichtliche Zweckbestimmung durchaus allgemein.

Erst in der vermittelnden Hinüberleitung von der allgemein-mittelalterlichen zu der allgemein-modernen Anschauung, durch die sie sozusagen realisiert wird, wird aber die gedachte Zweckbestimmung sichtbar. Und insofern hängen jene Anschauungen mit den englischen Theorien eng zusammen: Würde man von ihnen absehen wollen, dann könnte man nur auf einen Beitrag zur Entwicklungsgeschichte der sozialen Ideen in England hinaussteuern. Zieht man sie aber mit hinein, so vermag man einen Beitrag zur Entwicklungsgeschichte sozialer Ideen im allgemeinen anzustreben, und das fällt schließlich schwerer ins Gewicht. —

Indem ich nun der weiter umschriebenen Aufgabe den Vorzug gab und an deren Lösung heranging, sah ich bald ein, daß die mittelalterliche und die moderne Anschauung, die nach dem bisher Ausgeführten nur als Ausgangspunkt und Endziel der Evolution in Frage kommen, doch der Behandlung auch an sich bedürfen. Denn die erstere wächst und entfaltet sich in dem Maße, als sie eine andere und noch ältere — diejenige, die die Arbeit nicht mit der Armut, sondern mit der Sklaverei zu verknüpfen gewohnt war — ganz allmählich, d. h. in zähem Wettkampfe besiegt. Und die moderne Anschauung zeigt ihrerseits die Eigentümlichkeit, daß sie sofort nach ihrem Emportauchen eine bedeutsame Verbindung mit dem Gedankengehalte der mittelalterlichen eingeht, und so aus der evolutionistischen Gesamtbewegung gleichsam die Bilanz zieht. Sowohl im ersten wie in dem zweiten Falle liegt also nicht etwas Festes und Stabiles, sondern, ganz wie bei den Theorien der Engländer, etwas Wandelbares und Fließendes — eine entschiedene Entwicklung vor. Und im Hinblick darauf entschloß ich mich, drei verschiedene Entwicklungsstadien in der Weise voneinander abzuheben, daß ich in das erste und in das dritte die Entwicklung der mittelalterlichen und der modernen Anschauung, in das zweite diejenige der englischen Theorien mit deren uns bekannten Perioden verwies.

So ergab sich eine Art festes Schema, und ich trug kein Bedenken, es für die Gliederung des Stoffs zu verwerten: In der folgenden Darstellung werden die drei Entwicklungsstadien, in ebensoviel getrennten Hauptteilen, an den Augen des Lesers vorbeiziehen. Und sie werden ihm, wie ich hoffe, die Übersicht sehr erleichtern. Ein jedes Einzelstadium wird gewisse qualitativ zusammengehörige Vorgänge nach Maßgabe eben dieser Zusammengehörigkeit vorführen, so daß ein jedes als etwas innerlich Einheitliches, als etwas sachlich Geschlossenes wirkt.

Nur ist zeitliche Geschlossenheit nicht zu erwarten. Dazu sind die einschlägigen Gedankenbewegungen zu breit und zu tief.

In dem ersten, der mittelalterlichen Anschauung gewidmeten Hauptteile muß ich gewisse Schriftsteller des Altertums (Plato und Aristoteles) und solche des 15. bzw. 16. Jahrhunderts (Antonin von Florenz und Javellus) mit behandeln. Denn nur so werde ich die uns interessierende Entwicklung — den Kampf mit der älteren, die Sklaverei heranziehenden Anschauung — hinsichtlich ihrer Prämissen und hinsichtlich ihrer Ergebnisse ganz würdigen können. Hingegen handelt es sich während des eigentlichen Mittelalters um einen dauernden Kampfeszustand. Hier genügt also die Vorführung eines typischen und doch besonders hervorragenden Einzelbildes, die Behandlung der Lehre eines Thomas von Aquin, vollauf.

Im zweiten Hauptteile, der die englischen Theorien der drei Perioden zu beleuchten bestimmt ist, muß ich aber auf eine zeitliche Abgrenzung dieser Perioden, die eine absolut feste wäre, Verzicht leisten. — Allerdings kann ich sagen, daß die erste, die ich nach ihrem bedeutsamsten Vertreter die Pettysche nennen möchte, das 17. Jahrhundert, oder genauer die zweite Hälfte desselben — die darauf folgende, Steuartsche, das 18. Jahrhundert bis zu dessen siebziger Jahren — die dritte, die ich bereits als die Ricardosche hingestellt habe, die Zeit von Adam Smith bis etwa zu der Mitte des 19. Jahrhunderts umfasse. Indessen muß ich auch hinzufügen, daß alles dieses nur im großen und ganzen den Sachverhalt wiederspiegele, daß es sich aber in einzelnen Fällen anders verhalte: Den Gedanken der ersten Periode vertreten auch gewisse Schriftsteller des 18. Jahrhunderts, z. B. Harris, und den Gedanken der zweiten auch gewisse Schriftsteller des 19. Jahrhunderts, wie es Senior tut.

Und nun das Allerwichtigste: Im letzten, die moderne Anschauung behandelnden Hauptteile muß ich die zeitliche Grenze

zwischen dem zweiten und dem dritten Entwicklungsstadium stark verwischen. Denn schon im Laufe der Ricardoschen Periode taucht — nach Maßgabe des oben skizzierten Überganges — die moderne Anschauung an vielen Punkten auf, und schon damals beginnt sie, dank ihrer starken Verallgemeinerungstendenz, nicht bloß in England, sondern auch auf dem Kontinente ihre Eigenart durchzusetzen, indem sie die ihr adäquate Entwicklung, d. h. die Verbindung mit dem Gedankengehalte der mittelalterlichen Anschauung, in gewisser Beziehung vollzieht. Insbesondere schafft sie schon da die eine solche Verbindung herstellenden Grundbegriffe, sie schafft, möchte ich sagen, das gesamte Verbindungssubstrat, und sie begeht eine Unterlassungssünde nur insofern, als sie dieses Substrat einstweilen noch nicht zu beseelen versteht, als sie nicht gleich den ganzen Gedankenreichtum ausschöpft, welcher in ihm liegt. In letzter Beziehung holt dann erst die Folgezeit — die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts — das Versäumte nach. Und demgemäß ist es erst sie, die das vorher Geschehene interpretiert, die es lebendig und auch wirksam macht. Ohne ihre Mitheranziehung könnte man die betreffenden Vorgänge als das, was sie wirklich sind, nicht begreifen. Würde man sich aber nur auf ihre Berücksichtigung beschränken wollen, dann würde man diese Vorgänge überhaupt nicht ermitteln. Und somit bleibt nur eines: Man muß die der Ricardoschen Periode entsprechenden Jahrzehnte — die drei letzten des 18. und die vier oder fünf ersten des 19. Jahrhunderts — mit der Zeit seit etwa 1850 als etwas Einheitliches zusammenschließen und diesen ganzen Zeitraum in Betracht ziehen. Nur dann, nur unter dieser Bedingung kann man die moderne Anschauung und auch ihre Entwicklung nach allen Seiten zur Geltung kommen lassen. Nur dann wird man ihrer uns heute geläufigen Ausgestaltung und doch auch ihrem Zusammenhange mit den früheren Ideen gerecht.

Das Tempo, das zu Anfang der Gesamtentwicklung überaus langsam erscheint, wird eben gegen Ende ein sozusagen überstürztes. Dort hat man es mit einem vorsichtigen Aufkommen und einem beharrlichen Nachwirken der mittelalterlichen Anschauung, hier aber — nachdem die beiden ersten Perioden der englischen Theorien eine allmähliche Beschleunigung zuwege gebracht haben — mit dem zeitlichen Zusammenstoßen zweier Ideenkreise, der englischen Theorien der dritten Periode und der modernen Anschauung, zu tun. —

Erster Teil.

Die mittelalterliche Anschauung: Arbeit und Armut im Sinne der Vermögenslosigkeit.

Erstes Kapitel.

Versagen der vom Altertum ererbten Anschauung: Arbeit und Sklaverei.

Plato[1] spricht von Sklaven ziemlich eingehend in den „Gesetzen". Die Arbeiter (Tagelöhner) erwähnt er ebenda und vor allem wiederholt im „Staate".

Die Sklaven hält er für notwendig[2]. Was ihre Behandlung anbetrifft, so seien die Extreme einer übertriebenen Strenge und einer allzu großen Milde in demselben Maße falsch[3]. Man solle Gerechtigkeit üben, man solle Bedenken tragen, Unrecht zu tun, ja man solle letzteres, insofern Sklaven in Betracht kommen, noch sorgfältiger als Gleichgestellten gegenüber zu vermeiden suchen[4]. Anderseits solle man sie aber auch züchtigen, wenn sie es verdienen, und man solle mit ihnen nur so weit reden, als man Befehle zu erteilen habe[5].

Von den Arbeitern (Tagelöhnern) wird aber gesagt, daß sie, wegen ihres geringen Verstandes, wohl nicht sehr in die Gemeinschaft gezogen zu werden verdienen, hingegen hinreichende körperliche Stärke zu allerlei schweren Arbeiten besitzen. Sie verkaufen demgemäß den Gebrauch ihrer Kräfte und bezeichnen deren Preis als Lohn[6]. Anderswo wird denn auch beiläufig der Geldlohn, oder genauer die behufs Entlöhnung erforderliche Münze kurz erwähnt[7].

---

[1] Hier und im nächsten Kapitel wird für die Schrift über den Staat die Übersetzung von Schleiermacher (Berlin 1870), für die Schrift über die Gesetze die Übersetzung von Schultheß (Zürich 1842) zu Grunde gelegt.

[2] Gesetze 6, 777. [3] Ebd. [4] Ebd. 777/778.

[5] Ebd. 778. [6] Staat 2, 371. [7] Gesetze 5, 742.

— Gleich den Tagelöhnern werden zuweilen auch Handwerker in den allgemeinen Arbeiterbegriff einbezogen. So wird gelegentlich von Arbeitern gesprochen, die ihre Erzeugnisse zu Markte bringen[1], die mit eigenen Werkzeugen arbeiten, Lehrlinge aufnehmen[2] u. a. m.

Alles in allem handelt es sich um zwei Reihen von Ausführungen, von denen die erste, die Sklaven betreffende, viel mehr befriedigt als die zweite, und welche voneinander aufs schärfste getrennt sind. Ein innerlicher Zusammenhang wird in keiner Beziehung erwähnt.

Auch bei Aristoteles[3] kann man die gedachten Reihen zunächst für sich verfolgen. Und auch hier befriedigen, obwohl beide viel reichhaltiger sind, die Ergebnisse derjenigen, welche die Sklaverei zum Objekt hat, relativ weit mehr.

Aristoteles unterscheidet zwei Arten der Sklaverei. Einerseits die sog. Sklaven von Natur. „Diejenigen Menschen, welche vermöge ihres Verstandes die (nötige) Voraussicht besitzen, sind die natürlichen Herrscher und Herren, diejenigen aber, welche nur vermöge ihrer körperlichen Kräfte das so Vorgesehene auszurichten im stande sind, sind Diener und Sklaven von Natur, daher denn auch Herr und Sklave das nämliche Interesse haben[4]. . . Alle die, welche ihre natürliche Aufgabe im Gebrauch ihrer Körperkräfte finden und bei denen dies ihre höchste Leistung ist — diese sind Sklaven von Natur, für die es besser ist, wenn sie auch tatsächlich als solche beherrscht werden. Von Natur Sklave ist mithin derjenige, welcher dazu veranlagt ist, einem andern anzugehören, und der an der Vernunft nur soweit Teil hat, um ihre Gebote zu verstehen, ohne sie selbst zu besitzen.“[5] Demgemäß könne ein Volk von Natur, d. h. an Charakter und Sinnesart sklavisch sein. Die Nichtgriechen seien es mehr als die Griechen, die in Asien wohnenden mehr als die in Europa wohnenden Völker usw.[6] — Anderseits gebe es aber Sklaven durch Gesetz und Satzung[7]. Nicht alle, welche tatsächlich als Freie oder Sklaven auftreten, seien es nämlich von Natur. Allerdings sei der Sklave gewissermaßen ein Teil seines Herrn, allerdings bestehe ein Verhältnis des gemeinsamen Vorteils und der gegenseitigen Neigung zwischen beiden, aber alles dies treffe nur zu, sofern die Natur selber den einen wie den andern für

---

[1] Staat 2, 371. [2] Ebd. 4, 431.

[3] Insbesondere kommt hier und im nächsten Kapitel die „Politik“ in Betracht, die nach der Übersetzung von Susemihl (Leipzig 1879) zitiert wird.

[4] Politik 1, 1, 1252b. [5] Ebd. 1, 2, 1254b. [6] Ebd. 3, 9, 1285a.

[7] Ebd. 1, 2, 1255a.

diese Verbindung bestimmte, während dann, wenn nur die äußere Satzung und die Gewalt sie in dieselbe brachte, das Gegenteil wahr sei[1].

Trotz dieser bestimmten Unterscheidung denkt aber Aristoteles überall da, wo er von Sklaven im allgemeinen spricht, in allererster Linie an die Sklaven von Natur. Deswegen sind ihm die Sklaven nur „lebendige Werkzeuge“[2], sie gehören ihrem Herrn ganz und gar an[3], sie können kein Leben im guten und edeln Sinne des Wortes führen, denn, wie das griechische Sprichwort sage, „für den Sklaven gibt es keine Muße“[4]. Sollten nämlich beide Teile derselben geistig-sittlichen Durchbildung teilhaftig sein, aus welchem Grunde gebührte dann dem einen zu herrschen und dem andern zu gehorchen ein für allemal?[5] Hinsichtlich der Tugend beider müssen also dieselben Unterschiede obwalten, wie zwischen denen selber, die von Natur zum Herrschen und die von Natur zum Gehorchen bestimmt seien. Der Sklave, dem die Kraft zur Überlegung überhaupt fehle, bedürfe eben nur wenig Tugend, nämlich soviel, daß er nicht aus Liederlichkeit und Trägheit seine Arbeit vernachlässige[6]. Dieses Tugendquantum, oder, wie Aristoteles sagt, diese den Sklaven eigentümliche Tugend denselben beizubringen, sei aber eine Aufgabe, der sich die Herren nicht entziehen dürfen. „Und folglich haben die Unrecht, welche kein Gespräch mit dem Sklaven dulden wollen und behaupten, man müsse nur den Befehl gegen ihn anwenden (Plato). Im Gegenteil, der Sklave bedarf dessen, daß man ihm zu Gemüte rede, noch mehr als die Kinder.“[7]

Die letztzitierte Ausführung betrifft bereits die Art und Weise, wie die Sklaven behandelt werden sollen, und über diesen Punkt spricht sich die „Ökonomik“, die, wie es scheint, allerdings nicht von Aristoteles selber, aber doch sicherlich von der aristotelischen Schule herrührt, noch genauer aus. „So soll sich“, heißt es dort[8], „der Herr gegen die Sklaven verhalten, daß er weder Frechheit noch Nachlässigkeit dulde, daß er den Trefflicheren einige Achtung zolle und den Arbeitenden Nahrung in reichlichem Ausmaße gewähre. Nahrungslieferung ohne Arbeit und Zucht würde nämlich Frechheit großziehen. Bei Arbeit und Zucht Nahrungsmittel zu versagen, wäre aber ungerecht, grausam und würde auch die Kräfte verringern und brechen. So bleibt denn nichts anderes übrig, als die

[1] Ebd. 1, 2, 1255b. [2] Ebd. 1, 2, 1253b. [3] Ebd. 1, 2, 1254b.
[4] Nikomachische Ethik 10, 6 8. [5] Politik 1, 5, 1259b.
[6] Ebd. 1, 5, 1260a. [7] Ebd. 1, 5, 1260b. [8] Ökonomik 1, 5.

Sklaven zu Arbeitsleistungen anzuhalten und mit hinreichender Nahrung zu versorgen. Denn niemand kann Leute beherrschen, denen er keinen Lohn gibt: des Sklaven Lohn ist aber dessen Nahrung. Doch würde der Herr die Übrigen auf Abwege führen, wenn er nicht die Besseren besser behandelte, noch Vorzügen oder Fehlern einen entsprechenden Entgelt zuteil werden ließe, was insbesondere hinsichtlich der Haussklaven festzuhalten ist. Darum muß die vernünftige Überlegung in Anwendung kommen, und es müssen Belohnungen gewährt oder abgesprochen werden, so daß, je nachdem, Nahrung, Kleider, Muße oder Züchtigung verdient wird. Auch muß für jedes Ding irgend ein Ende vorgesehen werden, und demgemäß ist es gerecht und nützlich, als Belohnung (für gute Dienste) die Freilassung in Aussicht zu stellen. Es wird nämlich willig gearbeitet, wenn eine besondere Belohnung erhofft wird und die zeitliche Dauer des Arbeitsverhältnisses eine fest bestimmte ist."

Jedenfalls darf man also sagen, daß sich bei Aristoteles bzw. dessen Schülern schon gewisse Forderungen zu Gunsten der Sklaven vorfinden, und man ist insbesondere auch berechtigt, von einem unverkennbaren Anlaufe in der Richtung einer Sklavenlohnlehre zu sprechen. —

Weniger können, wie ich sagte, die Ausführungen befriedigen, die Aristoteles den Arbeitern widmet. In dieser Hinsicht spricht er, ganz wie Plato, insbesondere von Tagelöhnern. Was aber die Handwerker anbetrifft, so werden diese, nach platonischem Muster, den Tagelöhnern nebengeordnet und gleich ihnen in den allgemeinen Arbeiterbegriff aufgenommen, doch, davon abgesehen, auch differenziert. In der Regel spricht eben Aristoteles von Handwerkern oder Tagelöhnern[1], von Handwerkern und Tagelöhnern[2] oder bezeichnet jene und diese zusammengenommen als freie Arbeit[3], Handarbeit[4], Lohnarbeit[5], wobei er wörtlich sagt, daß letztere in die Arbeit jener Künste zerfalle, welche man mit dem Namen des Handwerkers zu bezeichnen pflege, und in die der Tagelöhner, die ohne jede Kunst ihre bloße Körperkraft nutzbar verwerten[6]. Mitunter werden aber Handwerker und Tagelöhner in dem Sinne voneinander abgehoben, daß jene in Oligarchien reich werden und zur Teilnahme an den Bürgerrechten gelangen können, während solches für Tagelöhner ausgeschlossen sei[7].

---

[1] Politik 3, 3, 1278a. [2] Ebd. 3, 3, 1278a. [3] Ebd. 1, 5, 1260b.
[4] Ebd. 3, 2, 1277b. [5] Ebd. 1. 4, 1258b und 8, 2, 1337b.
[6] Ebd. 1, 4, 1258b. [7] Ebd. 3, 3, 1278a.

Es handelt sich hier um Differenzierung der Handwerker und Tagelöhner hinsichtlich der Bereicherungsfähigkeit, also hinsichtlich eines Punktes, der speziell für den Gedankengang des zweiten Kapitels in Betracht kommt und den ich dementsprechend erst dort voll würdigen werde. Hier möchte ich indessen um so bestimmter hervorheben, daß sich bei Aristoteles neben einer Reihe von Ausführungen über Sklaven auch eine solche über Handwerker und Tagelöhner als gelegentlich, aber nicht durchgängig differenzierte Arbeiter nachweisen läßt, und daß beide nicht bloß, wie bei Plato, unabhängig nebeneinander herlaufen — sondern auch wieder und wieder zusammenfließen: Der Sklavenbegriff einerseits und der Arbeiter-(Tagelöhner- und Handwerker-)begriff werden mit vollem Bewußtsein verknüpft.

In den zahlreichsten Fällen handelt es sich dabei um eigentümliche Koordinationen.

„Es macht einen großen Unterschied", sagt Aristoteles, „zu welchem Zwecke man etwas ausübt oder lernt. Denn manches kann man für sich selbst oder seine Freunde oder um der Tugend willen tun, ohne daß es für einen freien Mann unschicklich wäre, wenn man aber ganz dasselbe für andere tut, wird man häufig für einen solchen gehalten, der Tagelöhner- und Sklavenarbeiten verrichtet."[1] Hier sind es insbesondere die Tagelöhner, die den Sklaven koordiniert werden, und das Koordinationsprinzip liegt einfach darin, daß beide nicht für sich selbst arbeiten, sondern für andere ihre Dienste tun.

Anderseits werden aber auch die Handwerker den Sklaven nebengeordnet, und sie werden es nach Maßgabe der Erwägung, daß sie, ganz wie die Sklaven, niedrige Dienstleistungen verrichten, weshalb sie, von Rechts wegen, auch Sklaven (oder Fremde) bleiben sollten und sich jedenfalls von den Vollbürgern sehr scharf unterscheiden. „In alten Zeiten", lautet die betreffende Stelle, „waren in manchen Staaten sämtliche Handwerker Sklaven oder Fremde, und die meisten sind es daher auch jetzt noch, und der beste Staat wird den Handwerker nicht zum Bürger machen. Da aber, wo auch dieser Bürger ist, da ist die Tüchtigkeit des Bürgers, wie wir sie festgestellt haben, nicht jedem Bürger und nicht denen, die (eben wie die Handwerker) bloß freie Leute sind, sondern nur denen, die auch von allen niedrigen Arbeiten frei sind, zuzuschreiben."[2]

---

[1] Politik 8, 2, 1337b. [2] Ebd. 3, 3, 1278a.

Im Grunde bringen aber die beiden eben angeführten Zitate nur zwei komplementäre Einzellehren. Die aristotelische Gesamtauffassung tritt uns in den folgenden Stellen klar entgegen: „Es gibt eine Herrschaft“, sagt Aristoteles, „wie sie der Herr über den Sklaven übt, und diese dreht sich um die unentbehrlichen niedrigen Dienstleistungen, welche der Befehlende nicht selber zu verstehen braucht, sondern die er eben nur benutzen soll, vielmehr würde ihn das andere nur selber sklavisch machen, ich meine, wenn er selber solche niedrigen Dienste zu verrichten gelernt hätte. Nun gibt es aber viele Arten von Dienern, da die (unentbehrlichen) Dienstverrichtungen eben mannigfaltiger Natur sind, und eine Klasse von ihnen machen auch die Handarbeiter aus. Dies aber sind, wie auch schon der Name anzeigt, diejenigen Leute, welche von ihrer Hände Arbeit leben, zu denen auch die Handwerker gehören.“[1] Und er sagt bald darauf: „Unter denen aber, welche diese unentbehrlichen Dienstverrichtungen leisten, waltet nur der Unterschied ob, daß, wer sie für einen verrichtet, Sklave ist, wer aber für das gesamte Publikum, Handwerker oder Tagelöhner.“[2] — Hier sind es sowohl die Handwerker als auch die Tagelöhner, eben die Arbeiter schlechtweg, die den Sklaven koordiniert werden, und das Koordinationsprinzip liegt erstens in der Niedrigkeit der Dienstleistungen und zweitens in deren Verrichtung — für einen oder für das gesamte Publikum, und doch stets — für andere.

Nun aber das auffälligste: An einer Stelle scheint die bloße Koordination Aristoteles’ nicht zu genügen. Er ordnet den Sklavenbegriff dem Arbeiterbegriff direkt über, indem er diesen unter jenen einfach subsumiert.

„Der Sklave“, heißt es da, „ist ein unzertrennlicher Lebensgenosse seines Herrn, der (freie) Arbeiter aber steht dem Arbeitgeber ferner, und nur in demselben Maße bedarf er einer (besondern) Tugend[3], in welchem auch sein Zustand sich der Sklaverei annähert, denn allerdings ist der Handwerker (und Tagelöhner) im eingeschränkten Sinne ein Sklave zu nennen, aber Sklave ist einer von Natur, Schuster oder ein sonstiger Handwerker nicht.“[4]

Man sieht hier, daß Aristoteles sich den tiefen Unterschied zwischen Sklaverei und freier Arbeit sehr wohl vergegenwärtigt: Die Art und der Ursprung des Dienstverhältnisses ist, wie er aus-

---

[1] Politik 3, 2, 1277b. [2] Ebd. 3, 3, 1278b.

[3] Gemeint ist die dem Sklaven eigentümliche, d. h. die vom Sklaven zu fordernde Tugend. [4] Politik 1, 5, 1260b.

drücklich einschärft, im einen und im andern Falle vollkommen verschieden. Man sieht auch, wie er, im Hinblick darauf, die Subsumtion des Arbeiterbegriffs unter den Sklavenbegriff bloß bedingt vollzieht: Nur im eingeschränkten Sinne bezeichnet er den Arbeiter als Sklaven. Indessen ist es demgegenüber nur um so auffälliger, daß er die gedachte Subsumtion bzw. die ihr entsprechende Ausdrucksweise dennoch nicht missen will. Welche Gründe mochten ihn dabei wohl geleitet haben? —

Man braucht diese Frage nur aufzuwerfen, um sofort inne zu werden, daß sie notwendig eine Ausdehnung erheische: Allem Anschein nach waren die gesuchten Gründe ganz dieselben, die zu den oben besprochenen Koordinationen Veranlassung gegeben haben. Weshalb suchte nun Aristoteles den Arbeiterbegriff bald dem Sklavenbegriff zu koordinieren, bald ihn diesem zu subsumieren, weshalb suchte er jenen bald so, bald anders an diesen anzulehnen, inwiefern schien ihm eine solche Anlehnung von Vorteil? —

Die Antwort muß, wie ich glaube, von der oben betonten Tatsache ausgehen, daß Aristoteles, ganz wie Plato, die Sklavereiverhältnisse in viel befriedigenderer Weise als die Arbeiterverhältnisse zu behandeln im stande gewesen ist, daß ihm jene offenbar viel vertrauter und darum eben verständlicher waren. Der Sklavenbegriff erschien ihm zweifellos als etwas Bekanntes und Konstantes — der Arbeiterbegriff als etwas Fremdes und im wesentlichen Unbekanntes, als etwas, dessen Umriß einstweilen noch schwanke. So suchte er denn, gelegentlich das Unbekannte als eine bloße Abart des Bekannten zu erhaschen; er griff zu seiner kühnen Subsumtion. Vor allem tastete er aber nach Gleichungen: Er stellte den Arbeiterbegriff als die zu bestimmende Größe dem Sklavenbegriffe als der gegebenen Größe entgegen; er brachte beide, unter Ausscheidung des Trennenden und unter ausschließlicher Betonung des Gemeinsamen, in koordinierende Beziehungen . . . Man würde sehr fehlgreifen, wollte man in alledem nur ein Spiel mit Parallelen erblicken. Was vorliegt, sind fragmentarische Lösungsversuche eines für Aristoteles und dessen Zeitperiode äußerst wichtigen Problems. —

Thomas von Aquin (von ca 1225 bis 1274)[1] schließt sich, wo er von den servi spricht, vielfach an die altertümlichen, vor

[1] Für dieses und das folgende Kapitel möchte ich, ganz im allgemeinen, auf die Schrift von Maurenbrecher hinweisen: Thomas von Aquinos Stellung zum Wirtschaftsleben seiner Zeit, Leipzig 1898.

allem an die aristotelischen Anschauungen an: „Ad (talem) vitae conservationem opitulantur homini exteriora bona, ex quibus homo habet victum, vestitum et alia huiusmodi necessaria vitae, in quibus administrandis indiget homo servis.“[1] — Servus (est) quasi instrumentum domini in operando[2], non habet potestatem sui[3], id quod est domini est[4]. — Ille est naturaliter servus, qui habet aptitudinem naturalem, ut sit alterius, in quantum scilicet non potest regi propria ratione, per quam homo est dominus sui, sed solum ratione alterius, propter quod naturaliter alterius est quasi servus[5]. — (Homines barbari sunt) naturaliter servi[6] usw. — Man könnte die hierhergehörigen Stellen noch erheblich mehren. Sie stammen, wie die unten gegebenen Quellenhinweise dartun, nicht etwa bloß aus dem Kommentar zur aristotelischen Politik. Zu großem Teile sind sie in Thomas' originellen Arbeiten enthalten.

Anderseits bringt aber Thomas, hinsichtlich der servi auch solche Sätze, welche in der Sklavenlehre des Aristoteles durchaus fehlen oder eine Vertiefung der letzteren bringen. Ersterer Art sind insbesondere diejenigen, welche die Persönlichkeit des servus in Schutz nehmen, indem sie dessen Gewissensfreiheit und seelisches Interesse zu wahren bestimmt sind — letzterer Art sind aber die, welche das soziale Verhältnis des servus zu seinem Herrn, das Arbeitsausmaß, die Behandlung angehen. Indessen hängt beides innerlich eng zusammen: Die Eröffnung eines freien persönlichen Spielraumes postulierte eine andersgeartete soziale Stellung, und so drängte gerade das Neue, was Thomas bot, auf eine Vertiefung des von Aristoteles Übernommenen hin.

Eben darum läßt sich der Fortschritt, welchen Thomas vollzog, schon dann begreifen, wenn man die sozialen Lehrsätze des letztgenannten, so sehr sie sich auch an Aristoteles anschließen, allein in Betracht zieht. Und eine solche Selbstbeschränkung ist in der vorliegenden Darstellung, die gewisse sozialtheoretische Entwicklungslinien aufdecken soll, absolut von nöten. Ja, ich kann mich sogar, vorbehaltlich dessen, was noch weiterhin — bei Behandlung des Verhältnisses von Sklaven und Arbeitern — folgen wird, an dieser Stelle mit dem Zitieren einer einzigen Ausführung begnügen.

„Quantum ad servos“, sagt Thomas, „instituit (lex vetus), ut modeste tractarentur et quantum ad labores ne scil. immodera-

[1] Summa 2, 1, q. 105, a. 4c.
[2] Sent. IV, dist. 36, q. 1, a. 4c.
[3] Sent. IV, dist. 25, q. 2, a. 2.
[4] Summa 2, 2, q. 189, a. 6 ad 2.
[5] Comm. in Pol. 1, lect 3, p. 377a.
[6] Ebd. 1, lect. 6, p. 383f.

tis laboribus affligerentur, unde Dominus mandavit, ut in die sabbati requiesceret servus et ancilla tua sicut et tu. Iterum quantum ad poenas infligendas; imposuit enim mutilatoribus servorum, ut dimitterent eos liberos. . . . Statuit etiam specialiter circa servos qui erant ex populo, ut septimo anno liberi egrederentur cum omnibus quae aportaverant, etiam vestimentis.“[1]

Weder die Forderung der modestia noch die Verurteilung der immoderati labores erscheint gegenüber der Lehre des Aristoteles, ja auch derjenigen des Plato, als etwas an sich Neues. Was aber bei diesen als eine Anweisung der Lebensklugheit auftrat, das erscheint bei Thomas als eine Anordnung der lex vetus, als ein ethisches Gebot. Die Vertiefung, von der ich oben sprach, war eben hier und anderswo nichts anderes als eine Ethisierung, und letztere ergab sich aus der Anerkennung der persönlichen (ethischen) Bewegungsfreiheit des servus, ganz wie sich eine Folge aus der Bedingung ergibt. —

Nur soviel für den Augenblick über die servi. Was aber die Arbeiter, genauer die freien Arbeiter, anbetrifft, so spricht Thomas mitunter von dem freien Gesinde, dem freien Hausbediensteten (liber ministrans in domo, famulus liberae conditionis), den er aufs schärfste von dem servus abhebt: „Servus per hoc quod dicitur alterius existens distinguitur a libero qui quandocunque ministrat in domo non sicut res possessa (est), sed sponte vel mercede conductus.“[2] Vor allem und in der Regel behandelt er aber eine Klasse, der er gleichzeitig die Lohnarbeiter (mercenarii) und die gemeinen Handwerker (viles artifices) beizählt. Man merke wohl: Die eigentlichen, die höheren Handwerker (die Handwerksmeister) werden weder, wie bei Aristoteles, den Lohnarbeitern beigezählt, noch auch mit diesen auf eine Stufe gestellt — sie bilden eben eine Klasse für sich. Die gemeinen Handwerker (Lohnwerker) werden aber den Lohnarbeitern nebengeordnet oder sogar mit diesen identifiziert[3]. —

Inwiefern steht nun der Arbeiterbegriff im Zusammenhang mit dem Sklavenbegriff? Geht Thomas in dieser Hinsicht denselben Weg wie Aristoteles? Lehnt er den Arbeiterbegriff an den Sklavenbegriff an?

---

[1] Summa 2, 1, q. 105, a. 4 concl.

[2] Comm. in Pol. 1, lect. 2, p. 374.

[3] Vgl. das weiter unten folgende Zitat aus Maurenbrechers oben angeführter Schrift.

Ich glaube, daß schon zwei Tatsachen vollauf genügen, um an und für sich zu einer Antwort in positivem Sinne zu bewegen.

Die erste ist die, daß Thomas an manchen Stellen die artes mechanicae, die er den liberalen Künsten entgegensetzt, mit den artes serviles identifiziert, indem er sie als artes mechanicae sive serviles bezeichnet. Denn wenn er auch, wie Maurenbrecher[1] richtig bemerkt, in der Deutung des Ausdruckes artes mechanicae nicht ganz konsequent ist, so denkt er doch, wo er ihn anwendet, überwiegend an Arbeiten, die nur den Körper in Anspruch nehmen, Arbeiten, die Aristoteles bald als handwerksmäßig bald als Tagelöhnerarbeiten bezeichnet. Wenn also Thomas zugleich auch das Adjektiv „sklavisch" braucht, so folgt er derselben Anschauung, die Aristoteles zur Bildung des Begriffes der Tagelöhner- und Sklavenarbeiten veranlaßte, er koordiniert in gewissem Sinne die Arbeiter und die Sklaven ganz ähnlich wie dieser.

Die zweite Tatsache möchte ich aber so vor Augen führen: Die aristotelische Stelle, in der gesagt wird, daß die Handwerker früher vielfach Sklaven gewesen waren und zum Teil es noch seien, ist in frischer Erinnerung. Nun vergleiche man aber damit die Art und Weise, wie Thomas diese Stelle in seinem Kommentar variiert: „Dicit ergo primus, quod circa civem adhuc remanet quaedam dubitatio: utrum scilicet ille solus sit civis, qui potest communicare in principatu civitatis; an etiam viles artifices sint ponendi cives, quos non contingit communicare in principatu. Et obicit ad utramque partem: quia si mercenarii dicantur cives, ad quos nihil pertinet de civitatibus, sequetur, quod virtus, quam diximus esse boni civis, ut scilicet possit bene principari et subici, non pertineat ad omnem civem . . .; remanebit dubium, in quo genere sint ponendi mercenarii . . . Unde in antiquis temporibus viles artifices, et etiam peregrini, apud quasdam civitates erant servi, sic etiam et modo multi sunt tales."[2] — Da, wo Aristoteles von den den Lohnarbeitern beigezählten Handwerkern spricht, spricht Thomas von den gemeinen Handwerkern, die er, wie wir sehen, den Lohnarbeitern nebenordnet oder mit diesen identifiziert. Und bei beiden findet sich ein entschiedener — wenn auch bei Thomas rein historischer bzw. tatsächlicher, nicht aber programmatischer — Hinweis auf die Sklaven. Insofern wirkt die aristotelische Koordi-

[1] Thomas von Aquinos Stellung zum Wirtschaftsleben seiner Zeit 67.
[2] Comm. in Pol. 3, lect. 4, p. 460/461.

nation von Handwerkern und Sklaven in einer allerdings abgeschwächten und variierten Form bei Thomas nach. Ja die Variierung wird gerade in dem Sinne vorgenommen, daß der Kerngedanke, trotz aller historischen Wandlungen, aufrecht erhalten werden könne: In der Zeit zwischen Aristoteles und Thomas hat die Bedeutung und die Wertschätzung der Handwerker gewaltig zugenommen. Darum spricht Thomas ausschließlich von gemeinen Handwerkern. Nur für diese hatte die Zusammenstellung mit den servi jetzt noch einen Sinn[1]. —

Je mehr man indessen hervorhebt, daß auch Thomas an gewissen Stellen den Arbeiterbegriff an den Sklavenbegriff anlehne, um so entschiedener muß man betonen, daß diese Anlehnung, wenn man sie mit der bei Aristoteles nachgewiesenen in Vergleich bringt, ganz andern Sinn hat. Man darf eben nicht außer acht lassen, daß Thomas die Koordination von Handwerkern und Sklaven nicht bloß, wie wir eben gesehen haben, den veränderten Zeitverhältnissen anpasse, sondern auch, durch Fortlassung des programmatischen Satzes, die Handwerker sollten, von Rechts wegen, Sklaven bleiben bzw. nicht als den Vollbürgern ebenbürtig anerkannt werden, abschwäche, ja in praktischer Hinsicht annulliere. Auch darf nicht übersehen werden, daß er die Worte „artes mechanicae vel serviles“ zwar oft, aber, wie ich bereits bemerkte, nicht durchweg in dem oben festgelegten Sinne brauche — daß er also, wie es scheint, auf letzteren keinen besondern Wert lege. Ganz besonders ist aber zu berücksichtigen, daß sich bei Thomas nirgends eine Verknüpfung des Sklaven- und des Arbeiterbegriffes vorfindet, die nicht auf ein aristotelisches Vorbild zurückwiese. Denn dieses muß nach all dem Vorausgeschickten den Eindruck hervorrufen, daß Thomas nicht etwa,

[1] Sehr treffend sagt in dieser Beziehung Maurenbrecher (a. a. O. 71): „Der Grund, warum Thomas die aristotelischen Worte in dieser Weise interpretiert, liegt lediglich darin, daß die Wirklichkeit ihm eine gänzlich andere Anschauung bot, als sie Aristoteles gekannt hatte. Waren für diesen noch alle Gewerbetreibende Lohnwerker (Bücher!) gewesen und hatte er sie deshalb den Sklaven noch ziemlich gleichstellen können, so kannte die Zeit des Thomas neben derartigen Lohnwerkern doch auch eine stattliche Zahl von Handwerksmeistern, für die ein Vergleich mit den Sklaven jeden Sinn verloren hatte. So versteht also Thomas die Worte des Aristoteles ganz richtig, wenn er sie nur auf jene niederen Lohnwerker bezieht, aber der Sinn dieser Ausführung mußte sich notwendig ändern, weil eben die Bedeutung der Leute eine andere gewesen war, auf die sie sich beziehen.“

wie Aristoteles, den Sklavenbegriff als eine bekannte Größe voranstelle und den Arbeiterbegriff als eine unbekannte auf ihn zurückzuführen bestrebt sei — solches wäre zu Thomas' Zeit, wo die Sklaverei nur noch eine geringe Rolle spielte, auch kaum möglich gewesen —, sondern daß er sich einfach von der schulmäßigen Tradition habe leiten lassen. Diese schwörte eben auf Aristoteles und glaubte in dem von ihm besonders sorgfältig herausgearbeiteten Sklavenbegriffe einen überaus zuverlässigen, einen überaus „wissenschaftlichen" Begriff zu sehen und war darum stets geneigt, den noch unsichern, unwissenschaftlichen Arbeiterbegriff an den ersteren anzulehnen, indem sie nicht bloß die aristotelische Sklavenlehre an sich, sondern auch deren Ausläufer nach der Seite der Lehre von den Arbeitern mit der größten Pietät bewahrte.

Ja von diesem Standpunkte aus lag es sogar äußerst nahe, den „wissenschaftlichen" servus-Begriff in dem Sinne fortzubilden, daß er als Stütze für den anzulehnenden Arbeiterbegriff nur um so bessere Dienste leisten könne. Und es ist interessant, daß sich bei Thomas, wenn auch noch nicht diese Fortbildung selbst, so doch ein Anlauf zu derselben findet:

„Ad primum dicendum", heißt es in der Summa[1], „quod quia filii Israel erant a Domino de servitute liberati et per hoc divinae servituti addicti, noluit Dominus, ut in perpetuum servi essent, unde dicitur: Si paupertate compulsus vendiderit se tibi frater tuus, non eum opprimes servitute famulorum, sed quasi mercenarius et colonus erit; mei enim sunt servi, et ego eduxi eos de terra Aegypti, ut non veneant conditione servorum; et ideo, quia simpliciter servi non erant, sed secundum quid finito tempore dimittebantur liberi.

„. . . Ad quartum dicendum, quod sicut dictum est, nullus Iudaeus poterat possidere Iudaeum quasi simpliciter servum; sed erat servus secundum quid quasi mercenarius usque ad tempus. . . . Per hunc etiam modum non solum filium suum, sed etiam seipsum aliquis vendere poterat magis quasi mercenarium, quam quasi servum."

Man beachte die scharfe Gegenüberstellung des „simpliciter servus" und des „servus quasi mercenarius". Man beachte die schließliche Umschreibung „magis quasi mercenarius, quam quasi servus". Offenbar verliert der servus-Begriff die Geschlossenheit

[1] 2 1, q. 105, a. 4, concl.

und Starrheit, die ihm von Hause aus anhaftet, offenbar wird er in einen eigentlichen und einen uneigentlichen, dem Arbeiterbegriff angenäherten Sonderbegriff zerschnitten, und insofern ist ein Anlauf zur Fortbildung in der eben angedeuteten Richtung schon vorhanden.

Zugleich beachte man aber, daß Thomas auch hier von Anordnungen des „alten Gesetzes“ spricht, daß die ganze Ausführung von einer ethischen Auffassung durchtränkt ist. Denn alsdann wird man gewahr: Es ist die oben konstatierte Ethisierung und die damit zusammenhängende Milderung des Sklavereiverhältnisses, welche für die Abspaltung eines uneigentlichen, eines „zahmen“ servus-Begriffs erst die ideelle Möglichkeit, erst den naturgemäßen Grund und Boden schuf. —

Antonin von Florenz (1389—1459)[1] nimmt hinsichtlich der servi einen Standpunkt ein, den er durch die folgende grundsätzliche Ausführung beleuchtet: „Debent domini considerare servos ex eisdem feminibus esse ortos, sicut dicit Seneca. Eodem frui coelo, eque spirari, eque mori. . . . Sic ergo cum inferiore vivas, quem admodum superiorem tecum velis vivere. Insuper considerare debent domini se ab uno Deo esse productos, ad suam imaginem esse factos, et eiusdem gloriae esse capaces.“[2]

Gleich Thomas von Aquin sucht er also die Sklavenlehre zu ergänzen und zu vertiefen, indem er sie auf einem ethischen Untergrunde aufbaut. Und demgemäß betont er, ganz wie Thomas, mit besonderem Nachdrucke das alttestamentarische Gebot der modestia. „Mandavit Deus in lege veteri quod servi modeste a dominis tractentur.“[3] Nur daß er bei dieser allgemeinen Anweisung nicht stehen bleibt, sondern das Verhalten des dominus zu dem servus auch im einzelnen, auch in concreto scharf reglementiert. „Domini ad servos tripliciter se habere debent, videlicet ut sint in loquendo placidi, ne verbis durioribus exasperentur. In remunerando benefici, ne compulsi necessitate furentur. Et in mandando discreti, ne nimis gravaminibus onerentur.“[4]

Unter diesen drei Verhaltungsmaßregeln wird dann insbesondere die mittlere — in remunerando benefici — scharf herausgestrichen. Ja Antonin gelangt, indem er diese Maßregel präzisiert, zu einem

[1] Summa theologica. 1476—1481. S. Ilgner, Die volkswirtschaftlichen Anschauungen Antonins von Florenz, Paderborn 1904.

[2] Summa 4, 2 6 § 7. [3] Ebd. [4] Ebd.

ganzen System von Entlöhnungsnormen — er gelangt zu einer sehr ausgebildeten servi-Lohnlehre, die als seine eigene Tat erscheint.

Daneben gibt er aber eine nicht minder ausgebildete Arbeiterlohnlehre, und es ist überaus auffallend: Diese Lohnlehre steht mit der erstgenannten in einem äußerst innigen Zusammenhange, sie steht zu ihr teils in einem Analogie-, teils in einem Ergänzungsverhältnis. So kann man geradezu von einer einheitlichen Lohnlehre Antonins sprechen, einer Lohnlehre, die sich auf die servi und auf die Arbeiter bezieht. — Wie soll man diese merkwürdige Tatsache erklären? —

Offenbar liegt der Gedanke am allernächsten, daß Antonin in der schulmäßigen Tradition bleiben, daß er, wiederum wie Thomas von Aquin, den Arbeiterbegriff an den „wissenschaftlichen" servus-Begriff anlehnen möchte, daß er aber in diesem Bestreben noch bedeutend weiter gehe und speziell zu einer sehr eindringlichen Koordination hinsichtlich der beiderseitigen Lohngrundsätze greife.

Anderseits ist es aber ganz sicher, daß er diese Lohngrundsätze von den Arbeitern auf die servi übertragen habe und nicht umgekehrt. Da nämlich, wo Antonin von der Entlöhnung der servi spricht, bringt er ausschließlich Allgemeines und Abstraktes, da, wo er von den Arbeiterlöhnen handelt, bringt er sichtlich mehr: Er illustriert seine Behauptungen durch ein konkretes Tatsachenmaterial, das er der florentinischen Wollindustrie entnimmt, und bemerkt erläuterungsweise, daß das dort Vorgefundene auch auf andere Gewerbszweige passe[1]. Demgegenüber muß man also annehmen, daß er die Arbeiterlohnverhältnisse positiv studiert und daß er die hier auf rein induktivem Wege ermittelten Endergebnisse erst nachträglich auf die Löhne der servi mit ausgedehnt habe — daß er den Arbeiter beobachtete und an den servus lediglich dachte, daß dieser für ihn eine Denkkategorie, jener aber ein Forschungsobjekt war.

Alles in allem scheint es sich demnach so zu verhalten, daß Antonin das auf seiten der Arbeiterlöhne Vorgefundene in seine Lehre von den Löhnen der servi hineinlegte und so eine Gleichmäßigkeit dieser letzteren mit der Arbeiterlohnlehre, damit aber eine Koordinierungsmöglichkeit für die beiderseitigen Grundsätze erzielte. Auf diese Weise konnte er seiner Neigung zur lebendigen

[1] Summa 1, 17 § 8.

Wirklichkeitsbeobachtung treu bleiben und doch, kompromißartig, den Erfordernissen der schulmäßigen Tradition, der zeitgenössischen „grauen Theorie“ willfahren.

Sieht man indessen von dem Zwange dieser Theorie ab, und hält man sich an das wahre, an das ursprüngliche Wesen der Antoninschen Lohnlehre, so muß man diese, obwohl sie formell einerseits von Arbeiterlöhnen, anderseits von den Löhnen der servi handelt, als ein Ganzes auffassen und lediglich als eine Arbeiterlohnlehre zu begreifen suchen.

Auch ist es nur so möglich, ihre Entstehung hinlänglich aufzuklären. In welcher Weise — darüber wird erst das zweite Kapitel berichten. —

Was endlich Javellus anbetrifft, so sagt dieser, im Jahre 1540, an einer Stelle seiner Philosophia oeconomica[1]: „Apud gentes extra catholicam fidem tria videntur esse servorum genera, servus ex natura, servus ex lege, servus ex emptione. In divina autem et christiana lege sunt quinque, scilicet servus ex natura, ex lege, ex emptione, ex mercede, ex virtute et dilectione.“[2] An einer andern Stelle derselben Schrift sagt er hingegen: „Apud gentes barbaros omnes servientes dicuntur servi, . . . in christiana religione servi proprie appellantur . . . qui aut captivi aut empticii sunt, conductos autem et obsequiosos ex virtute non servos, sed servitores aut ministros appellamus.“[3]

Liest man diese Stellen unmittelbar hintereinander, so ist der erste Eindruck der, daß sich Javellus einfach widerspreche. Indessen will er offenbar sagen, daß es im Sinne der christlichen Anschauung auch servi ex mercede bzw. ex virtute et dilectione gebe, daß aber die betreffenden Leute im Sinne der nämlichen Anschauung keine servi proprie, d. h. keine servi in der technischen, in der eigentlichen Bedeutung dieses Wortes seien. Er unterscheidet eben einen weiteren und einen engeren servus-Begriff und spricht in der erstangeführten Stelle nur von jenem, in der zweiten nur von diesem. Das ist es, was den Eindruck eines Widerspruchs hervorruft.

In seinen sonstigen Ausführungen betont aber Javellus vor allem den weiteren servus-Begriff. Ja die bewußte Ausbildung und Entfaltung des letzteren muß als seine Tat bezeichnet werden.

---

[1] Ed. Venet. 1540. — S. Ilgner a. a. O. 204 und 215.

[2] Tractatus 5, cap. 2, p. 203 f. [3] Ebd. 5, cap. 5, p. 211 f.

Der gesamten Lehre über die Verhältnisse der unteren Volksklassen, insbesondere über deren Löhne, wird eben das schon erwähnte fünfgliedrige Schema zu Grunde gelegt, das die servi im weiteren Sinne umfassen soll und das im einzelnen die servi ex natura, ex lege, ex emptione, ex mercede und endlich ex virtute et dilectione in sich aufnimmt. Was dabei unter den drei ersten Sonderbegriffen verstanden werde, ist wohl ohne weiteres klar: Es handelt sich um die servi im engeren Sinne, die servi proprie, nur sind diese fein differenziert. Und auch der fünfte Sonderbegriff bietet keine weiteren Schwierigkeiten: Gemeint sind die freien Bediensteten, die, ohne Anspruch auf Lohn, der Tugend wegen, d. h. aus idealen Beweggründen oder persönlicher Zuneigung, also in jedem Falle freiwillig, ihre Dienste leisten; es sind dieselben, die Javellus anderswo als die sponte servientes, als die freiwillig Dienenden bezeichnet.

Nun aber die vierte Klasse, die sog. servi ex mercede. Hier könnte man zunächst im Zweifel sein, ob man an die freien, gegen Lohn gemieteten Hausbediensteten oder allgemeiner an die Lohnarbeiter (mercenarii) schlechtweg denken solle. Durch anderweitige Ausführungen wird indessen die Frage zu Gunsten der zweiten Annahme entschieden:

In einem späteren Traktate hebt Javellus das Handwerk (via artificialis) von der Lohnarbeit (via mercenaria sive conducticia) sehr scharf, weit schärfer, als es Thomas getan hatte, ab. Das erstere charakterisiert er in der Weise, daß hier eine Kunst des Gelderwerbes bzw. der Geldgewinnung wegen ausgeübt werde. Hinsichtlich der zweiten sagt er aber: „Via mercenaria sive conducticia acquiritur pecunia, quando quis pro tanta mercede vendit laborem et operas suas, sive diurnas (Tagelöhner), sive mensales, sive annuales, a quibus denominatur servus conducticius“[1] (offenbar ein anderes Wort für den servus ex mercede). Auch sagt er etwas später, indem er den Erwerb des Lohnarbeiters zu rechtfertigen sucht: „Via mercenaria iusta est, quia nihil est magis in potestate hominum quam servitus et labor et opera corporis et animae; ergo sicut possidens agrum (dasselbe Bild wird etwas früher auch behufs Rechtfertigung des Handwerkererwerbes gebraucht) iuste vendit fructum agri, sic impendens servitutem et laborem et operam corporis sui et animae iuste potest recipere pecuniam pro mercede sua.“[2]

[1] Tractatus 6, cap. 6, p. 224/225. [2] Ebd. p. 226.

Die Identifizierung von servitus im allgemeinen Sinne von Dienst mit der Arbeit (bestimmter gemieteter Arbeit) erklärt es ohne weiteres, in welcher Weise Javellus dazu gekommen sei, den Lohnarbeiter als servus ex mercede bzw. servus conducticius zu bezeichnen. Er wollte eigentlich nur andeuten, daß der Lohnarbeiter jemandem diene, zu jemandem in einem Dienstverhältnis stehe. Daß er aber dies eigenartige, doch wesentlich mildere Dienstverhältnis mit der klassischen Sklaverei (sei es nun ex natura, sei es anderer Art) in ein festgefügtes Begriffsschema zusammenkette, daß er sich, mit großer theoretischer Kühnheit, zur Bildung eines weiteren, so Verschiedenartiges umfassenden servus-Begriffes emporschwinge — das ist es, was im höchsten Maße auffallen muß und was in dem gegenwärtigen Zusammenhange eine besondere Unterstreichung heischt.

Wozu eben Thomas von Aquin nur einen Anlauf genommen hat, das tritt bei Javellus mit allergrößter Bestimmtheit zutage: Der servus-Begriff ist weitgehend fortentwickelt, er ist es so sehr, daß er sich dem Arbeiterbegriff nicht bloß annähert, sondern diesen, oder genauer den Lohnarbeiterbegriff, völlig in sich schließt. Auf diese Weise wird der Arbeiterbegriff an den hergebrachten servus-Begriff so entschieden angelehnt wie nie zuvor. Die schulmäßige Tradition feiert hier ihren höchsten, blendendsten Triumph.

Gerade dieser Höhepunkt deutet aber auf das Ende. Das Javellussche Begriffsschema ist, wenn man will, sehr präzis und konsequent, aber gleichzeitig ist es auch gekünstelt. Es beherbergt allzu Ungleichartiges und verdankt seine Existenz dem weiteren servus-Begriff, der schließlich nicht viel mehr ist als ein leerer Schatten. Eben darum ist es nur eine interessante Spielerei, doch wo es nützlich sein soll, da versagt es.

Man ersieht letzteres insbesondere aus folgendem: Unter den einzelnen Abarten des servus-Begriffs bespricht Javellus an erster Stelle die servi ex natura und beschäftigt sich mit der Frage, wie wohl diese zu behandeln seien. Er verlangt also, um nur das Wesentlichste hervorzuheben, daß bei der Arbeitszuweisung das Zuviel und das Zuwenig gleichmäßig vermieden werde, daß man die modestia nicht außer acht lasse und dem Alter sowie auch der condicio eines jeden durchweg Rechnung trage[1]. Er verlangt weiter, daß die necessaria vitae verabreicht werden, und spricht insbeson-

[1] Tractatus 5, cap. 3, p. 204 f.

dere von der „sufficientia nutrimenti quoad qualitatem et quantitatem proportionaliter naturae suae", d. h. der Natur des servus. — Späterhin spricht er aber eingehender über die servi ex mercede bzw. servi conducti, unter denen er die servi conducti per annum und die servi conducti per diem (Tagelöhner) sehr scharf unterscheidet. Und da sagt er nun hinsichtlich der ersteren, indem er eingestandenermaßen in concreto an die famuli und die servitores nobilium denkt: „Dominus se gerat erga illos quoad necessaria vitae et mores et officia et conservationem et consilia et secreta sicut dominus in cap. 3 de servis ex natura."[1]

Wohlgemerkt, die Verhaltungsmaßregeln, die er hinsichtlich der servi ex natura formuliert hatte, überträgt nun Javellus auf die servi conducti per annum und nur auf diese, nicht aber auf die servi conducti per diem. Und hinsichtlich der letzteren weiß er dann nachträglich nichts mehr als dies zu sagen: „De servis conductis per diem vel per aliquos dies dominus non habet multum solicitari quoad mores, ad conversationem et consilia et secreta, quoniam sunt in transitu et sufficit quod fideles sint in opere pro quo conducunt, nec in eo deficiant et accipiant mercedem promissam et vadant."[2]

Wir sehen es: Hinsichtlich der Tagelöhner bringt Javellus nur Negatives, weil er fühlt, daß eine Parallele mit den servi ex natura, mit den Sklaven, hier ein Unding wäre. Zwischen diesen und den jahrweise gemieteten Lohnarbeitern, insbesondere den von Dienstherren beköstigten Hausbediensteten, läßt sich eine solche zur Not noch durchführen. Die Verhältnisse der Tagelöhner und der Sklaven sind fast in jeder Hinsicht disparat. Die ersteren, die Tagelöhner, fallen eben, sofern man an dem Javellusschen Begriffsschema und den dadurch vorgezeichneten Analogien festhält, aus dem Rahmen. Damit erscheint aber das ganze so kunstvoll aufgebaute Begriffsschema als in praktischer Hinsicht ganz unbrauchbar. Es erscheint als gerichtet und als abgetan. —

Mit der Behandlung des Javellusschen Lehrsystems möchte ich das vorliegende Kapitel abbrechen. Denn das Gesamtbild ist nun etwa dieses: Schon die Theorien des Altertums vermochten den (freien) Arbeiter dem Sklaventypus nur fragmentarisch anzunähern. Im Mittelalter mußte aber die zunehmende Mannigfaltigkeit der Arbeiterverhältnisse und vor allem das trotz aller Ethi-

[1] Tract. 5, cap. 5, p. 211. [2] Ebd.

sierungsversuche unaufhaltsame Verblassen des Sklaventypus — sein Schwinden in der Wirklichkeit, sein Erstarren in der Doktrin — die Chancen völlig aussichtslos gestalten. Man spinnt allerdings immer noch Theorien, man spinnt sie im Mittelalter und auch später, ja man bildet sogar den spröden Sklaventypus fort. Aber bei alledem handelt es sich um ein gelehrtes Beiwerk, das ebensogut fortfallen könnte, und wo man mit der Sache wirklich Ernst macht, da ist das schließliche Ergebnis — Bankrott. Weshalb hätte man also noch weitere Versuche dieser Art zu verfolgen? Sie können den Eindruck des absoluten Versagens nicht steigern.

Hingegen ist dieses Versagen als solches festzuhalten. Es bildet den negativen Hintergrund, von dem sich das Entstehen und Nachwirken der eigentlich mittelalterlichen Anschauung scharf abhebt. Eben weil das Bestreben, den Arbeiterbegriff an den schulmäßigen, altertümlichen Sklavenbegriff anzulehnen, sich als vergeblich erwies, suchte man ihn durch Anlehnung an den sehr lebendigen mittelalterlichen Armenbegriff zu entfalten. —

Zweites Kapitel.

Die mittelalterliche Anschauung in der Literatur: Der Satz „mercenarii pauperes sunt".

Plato sagt in seinem „Staate", daß in Oligarchien die Vermögensanhäufung bei wenigen die Zahl der Drohnen und Armen vermehre. Anders sei es aber im Kriege. Hier können Arme von den Reichen keineswegs verachtet werden, vielmehr komme es dann vor, daß ein hagerer, von der Sonne verbräunter Armer, wenn er in der Schlacht neben einem im Schatten verweichlichten Reichen zu stehen komme, sehe, wie dieser wegen des vielen fremden Fleisches an Engbrüstigkeit und Beschwerden aller Art leide. Alsdann werde er aber bei sich denken, solche Leute wären nur durch seine und der Seinigen Feigheit reich, und er werde, wenn er hernach mit seinesgleichen zusammenkomme, diesen verkünden und sich von ihnen sagen lassen: „Unsere Herren sind Nichts?" So entstehe, wenn die Armen den Sieg davontragen, die Demokratie[1].

In dieser anschaulichen Schilderung denkt Plato an die Armen als eine Klasse für sich. Aber der Standpunkt, den er einnimmt, ist rein politisch, die wirtschaftliche Seite wird gar nicht behandelt.

---

[1] Staat 8, 556.

Nur könnte man aus der Tatsache, daß er, von Kriegszeiten abgesehen, von „Drohnen und Armen“ spricht, den negativen Schluß ziehen, daß er an müßige Arme, am allerwenigsten also an Arbeiter, die arm wären, denke.

An andern Stellen wird aber eine Beziehung zwischen dem Arbeiter- und dem Armenbegriffe bereits angebahnt.

In gewissem Sinne geschieht dieses schon direkt. Nämlich in dem folgenden, gleichfalls dem „Staate“ entnommenen Dialog: „Wenn ein Töpfer reich geworden ist, glaubst du, daß er sich noch um seine Kunst werde bekümmern wollen? — Mit nichten, sagte er. — Sondern er wird immer fauler und nachlässiger werden? — Gar sehr. — Also wird er ein schlechter Töpfer werden? — Auch das, sagte er, immer mehr. — Aber auch, wenn er sich seine Werkzeuge nicht anschaffen kann, aus Armut, oder sonst etwas zu seiner Kunst Gehöriges, wird er sowohl seine Arbeit schlechter machen, als auch seine Söhne oder wen er sonst in der Lehre hat, zu schlechteren Arbeiten aufziehen? — Wie sollte er nicht! — Durch beides also, Armut und Reichtum, werden sowohl die Werke der Arbeiter schlechter als auch sie selbst. — Das leuchtet ein.“[1] — Hier wird der Fall, wo der Arbeiter arm sei, gleich dem komplementären, wo er reich sei, nur als etwas Hypothetisches hingestellt. Über die Wirklichkeit wird nichts gesagt. Und überdies bezieht sich das Gespräch nur auf eine Klasse der Arbeiter — die Handwerker, die eben im Sinne des Altertums als Arbeiter gelten.

Wichtiger ist darum eine indirekte Anbahnung. Sie hängt mit dem Gehalte der eben zitierten Stelle eng zusammen. In dieser wird der Reichtum der Handwerker als etwas Hypothetisches hingestellt. Anderswo wird er aber als etwas Realisierbares, als eine wohl in Betracht kommende Möglichkeit behandelt. Spricht doch Plato sogar davon, daß die Handwerker, die reich geworden seien, zu höheren Klassen emporsteigen können[2]. Nun ist es aber gerade die Einsicht, daß die Handwerker bereicherungsfähig seien, woran, wenn auch allerdings indirekt, die Entwicklung der Ideen über Arbeit und Armut sich anschloß.

Schon Aristoteles förderte die Entwicklung sehr. Denn an einer Stelle der „Politik“[3], die ich schon im ersten Kapitel erwähnt habe, sagt er — zunächst ähnlich wie Plato — daß in Oligarchien,

---

[1] Staat 4, 421. [2] Ebd. 4, 431.
[3] Ebd. 3, 1278a.

wo die Teilnahme an den Bürgerrechten von einer hohen Schätzung abhänge, dem Handwerker die Möglichkeit zum vollen Besitz derselben wohl gegeben sei, „denn gar viele Handwerker bringen es zu Reichtum“. Über Plato hinausgehend bemerkt er aber gleichzeitig, daß in denselben Oligarchien „die Tagelöhner vom Bürgerrechte ausgeschlossen bleiben“. Offenbar weil sich deren Vermögensverhältnisse von denen der Handwerker in der hier in Frage kommenden Hinsicht unterscheiden. Zwischen den Tagelöhnern und den Handwerkern steht danach eine Scheidewand. Die letzteren können sich wohl bereichern, jene aber nicht.

Hier bricht jedoch Aristoteles ab. Der entscheidende Schritt blieb der mittelalterlichen Doktrin vorbehalten.

Bei Thomas von Aquin[1] erscheint er bereits als getan.

Der Kommentar — insbesondere die dort gegebene Paraphrase der eben besprochenen aristotelischen Stelle — bereitet in gewissem Sinne auf ihn vor. „In statu paucorum“, heißt es nämlich, „mercenarii non possunt esse cives, quia in huiusmodi politiis assumuntur aliqui ad principatus propter diuturnos honores praecedentes et divitias. Unde non de facili potest contingere, quod mercenarii ad honores assumantur, qui vix per totam vitam suam tantum possunt congregare, unde divites fiant. Sed artifices in talibus politiis possunt esse cives et principes, quia multi artifices cito ditantur, et ita possunt propter divitias in statu paucorum assumi ad principatus, cum per aliquod tempus ab artificiis se abstinentes, postquam fuerint ditati, honorabilem duxerunt vitam“[2] usw. — Daß hier nicht, wie bei Aristoteles, die Handwerker schlechtweg, sondern die höheren Handwerker zu den (den gemeinen Handwerkern, den viles artifices, anderswo gleichgestellten) Lohnarbeitern in Gegensatz gebracht werden, erklärt sich daraus, was ich im vorigen Kapitel über die Stellung Thomas' zu den Arbeiter- bzw. Handwerkerverhältnissen sagte. Im übrigen ist aber der Gegensatz der nämliche wie bei Aristoteles: Einer Klasse, die sich bereichern kann, steht eine Klasse gegenüber, die es nicht kann. Nur ist dabei ein eigentümlicher Schattierungsunterschied wahrzunehmen. Auf die Bereicherungsunfähigkeit der zweiten Klasse wird, im Vergleich mit Aristoteles, ein viel größerer Nachdruck gelegt. Der Satz „(Mercenarii) vix per totam vitam

---

[1] S. auch hier die oben zitierte Schrift Maurenbrechers.

[2] Zu 1278^{a} p. 461.

suam tantum possunt congregare, unde divites fiant" ist sehr anschaulich und lebendig, und er gehört, was besonders unterstrichen werden muß, durchaus Thomas an.

Nun aber die Summa: Hier wird zu dem negativen Satze, daß die Lohnarbeiter (mercenarii) nicht bereicherungsfähig, also durchweg nicht reich seien, das positive Komplement aufgestellt, sie seien stets arm. „Mercenarii pauperes sunt", sagt kategorisch Thomas von Aquin.

Darin liegt der entscheidende Schritt, von dem ich oben gesprochen habe. Der Satz: „mercenarii pauperes sunt" ist der Markstein, an dem die eigentliche Entwicklung der Ideen über Arbeit und Armut einsetzt und der die einleitende, schon mit Plato beginnende Entwicklung abschließt.

Nun beachte man aber: Die Errichtung dieses Marksteines erforderte einen plötzlichen Übergang von der negativen zu der positiven Auffassungsweise, sie erforderte einen eigenartigen geistigen Akt, der sich zwischen die beiden — insofern nur indirekt zusammenhängenden — Entwicklungsstadien als eine Art selbständigen Mittelgliedes einschob.

Wie hat nun diese Einschiebung stattgefunden? Vollzog Thomas eine rein logische Operation, hat er nur Negatives durch Positives ergänzt — oder hat er dieses Positive mittels eines materiellen Verfahrens ermittelt, wonach sich sein komplementäres Verhältnis zum Negativen ganz von selbst ergab? —

Die Frage, die damit aufgeworfen wird, ist für das Verständnis der mittelalterlichen Anschauungsweise grundlegend, und alles zwingt dazu, daß man sich für die zweite Annahme entscheide.

Schon der rein äußerliche Umstand, daß die Lohnarbeiter im Kommentar als nicht bereicherungsfähig, in der Summa als arm hingestellt werden, muß den Gedanken an eine rein logische und so überaus einfache Verknüpfung von vornherein ausschließen. Etwas so eng Zusammenhängendes hätte Thomas unmöglich zerrissen. In innerlicher Beziehung kommt aber in Betracht, daß in der Summa das Prädikat „arm" nicht bloß den Lohnarbeitern beigelegt, sondern, gelegentlich dieser Beilegung, auch eigentümlich fortgebildet wird.

Die Stelle, der ich zunächst nur den lakonischen Satz „mercenarii pauperes sunt" entnommen habe, ist nämlich, wenn man sie in extenso berücksichtigt, weit reichhaltiger, denn sie besagt wörtlich: „Mercenarii, qui locant operas suas, pauperes sunt, de

laboribus suis victum quaerentes quotidianum."[1] Es wird also nicht bloß gesagt, daß die Lohnarbeiter arm sind, sondern es wird ausdrücklich hinzugefügt, daß sie ihren täglichen Unterhalt aus ihren Arbeitsleistungen, aus ihrer Arbeit zu beziehen suchen. Der einheitliche Sinn ist aber offenbar der, daß eben ihre Armut, eben das Fehlen einer Quelle, aus der sie ihren Unterhalt schöpfen könnten, die Lohnarbeiter zur Unterhaltungsbeschaffung mittels Arbeit zwinge. Und im Hinblick darauf muß man sagen, daß hier nicht an die Armut als objektive Tatsache, sondern an die Folgen dieser Tatsache für die persönlichen Unterhaltsverhältnisse, an die Armut als subjektiven Zustand gedacht werde. Oder mit andern Worten: Daß es sich um einen im subjektiven Sinne fortgebildeten, um einen verinnerlichten Armutsbegriff handle.

Zu diesem verinnerlichten Armutsbegriffe gibt es aber im Kommentar bzw. bei Aristoteles kein negatives Gegenstück. Sicherlich ist also sein Ursprung nicht dort zu suchen. Hingegen findet man ihn ohne Schwierigkeit in der thomistischen Armenlehre, auf die ich aus diesem Grunde kurz eingehen möchte.

Thomas beschäftigt sich mit den Armen sehr eingehend, und der Standpunkt, den er ihnen gegenüber einnimmt, ist durchgängig ethisch. Wieder und wieder weist er auf die Heilige Schrift, auf die Kirchenväter, auf das Naturrecht hin, und es ist die christliche Nächstenliebe, die Charitas, welche er herbeiruft.

Alles dies erinnert lebhaft an die ethische Vertiefung der Sklavenlehre. Nur kann sich die Tendenz, die in letzterer durch die Sprödigkeit einer überlebten Institution und durch die Autorität der klassischen Vorbilder gehemmt wurde, hier ganz frei entfalten.

So erscheint jede Parallele mit den altertümlichen Schriftstellern von vornherein ausgeschlossen. Plato und Aristoteles sprachen von der Existenz armer Leute als von einer Tatsache, die einmal da ist und die als solche hingenommen werden muß. Thomas lehnt sich auf: Er will die Armut zwar nicht aus der Welt schaffen, aber er will, daß man beständig ihr entgegenwirke. Er will, daß diejenigen, die zu viel haben, denjenigen, die zu wenig besitzen, ihre Überschüsse abgeben. Er will, daß man unermüdlich einem Idealzustande zustrebe, wo jedem — allerdings unter Be-

---

[1] Summa 2, 1, q. 105, a. 2 ad 6.

rücksichtigung seiner condicio — das, was er zum Unterhalte brauche, zur Verfügung stehe.

Gewisse thomistische Grundlehren enthalten die Prämissen dieses Programms. So der Satz: „Necesse est quod bonum hominis consistat in quadam mensura, dum scilicet homo secundum aliquam mensuram quaerit habere exteriores divitias, prout sunt necessariae ad vitam eius secundum suam condicionem.“ [1] So der Satz: „In exterioribus divitiis non potest unus homo superabundare nisi alter deficiat.“ [2] So auch das allgemeine Postulat: „Non debet homo habere res exteriores ut proprias, sed ut communes“ [3] usw.

Was aber das Programm selbst anbetrifft, so wird dieses nach zwei Richtungen hin durch detaillierte Normen präzisiert.

Einerseits wird nämlich eingeschärft, daß diejenigen, die zu viel haben, nur ihren Überschuß, aber diesen dann auch ganz zur Unterstützung der Armen verwenden. Sie sollen nur ihren Überschuß für andere aufopfern: „Primo oportet quod unusquisque sibi provideat et his quorum cura ei incumbit et postea de residuo aliorum necessitatibus subveniat.“ [4] — „Res quas aliqui superabundanter habent, ex naturali iure debentur pauperum sustentationi.“ [5] Sie sollen aber den Überschuß ganz hingeben: „Dominus non solum decimam partem, sed omnia superflua pauperibus iubet exhiberi. . . . Quod superest date eleemosynam“ [6].

Anderseits wird aber verlangt, daß diejenigen, die zu wenig haben, das, was ihnen fehle, in genügendem Ausmaße, aber gleichzeitig auch nicht mehr erhalten. „Ex parte eius cui datur est abundans eleemosyna dupliciter: Uno modo, quod suppleat sufficienter eius indigentiam, et sic laudabile est abundanter eleemosynam tribuere. Alio modo, ut superabundet ad superfluitatem. Et hoc non est laudabile, sed melius est pluribus indigentibus elargiri.“ [7] Das Almosen sei eben dem Armen zu geben „non ut inde luxurietur, sed ut inde sustentetur“ [8].

Diese Verhaltungsnormen, die sowohl auf seiten der Almosengeber als auf seiten der Almosenempfänger das zum Unterhalte nicht Erforderliche von dem dazu Erforderlichen zu scheiden suchen, sollen eben die Annäherung an den Idealzustand, an das allgemeine Zugebotestehen des zum Unterhalte Erforderlichen ermöglichen

---

[1] Summa 2, 2, q. 118, a. 1c.
[2] Ebd. 2, 2, q. 118, a. 1 ad 2.
[3] Ebd. 2, 2, q. 66, a. 2c.
[4] Ebd. 2, 2, q. 32, a. 5c.
[5] Ebd. 2, 2, q. 66, a. 7c.
[6] Ebd. 2, 2, q. 87, a. 1 ad 4.
[7] Ebd 2, 2, q. 32, a. 10c.
[8] Ebd. 2, 2, q. 32, a. 10 ad 3.

helfen. Aber letzteres wird, wie ich bereits oben bemerkte, nicht in egalitärem, nicht in nivellierendem Sinne gedeutet. Daß der condicio eines jeden Rechnung getragen werden solle — das wird durch eine weitere Ausgestaltung, durch äußerst feine Schattierungen der eben festgelegten Normen suggeriert.

Besonders mannigfaltig sind diese Schattierungen auf der Seite der Almosengeber. Hier wird nämlich eine scharfe Differenzierung zweier Abarten des zum Unterhalte Erforderlichen oder, wie Thomas sagt, des zum Leben Notwendigen (necessarium), nach unserem modernen Sprachgebrauche eine Trennung des physischen und des moralischen Minimums vollzogen: „Necessarium dupliciter dicitur: Uno modo, sine quo aliquid esse non potest, et de tali necessario omnino eleemosyna dari non debet. Puta si aliquis in articulo necessitatis constitutus haberet solum unde posset sustentari, et filii sui, vel alii ad eum pertinentes. De hoc enim necessario eleemosynam dare est sibi et suis vitam substrahere. . . . Alio modo dicitur aliquid esse necessarium sine quo non potest convenienter vita transigi secundum condicionem et statum propriae personae et aliarum personarum quarum cura ei incumbit. Huiusmodi necessarii terminus non est indivisibili constitutus, sed multis additis non potest diiudicari esse ultra talem necessarium et multis subtractis adhuc remanet unde possit convenienter aliquis vitam transigere secundum proprium statum. De huiusmodi ergo eleemosynam dare est bonum et non cadit sub praecepto, sed sub consilio. Inordinatum autem esset si aliquis tantum sibi de bonis propriis substraheret, ut aliis largiretur, quia de residuo non posset vitam transigere convenienter secundum proprium statum et negotia occurentia. Nullus enim inconvenienter vivere debet. Sed ad hoc tria sunt excipienda. . . . In his enim casibus (Fälle der extremen Not usw.) laudabiliter praetermitteret aliquis id, quod ad decentiam sui status pertinere videretur, ut maiori necessitati subveniret.“ [1]

Von den letztgenannten Ausnahmen abgesehen, soll also jeder nur so viel zu geben verpflichtet sein, daß er unter gebührender Rücksichtnahme auf den Unterhalt seiner Angehörigen im weitesten Sinne des Wortes und auf die jeweilige Geschäftslage convenienter, und zwar nach Maßgabe der condicio oder des status propriae personae sowie der diesem Status entsprechenden decentia zu leben

[1] Ebd. 2, 2, q. 32, a. 6.

vermöge. Oder, wie an einer andern Stelle gesagt wird, das necessarium ist verschieden „secundum quod persona dignitatem importat“ [1].

Auf seiten der Almosenempfänger, der Armen, gehen nun allerdings die Schattierungen nicht so weit, können nicht so weit gehen. Indessen wird doch unmittelbar nach dem Satze, daß Almosen gespendet werden solle, „non ut inde luxurietur, sed ut inde sustentetur“ gesagt: „Circa quod tamen est discretio adhibenda propter diversas condiciones hominum, quorum quidam delicatius nutriti indigent magis delicatis cibis aut vestibus.“ [2] Die condicio wird also in gewissem Umfange auch hier noch betont.

Dieser Umstand ist sehr belangreich. Er ermöglicht uns, aus all dem eben Gesagten die Bilanz zu ziehen.

Die Idee der rein persönlichen condicio durchtränkt — so können wir jetzt sagen — die ganze thomistische Armenlehre, und dies ist nur ein besonders charakteristisches Symptom dafür, daß diese Armenlehre durchweg auf eine Ausgleichung der subjektiven Unterhaltsverhältnisse ausgeht. Speziell wird aber die condicio, wenn auch allerdings in relativ minderem Maße, auch bei den Armen berücksichtigt, denn auch bei diesem sind es die Unterhaltsverhältnisse, welche betont werden. Der Arme ist im Sinne von Thomas nicht ein Mann, welcher, objektiv, über keine oder wenige Güter verfügt, sondern ein Mann, welcher, subjektiv, einen Unterhaltsmangel empfindet und welcher — wie wir ungezwungen zusetzen können — diesen Unterhalt erst sucht.

Da haben wir den im subjektiven Sinne fortgebildeten, den verinnerlichten Armenbegriff, den wir aus dem Satze „mercenarii pauperes sunt, de laboribus suis victum quaerentes quotidianum“ herausgelesen haben. Offenbar ist Thomas zu diesem Satze derart gelangt, daß er sich sagte, auch die Arbeiter werden durch Unterhaltsmangel zum Unterhaltsuchen — in diesem Falle zum Suchen eines Unterhaltes aus Arbeit — veranlaßt. Offenbar hat er nichts anderes getan, als daß er seinen allgemeinen Armenbegriff auf die Lohnarbeiter anwendete und so ein Produkt der Armenlehre in die Lehre von den Arbeitern hineintrug.

Dieses Hineintragen erfolgte aber auf Grund einer ganz bestimmten Voraussetzung:

[1] Summa 2, 2, q. 32, a. 5c.

[2] Ebd. 2, 2, q. 32, a. 10 ad 3.

Indem Thomas die Lohnarbeiter, oder kurz die Arbeiter in unserem Sinne den Armen, d. h. denjenigen beizählte, die ihren Unterhalt erst suchen, aber ihn einstweilen noch nicht haben, hob er sie gegen die Reichen, die einen Unterhalt schon haben, scharf ab. Offensichtlich war er also der Meinung, daß zwischen dem Reichtum, also dem Vermögensbesitz einerseits, und der Arbeit (Lohnarbeit) anderseits ein sehr tiefer Gegensatz bestehe. Jener sei eine Bedingung des Unterhaltes, diese sei eine Folge des Unterhaltsmangels. Jener sei Unterhaltsquelle, diese nur ein Surrogat einer solchen: Erst wo der Vermögensbesitz versage, erst wo Armut im Sinne der Vermögenslosigkeit einsetze, stelle die Arbeit ergänzend sich ein.

Auch bemerke man, daß nur die Arbeit, nicht aber der Erwerb in einen solchen Gegensatz zum Vermögensbesitz gebracht wird. Die als bereicherungsfähig hingestellten höheren Handwerker werden eben nicht als arm bezeichnet, und ebensowenig andere Erwerbsleute. Die Arbeit wird also vom Standpunkt der Unterhaltsverhältnisse, der Ernährungsfrage weder dem Vermögensbesitze noch dem Erwerbe gleichgestellt, sie wird mit dem Begriff der Armut im Sinne eines Mangels an Vermögen und an einem dem letzteren gleichgeachteten Erwerbe verknüpft.

Man sieht es schon: Es handelt sich um eine Anschauung, die den damaligen Zeitverhältnissen im großen und ganzen wohl entsprach. Stand doch damals der „feste“ Vermögensbesitz — das traditionelle Immobiliar- und das rasch aufstrebende Mobiliarvermögen — noch immer im Vordergrunde, spielte doch der „sichere“ Erwerb schon eine größere, schwer erkämpfte Rolle, während die Arbeit kaum den Schauplatz betreten hatte und die obligaten Garantien der Festigkeit und der Sicherheit nicht darbot. In der Tat — man muß die in Rede stehende Anschauung eine für ihre Periode geschichtlich notwendige, eine natürliche nennen.

Auch war sie, eben deswegen, für ihre Periode unschädlich. Sie hatte nichts Verletzendes. Die Spitze, die man heute in ihr argwöhnen könnte — eine Spitze gegen die Arbeit — fehlte ihr vollkommen.

Letzteres ersieht man insbesondere aus gewissen Stellen in den „Quaestiones quodlibetales“, die formell von der Handarbeit sprechen, die aber nichts anderes sind als Paraphrasen des Grundlehrsatzes: „Mercenarii pauperes sunt de laboribus suis victum quaerentes quotidianum“ — sofern man sich allerdings aus dem-

selben den Ausdruck „pauperes“ hinwegdenkt — und die sich in Wirklichkeit auf die Lohnarbeit beziehen.

Zunächst denke ich dabei an zwei Stellen, die auf verschiedene Weise einen und denselben Gedanken wiedergeben, und die zu der Frage Stellung nehmen, inwiefern der Mensch zur Handarbeit verpflichtet erscheine. Die Stellen lauten: „Qui habet, unde licite vivere possit, non tenetur manibus operari; qui autem non habet, unde alias vivat, vel nisi aliquo illicito negotio victum acquirat, tenetur manibus laborare.“ — „Non oportet quod aliquis peccet non laborando manibus, nisi quando alias vitam servare non posset nisi illicitis curis.“[1] Hier handelt es sich um eine ethisierende Paraphrasierung des Grundlehrsatzes. Sagt nämlich dieser, daß der Unterhaltsmangel zur Arbeit antreibe, so wird nunmehr gesagt, daß er zur Arbeit verpflichte.

Dann denke ich aber an eine Erläuterung, welche Thomas den eben besprochenen Quellenstellen nachschickt. Er umschreibt in dieser Erläuterung den dort gebrauchten Begriff der Handarbeit und sagt dabei wörtlich: „Per operationem manualem intelligitur non solum quod manibus fit, sed quocunque corporali instrumento et breviter quodcunque officium homo agit, de quo licite possit victum acquirere sub labore manuum comprehenditur.“[2] Hier handelt es sich um eine ausdehnende Paraphrasierung. Sagt nämlich der Grundlehrsatz, daß alle Lohnarbeiter Leute sind, die aus ihren Arbeiten den täglichen Unterhalt suchen, so wird nunmehr gesagt, daß alle Leute, die letzteres tun, in einem weiteren Sinne der Lohnarbeit nachgehen.

Beide Paraphrasen stehen offenbar im engsten Zusammenhange: Eben weil Thomas die Lohnarbeit unter gewissen Bedingungen zur allgemeinen Pflicht erhebt, eben darum immaterialisiert er sie, indem er die spezielle Bezugnahme auf die Lohnarbeit in concreto, in der technischen Bedeutung ganz ausmerzt.

Was ist aber das Endergebnis des insofern einheitlichen Gedankenganges? — Der eigentlichen Lohnarbeit wird manches andere nebengeordnet, in letzter Linie „quodcunque officium homo agit de quo licite possit victum acquirere“ — also eventuell auch die freien Künste, die artes liberales, die auch ein wenig weiter wirklich erwähnt werden.

---

[1] Quaest. quodlib. 7, a. 17.

[2] Ebd.

Mit andern Worten: Auch die freien Künste werden als etwas hingestellt, das, wenn auch nicht notwendig, so doch möglicherweise, behufs Unterhaltsuchens und infolge von Unterhaltsmangel ausgeübt wird, und das — worauf es mir ausschließlich ankommt — im Gegensatz zum Vermögensbesitz bzw. Erwerb, nicht als Unterhaltsquelle, sondern als Surrogat einer solchen in Frage kommt. Kann man da, wenn dasselbe von der Arbeit gesagt wird, von einer Spitze gegen diese sprechen? —

Nun möchte ich allerdings nicht behaupten, daß Thomas die Vertreter der freien Künste etwa ganz ebenso wie die Arbeiter behandle. Der entscheidende und sehr tiefe Unterschied wurde soeben angedeutet. Unterhaltsmangel und Unterhaltssuchen sind, nach Thomas, für die ersteren nur mitunter maßgebend — für die Arbeiter sind sie's aber stets. Darum werden ganz logisch nur diese, in ihrer geschlossenen Gesamtheit, als arm hingestellt. Indessen soll diese so scharf urgierte Bezeichnung die Arbeiterklasse nicht degradieren — sie hat einen andern Zweck.

Thomas will offenbar an seine Armenlehre anschließen, er will den Geist der christlichen Armenfürsorge wachrufen, er will den ethischen Maßstab walten lassen.

Man braucht, um sich davon zu überzeugen, nur das zu berücksichtigen, was der viel erwähnten, für uns grundlegenden Quellenstelle ganz unmittelbar nachgeschickt wird, denn es heißt da: „(Mercenarii qui locant operas suas pauperes sunt, de laboribus suis victum quaerentes quotidianum); et ideo lex provide ordinavit, ut statim eis merces solveretur, ne victus eis deficeret. Sed illi, qui locant alias res, divites esse consueverunt, nec ita indigent locationis pretio ad suum victum quotidianum; et ideo non est eadem ratio in utroque.“[1]

Die scharfe Kontrastierung mit denjenigen, die anderes als ihre Arbeitskraft verdingen und in der Regel reich sind, soll hier als Folie lediglich das hervorheben, worauf es Thomas recht eigentlich ankommt: Die Arbeiter, die arm sind, die, um ihren Unterhalt zu suchen, um ihr Leben zu fristen, arbeiten, sollen ihren Lohn unverzüglich ausgezahlt erhalten. So wird der Dringlichkeit des Arbeiterbedarfs expressis verbis und unter Berufung auf die Gesetze Rechnung getragen. Überdies liegt aber in dem begründenden Zusatze „damit es ihnen nicht an dem gesuchten Unterhalte, an dem

[1] Summa 2, 1, q. 105, a. 2 ad 6.

zum Leben Notwendigen fehle“ noch etwas mehr. Es liegt darin der ganz allgemeine Hinweis auf die Beschaffung des an sich fehlenden Arbeiterunterhaltes als den letzten Lohnzweck. Es liegt darin die Andeutung, daß dieser Lohnzweck wohl auch das Lohnmaß abzugeben habe. Und diese Andeutung wirkt sehr suggestiv. Sollen, wo der Unterhalt als Lohnmaß für die als arm bezeichneten Arbeiter in Betracht kommt, engherzigere Normen platzgreifen als bei der Almosenspendung an die wahren Armen? Soll, auch in jenem Falle, nicht die condicio maßgebend sein, sollen eventuell nicht auch die feineren Schattierungen, wie sie allerdings nur auf seiten der Almosenspender den condicio-Begriff nuancieren, Schattierungen nach Art der decentia zur Geltung gelangen?

Die knappe thomistische Lohnlehre war eben auf dem fruchtbaren Boden der Armenlehre erwachsen und war deswegen äußerst entwicklungsfähig. —

Antonin von Florenz[1] gibt, wie im ersten Kapitel angedeutet worden ist, eine sehr ausgebildete Lohnlehre, die er formell teils auf Arbeiter (operarii) teils auf die servi bezieht, die aber materiell als eine einheitliche Arbeiterlohnlehre erscheint.

Hier ist der Ort, diese Andeutung in einer bestimmten Weise auszumalen.

Den Arbeiter — wie wir wissen, handelt es sich speziell um den Arbeiter der florentinischen Wollindustrie — bringt Antonin in einen ähnlichen, aber noch schärfer ausgeprägten Gegensatz zum Handwerker, wie wir ihn schon von Thomas her kennen. „Ad divitias congregandas vel superfluum victum quaerendum per laborem manuum, sicut seculares artifices faciunt, oportet multum temporis et multam sollicitudinem adhibere.“ Der operarius verdinge sich aber nicht im Hinblick auf den superfluus victus, sondern im Hinblick auf den notwendigen Unterhalt „ut se et familiam suam sustentet“, und er müsse es tun, müsse sogar unzureichende Löhne annehmen — „oportet eum accipere multominus“ — weil er arm sei „quia pauper (est)“[2]. So seien die damals in der florentinischen Wollindustrie üblichen Lohnherabsetzungen, insbesondere gewisse dort eingebürgerte Auswüchse des Trucksystems nichts weiter als Kunstgriffe, um den Armen zu täuschen und zu

---

[1] Summa theologica 1476—1481. S. auch hier die im vorigen Kapitel zitierte Schrift von Ilgner.

[2] Summa 2, 1, 17 § 8. Dazu Ilgner a. a. O. 203.

bedrücken. „Talia communiter inventa sunt ad decipiendum et opprimendum pauperem"[1] etc.

Hinsichtlich der servi wird aber gelegentlich erwähnt, daß sie sich der Herrschaft anderer unterwerfen, „aliorum regimini se subdunt", um ihren physischen Unterhalt zu finden, „ut corporaliter sustententur"[2]. Offenbar ist also hier der Gesichtspunkt ganz derselbe wie auf seiten des Arbeiters. Der Ausdruck „pauper" wird allerdings nicht angewendet. Aber dieser rein negative Umstand fällt für die hier in Betracht kommende Lohnlehre gar nicht ins Gewicht. Diese Lohnlehre ist eben für beide Klassen so beschaffen, als wenn an ihrer Spitze der Satz stände: Die operarii und die servi sind, weil sie des Unterhaltes, den sie suchen, von Hause aus ermangeln, im Sinne der Armenlehre und des ihr eigentümlichen Grundbegriffes arm.

Was die Arbeiter anbelangt, so wird gerade an der Stelle[3], wo, wie wir sahen, zweimal der Ausdruck „pauper" gebraucht wird, folgendes gesagt: „Sicut dignus est operarius mercede sua ex debito iustitiae ita et convenienti mercede, alias esset contra equalitatem iustitiae, sicut in contractu emptionis et venditionis est iniustitia et peccatum, cum res emitur minus iusto pretio ex necessitate venditoris." Die Parallele zwischen der Lohnverkürzung und der Ausbeutung der Notlage eines Warenverkäufers hat hier einen durchsichtigen Zweck. Sie soll zum Bewußtsein bringen, daß auch bei dem arm genannten Arbeiter eine Notlage vorliege, und daß diese seinen Anspruch auf die ihm zukommende Löhnung noch urgiere.

Dasselbe, was aber Antonin in dem oben gebrachten Zitate die merces conveniens nennt, pflegt er sonst auch mit andern Worten zu umschreiben. So spricht er noch an derselben Stelle der Summa von merces congrua, vom debitum lucrum de labore suo, so spricht er anderswo von merces propria (quoad qualitatem, quantitatem et diuturnitatem laboris)[4] und von merces debita, iustum pretium und iustum salarium. Nun — auch hier ist durchweg die Notlage der Arbeiter, ihre „Armut", als ständiger Hintergrund der untereinander synonymen Normen zu ergänzen.

Besonders häufig wird aber von iustum pretium bzw. iustum salarium gesprochen, und es wird gerade im Anschluß an diesen

[1] Summa 2, 1, 17 § 8.
[2] Ebd. 2, 2, 6 § 6. — Ilgner a. a. O. 203.
[3] Summa 2, 1, 17 § 8. [4] Ebd. 1, 5, 2 § 11.

Ausdruck manches gesagt, das keineswegs nur auf ihn, sondern auch auf die erwähnten Synonyma, auf die gesamte hier zu Tage tretende Anschauung ein Licht wirft. Zunächst wird nämlich ganz ausdrücklich betont, daß von der Einhaltung des iustum pretium sogar die Erlaubtheit des Dienstverhältnisses abhänge: „Cum quis locat operas suas personales et alter eum conducit ad operandum, totum est licitum, dummodo iustum pretium statuatur et fraus omnia tollatur.“ [1] Überdies ist aber — und dies interessiert uns in dem gegenwärtigen Zusammenhange noch weit mehr — gelegentlich auch von einem salarium die Rede „quod attenta condicione personae et artis reputatur iustum“ [2]. Neben der condicio artis, der Kunstfertigkeit, wird also auch die condicio personae betont. Diese soll, obwohl allerdings nicht der ausschließliche, so doch ein Lohnmaßstab sein.

Gerade der nämliche Maßstab wird aber, wie aus der folgenden Stelle ersichtlich ist, auch hinsichtlich der servi betont. „Debet esse dominus beneficus in remunerando. Debet enim providere necessitatibus servorum secundum decentiam et exigentiam servorum et conventiones pactorum.“ [3] Die exigentia, das persönliche Erfordern [4], ist hier nur ein anderer, noch bestimmterer, weil noch subjektiver gefärbter Ausdruck für die condicio, die persönliche Lebenslage. Mit der Geltendmachung der decentia, der Schicklichkeit, geht aber Antonin über den nackten condicio-Begriff noch hinaus. Er urgiert damit ein Moment, das, wie wir sahen, Thomas nicht mehr auf seiten der Armen, der Almosenempfänger, sondern nur auf seiten der Almosengeber beachtet hatte und das, wenn auch noch im Umkreise des condicio-Begriffes liegend, doch schon als feine Schattierung erscheint.

Der Gesamteindruck ist also der, daß die Lohnlehre, die Antonin teils als eine Arbeiter- teils als eine servi-Lohnlehre hinstellt, die er aber als etwas Einheitliches, und zwar als eine Arbeiter-Lohnlehre gefunden hatte und die nur als eine solche begriffen werden kann — daß diese Lohnlehre, die auf die Prämisse „operarii pauperes sunt“ und in letzter Linie auf die Armenlehre als Boden zurückweist, schließlich nichts anderes ist als die thomistische Lohnlehre, wenn man sich diese nach Maßgabe der von ihr gegebenen Fingerzeige, der von ihr ausgehenden Sug-

[1] Summa 3, 8, 2.

[2] Ebd. 2, 1, 7 § 17. — Dazu Ilgner a. a. O. 204.

[3] Summa 4, 2, 6 § 7. [4] Ilgner a. a. O. 202 u. 217.

gestionen fortentwickelt denkt. Die Zeit zwischen Thomas und Antonin ist eben nicht spurlos vorübergegangen. Handelte es sich bei jenem um die kühne Festlegung einer bestimmten Anschauungsweise, so liegt bei Antonin deren endgültige Ausgestaltung vor. —

Javellus[1] lehnt, wie wir im vorigen Kapitel gesehen haben, den Arbeiterbegriff mit Entschiedenheit an den servus-Begriff an. Er sucht den letzteren in der Richtung des ersteren auszudehnen, er baut ihn zu einem höchst kunstvollen Schema aus und möchte unter Benutzung dieses Schemas, d. h. unter Anschluß an die Lohnverhältnisse der servi ex natura, zu einer Lohnlehre hinsichtlich der servi ex mercede, zu einer Arbeiterlohnlehre gelangen. Aber dabei leidet er Schiffbruch. Seine Arbeiterlohnlehre bleibt unvollständig. Nur die jährlich gedungenen Arbeiter werden notdürftig unter Dach gebracht. Die Tagelöhner fallen aus dem Rahmen.

Nun muß ich aber hinzufügen, daß diese Lücke nachträglich einigermaßen ausgefüllt wird, und daß dieses dermaßen geschieht: Neben der Anlehnung des Arbeiterbegriffs an den servus-Begriff, die absolut vorherrschend bleibt, wird gleichzeitig, wenn auch in bescheidenerem Umfange, eine Anlehnung des ersteren an den Armenbegriff bewerkstelligt. Daraus ergeben sich gewisse Lohnregeln. Diese füllen alsdann die Lücke nach Bedürfnis aus.

Die Anlehnung an den Armenbegriff ist am allerdeutlichsten dort zu sehen, wo von den servi conducti bzw. von der „via mercenaria" ganz im allgemeinen gesprochen wird. Denn hier findet sich zunächst der Satz: „Hac via pauperes communiter acquirunt sibi pecuniam, qua seipsos et familiam si quam habent sustentare consueverunt[2]. Und etwas weiter wird auch der Bibelspruch „non negabis mercedem indigentis et pauperis"[3] erwähnt. Aber auch an einer Stelle, wo speziell von zwei Unterklassen der servi conducti, nämlich den solis expensis bzw. den sola mercede conducti gesprochen wird, auch da ist eine Anlehnung an den Armenbegriff noch ersichtlich. Denn hinsichtlich der erstgenannten Unterklasse wird, wenigstens in dem beigefügten Bibelspruch „panis egentium vita pauperis est", ganz ausdrücklich vom „pauper" gesprochen[4]. Und im zweiten Falle müssen die Worte „(mercede) ex qua se et familiolam suam si habet sustentare conatur"[5] ganz dasselbe Beiwort suggerieren.

---

[1] Philosophia oeconomica. Venet. 1540.

[2] Tractatus 6, cap. 6, p. 224. [3] Ebd. 226.

[4] Ebd. 5, cap. 5, p. 211. [5] Ebd.

Nun aber die Lohnregeln: Hinsichtlich der servi conducti im allgemeinen wird mit Bezug auf den später folgenden Bibelspruch „non negabis mercedem indigentis et pauperis“ der Satz aufgestellt: „Inhumanum est mercedem negare aut non persolvere mercenario.“[1] Hinsichtlich der solis expensis Gedungenen wird dann unter ganz analoger Bezugnahme auf den Bibelspruch „panis egentium vita pauperis est“ die Vorschrift formuliert, daß sie humaniter ut proximi zu ernähren seien, „ut labores sustinere valeant et propriam corporis salutem, ac robur servare, ne sibi ipsis et conductori et familiolae suae et uxori et filiis invalidis inutiles reddant“[2]. Hinsichtlich der sola mercede Gedungenen wird aber unter Hinweis auf die Notwendigkeit des Lohnes für den Arbeiterunterhalt ganz nach dem Muster von Thomas gesagt: „Obligatur conductor post operam sine mora satisfacere conducto, nisi aliter cum eo convenerit.“[3] Und weiter: „Nec potest conductor transgredi terminos et modos firmatos inter se et conductum.“[4]

Man sieht: Die Lohnregeln, die Javellus auf Grund der Anlehnung des Arbeiterbegriffs an den Armenbegriff aufstellt, sind untereinander sehr ungleichartig. Die Lohnregeln für die solis expensis Gedungenen sind eindringlicher, diejenigen für die Arbeiter im allgemeinen und für die sola mercede Gedungenen — die wirklichen Lohnarbeiter, die Arbeiter im eigentlichen Sinne des Wortes — erscheinen für die Zeit, wo Javellus schrieb, bereits äußerst karg. Jedenfalls sind sie mit der sehr entwickelten Antoninschen Lohnlehre, die demselben Boden entsprossen war, auch nicht entfernt zu vergleichen. Und es ist klar, daß ihre Dürftigkeit eben von der Vernachlässigung, von der nur gelegentlichen Bebauung dieses Bodens herrührt.

Trotzdem haben sie aber einen Vorzug: Hier fallen die Tagelöhner nicht mehr aus dem Rahmen. Unterstellt man sie dem allgemeinen Lohnarbeiterbegriff, so erfährt man immerhin, daß es unmenschlich sei, ihnen den Lohn zu versagen; unterstellt man sie aber dem Begriff der sola mercede Gedungenen, so erfährt man auch, daß sie genau im Sinne der getroffenen Vereinbarung und vor allem andern pünktlich zu entlohnen seien.

Insofern wird also, wie ich sagte, die Lücke der eigentlichen Javellusschen Lohnlehre — derjenigen, die mit der Anlehnung des

---

[1] Tractatus 6, cap. 6, p. 226. [2] Ebd. 5, cap. 5, p. 211.
[3] Ebd. [4] Ebd.

Arbeiterbegriffs an den servus-Begriff zusammenhängt — einigermaßen ausgefüllt. Aber wie charakteristisch ist der Umstand, daß es einer solchen Ausfüllung bedurfte!

Obwohl er weit später wirkt, erscheint Javellus Antonin gegenüber als der entschiedene Reaktionär. Er schließt sich nicht der zu seiner Zeit lebendigen, ja der damals schon ihren Zenit überschreitenden Entwicklung an, sondern er folgt als verspäteter Nachzügler einer andern, die längsther erlahmt war. Er sucht letztere, wie wir gesehen haben, durch ein gewaltsames, man möchte sagen verzweifeltes Eingreifen zu galvanisieren. Aber doch muß er der eigensinnig mißachteten Gedankenrichtung huldigen, muß, um aus der selbstgeschaffenen Zwangslage herauszukommen, sich ihrer Herrschaft friedlich unterwerfen. So legt er ein widerwilliges, aber um so beredteres Zeugnis für sie ab. Wenn man schon bei Thomas von Aquin und dann um so mehr bei Antonin ersehen kann, wie der Arbeiterbegriff sich von dem servus-Begriffe loslöst und spontan dem Armenbegriffe zustrebt, so lehrt uns Javellus, mit dem ich deswegen diese Entwicklungsreihe ebenso wie die erste abschließen möchte, auch noch etwas mehr. Er lehrt uns, daß der Arbeiterbegriff dem Armenbegriffe auch zustreben m u ß t e.

Woher rührte indessen diese Notwendigkeit her? —

Ich habe oben gesagt, daß Thomas von Aquin eine vom ethischen Geiste getragene Armenlehre ausgebildet, und daß er den dieser Armenlehre zu Grunde liegenden Armenbegriff mit dem Arbeiterbegriffe verknüpft hat. Ich habe gesagt, daß er die Verknüpfung mittels des Satzes „mercenarii pauperes sunt“ bewerkstelligte, und daß dieser, gleich der Armenlehre, auf welche er zurückweist, eine ausgesprochen ethische Färbung offenbart. Ich habe, wie ich ausdrücklich betone, alles dies so dargestellt, als wenn Thomas es persönlich und selbständig gefunden hätte, und ich tat es, um den gedachten Zusammenhang plastischer herauszuarbeiten, um ihn vor den Augen des Lesers entstehen zu lassen.

Nun muß ich aber hinzufügen: Die Bedeutung von Thomas besteht gerade darin, daß er, unter Benutzung und Zusammenfassung zahlreicher und weit zurückreichender Anläufe nach dieser Richtung hin, alles das, was ich soeben aufgezählt habe, der ihn umgebenden Zeitanschauung, dem mittelalterlichen V o l k s g e i s t e entlehnt hat. Dieser war es, der, von den Ideen des Christentums befruchtet, eine von sittlichen Prinzipien geleitete Armenfürsorge und darum auch eine tief ethische Auffassung der Armenfrage sowie

einen dieser entsprechenden Armenbegriff schuf. Er war es, der, wie wir sofort sehen werden, eine dem Satze „mercenarii (operarii) pauperes sunt" adäquate und gleich diesem von Hause aus ethisch gefärbte Begriffsverknüpfung zu stande brachte. Er war es also, der auch andere Denker, der die ganze Schriftstellerwelt auf die Anschauung „Arbeit und Armut" hindrängte, der sie zu ihrer Adoptierung zwang. —

Nun aber der Beweis dafür, daß der mittelalterliche Volksgeist den Arbeiter- und den Armenbegriff in der gedachten Art und Weise tatsächlich verknüpft hat. Ich gebe ihn in dem dritten Kapitel, und ich tue es so, daß ich den von jenem Volksgeiste unmittelbar geschaffenen Sprachgebrauch nachprüfe, und daß ich zeige, wie dieser ein genaues Gegenstück zu der eben behandelten Literatur aufweist — eine letzterer parallele Terminologie.

Dabei gehe ich allerdings über die zeitlichen Grenzen des Mittelalters, die schon bei Besprechung der Literatur bedeutend überschritten werden mußten, noch weiter hinaus: Der Sprachgebrauch ist eben konservativ. Er hinkt den Verhältnissen und Ideen langsam nach und hält Vergangenes mit Zähigkeit fest.

Anderseits schränke ich aber das Untersuchungsgebiet in territorialer Beziehung sehr ein. Ich halte mich ganz ausschließlich an England. Hier ist die Terminologie, um die es sich handelt, am vollkommensten ausgebildet. Die besonders prägnante Entwicklung, die, wie wir im zweiten Teile sehen werden, die nachmittelalterliche Anschauung „Arbeit und Armenpflege" in England durchmachen sollte, wirft ihre Schatten bereits hier voraus. —

Drittes Kapitel.

Die mittelalterliche Anschauung in der volkstümlichen Terminologie: Die englischen Ausdrücke poor labourer, poor und labouring poor.

Um den Zusammenhang der bisher behandelten Literatur mit der jetzt in Frage kommenden Terminologie möglichst bestimmt herauszuarbeiten, möchte ich ausdrücklich dem Umstande Rechnung tragen, daß schon jene eine Art spezifischer, rein wissenschaftlicher Terminologie auszubilden gezwungen war, und ich möchte einleitend ein paar Worte über letztere sagen.

Javellus, der, wie wir sahen, die Anlehnung des Arbeiterbegriffs an den servus-Begriff auf die Spitze getrieben hat, schmiedete einen

eigentümlichen, zur Umschreibung des Arbeiterbegriffs dienenden Ausdruck: Er spricht beständig von den servi conducti bzw. von den servi ex mercede. So zieht er aus seiner Theorie gleichsam die letzte Konsequenz; er läßt sie zu einem festen Terminus erstarren.

Was hingegen die Anlehnung des Arbeiterbegriffs an den Armenbegriff anbetrifft, so läßt sich ein Analogon zu dem Vorgehen des Javellus nicht nachweisen. Der Satz „mercenarii (oder operarii) pauperes sunt" wird hier wiederholt formuliert und durchgängig im Auge behalten. Aber nirgends wird, um den Arbeiterbegriff zu umschreiben, ein Ausdruck aufgebracht, geschweige denn ständig benutzt, der das Wort „pauper" in sich aufnähme und so ein konzentriertes Spiegelbild des theoretischen Ideengangs böte. Höchstens kann man also einen Ansatz zur Bildung eines Terminus feststellen — nicht mehr.

Im Falle der letztgenannten Anlehnung bedient man sich eben völlig ausschließlich einer ganz farblosen Ausdrucksweise, die ja, unbeschadet des eben über Javellus Ausgesagten, auch in dem Falle der ersteren vorwiegt. Man bezeichnet die Arbeiter kurzweg als mercenarii oder operarii. Diese Termini sind die herrschenden.

Wie verhält es sich nun mit der Terminologie des allgemeinen Sprachgebrauchs, mit der Terminologie im eigentlichen Sinne dieses Wortes: Welche farblosen Termini kommen da vor? Gibt es etwas, was an das Javellussche Vorgehen erinnerte, gibt es etwas, was dem Satze, daß die Arbeiter arm seien, entspräche?

Wendet man sich gerade hier England zu, und faßt man als konkretes Untersuchungsobjekt die frühen englischen Statuten[1] — die Statuten des 14., 15., 16. Jahrhunderts — ins Auge, so gelangt man zu einem Bilde, das allerdings recht kompliziert ist, das aber die Beantwortung der soeben aufgeworfenen Fragen wohl ermöglicht.

Dieses Bild ist ein in seinen Teilen zusammenhängendes. Man muß es insgesamt nehmen, um es begreifen und um ihm die gesuchten Antworten entnehmen zu können. Darum muß ich es als ein Ganzes vorführen und insbesondere bei den farblosen Ausdrücken, mit deren Behandlung ich beginne und die an sich nur ein geringeres Interesse beanspruchen, etwas länger verweilen, als ich es sonst täte. Nur von hier aus läßt sich der eigentlich maßgebende Punkt völlig erfassen.

---

[1] Statutes of the Realm (1810)f.

Die farblosen Ausdrücke, die in den Statuten vorkommen, sind sehr mannigfaltig.

Da sieht man zunächst solche, die schon von Hause aus auf die Gesamtheit der Arbeiter zugeschnitten erscheinen und die aus diesem Grunde auch abstrakt sind. Man spricht von hired men bzw. hired persons, von persons working under contract, industrious persons u. a. m. Indessen scheint die Abstraktheit dem Volksgeiste zu widerstreben. Die hierhergehörigen Quellenstellen sind die seltensten.

Schon weit häufiger ist eine koordinierende Aufzählung von Hause aus konkreter, d. h. nur einzelne bestimmte Arbeiterklassen bezeichnender Ausdrücke, wobei insbesondere die servants (Hausbedienstete), die workmen (mit einer besondern Geschicklichkeit ausgestattete, vor allem gewerbliche Arbeiter) und die labourers (nur über ihre Körperkraft verfügende, vor allem landwirtschaftliche Arbeiter) genannt werden und wobei gewisse Koordinierungsformen ganz besonders häufig wiederkehren. Workmen and servants, workmen and (or) labourers, servants and (or) labourers bzw. labourers and (or) servants; servants, labourers, workmen — dies sind die Wendungen, die wohl in erster Linie uns begegnen. Auch scheinen diese Wendungen ziemlich populär zu sein, sie scheinen dem Volksgeiste schon viel besser als die abstrakten Formeln zu entsprechen. Indessen hat man den Eindruck, daß auch sie nicht voll genügen. Die schwerfälligen Aufzählungen mochten auf die Dauer lästig fallen. Jedenfalls wählt man in den zahlreichsten Fällen einen andern Weg:

Man greift aus den eben genannten drei Ausdrücken — servants, workmen, labourers — irgend einen heraus und braucht ihn, obwohl er an sich eine engere technische Bedeutung hat, in einem allgemeinen, die Gesamtheit der Arbeiter umfassenden Sinne.

Der Ausdruck workmen kommt dabei allerdings nur vereinzelt in Betracht, so etwa in einem Statute von 1357, wo von servants, artificers and o t h e r w o r k m e n gesprochen wird. Die Ausdrücke servants und labourers übernehmen aber die gekennzeichnete Rolle nur um so häufiger, und alsdann kann man vielfach sehen, wie sie in einem und demselben Statute bald im engeren und bald im weiteren Sinne gebraucht werden: Da wird der Verallgemeinerungsprozeß ganz lebendig.

Ich möchte in dieser Hinsicht vor allem auf ein Statut von 1350/51 hinweisen und ihm eine Erläuterung vorausschicken,

die sich gleichzeitig auf eine Reihe von weiterhin herangezogenen Statuten bezieht: Die Arbeiter werden vielfach mit Handwerkern, vor allem mit den niederen, den Lohnwerkern, zusammengeworfen, weshalb der allgemeine Arbeiterbegriff in allen solchen Fällen auch diese umfaßt. — Das erwähnte Statut spricht nun zunächst von „goldsmiths, saddlers, horsesmiths and other workmen, artificers and labourers and all other servants here not specified" (servants im weiteren Sinne), erwähnt aber in seinem weiteren Texte auch „any of the said servants, labourers, workmen and artificers" (servants im engeren Sinne) und bringt diesen ausgesprochenen Zwiespalt weiter unten noch einmal zu Tage: Einerseits spricht es von ministers, labourers and other servants, anderseits von servants, labourers and artificers.

Aber auch ein Statut aus dem Jahre 1402 möchte ich erwähnen. Dieses spricht von labourers, carpenters, massons, tilers, plasterers, daubers, coverers of houses or any other labourers. Es wird also der Ausdruck labourer am Eingang — man denkt wohl an ungelernte Arbeiter, die den carpenters, massons usw. Hilfsdienste leisten — in dem engeren, am Ende in dem weiteren Sinne angewendet.

Weit häufiger kommt aber dieser weitere Sinn durchaus rein, ohne Verquickung mit dem engeren zur Geltung, und dann erscheint der Verallgemeinerungsprozeß als vollendet. Was die servants anbelangt, so kann ich mich in dieser Hinsicht bloß mit einem einzigen Beispiele, einem Statut aus dem Jahre 1405/06, das von labourers and other servants spricht, begnügen. Betreffend den Ausdruck labourers muß ich aber darauf hinweisen, daß bei diesem der allgemeine Sinn ganz besonders beständig zum Durchbruch kommt, und ich möchte letzteres — indem ich hier über das 16. Jahrhundert hinausgehe — durch folgende, aus sehr verschiedenen Zeitperioden herbeigeholte Wendungen belegen: „All manner artificers, servants and other labourers" (1375) — „massons, carpenters, tilers, daubers and all other labourers" (1423) — „servants in husbandry, artificers, handicraftsmen, miners, colliers, pitmen, glassmen, polterers and all other labourers" (1747) — „artificers, clercs, domestics, servants, handicraftsmen, gardeners, servants in husbandry or other labourers" (1828).

Diese beim Überblicken verschiedener Zeitperioden sehr auffällige Beständigkeit ist deswegen bemerkenswert, weil etwas Ähnliches schon für die hier in Betracht kommende Periode ganz allein,

schon für die Zeit bis zum 16. Jahrhundert zutrifft. Die Fälle, wo der Ausdruck „labourers“ ausschließlich in seiner weiteren Bedeutung gebraucht wird, sind in dem gedachten Zeitraume äußerst zahlreich, sie übertrumpfen die Fälle, wo dasselbe hinsichtlich des Ausdrucks servants geschieht, sehr beträchtlich. Man hat eben die Empfindung, daß jener sich in den Vordergrund dränge, daß er dazu hinneige, den allgemeinen Arbeiterbegriff vorwiegend, wenn nicht gar ausschließlich zu umschreiben, daß er und nur er die Tendenz habe, zu einem festen Terminus zu werden.

Damit ist aber die erste Frage beantwortet, und gleichzeitig ist es auch die zweite. Denn unter all den farblosen Ausdrücken, die eben vorgeführt worden sind, fehlt ein Analogon zu dem Ausdrucke „servus“ und somit auch zu dem Javellusschen Terminus „servus conductus, servus ex mercede“. In keiner Weise darf man nämlich ein solches Analogon in dem Ausdrucke „servants“ sehen. Man darf nicht etwa geltend machen, daß letzterer sich ursprünglich auf die Hausbediensteten beziehe, und daß man im Mittelalter den Hausbediensteten mitunter oder vielfach als servus bezeichne. Denn alles dieses kommt für den hier in Frage kommenden Punkt — und, wie ich hinzufügen möchte, auch für die im ersten Kapitel gegebenen Ausführungen — gar nicht in Betracht. Der Terminus „servus ex mercede“ interessiert vom Standpunkt der vorliegenden Untersuchung nur insofern, als er von Javellus bzw. von andern Scholastikern in eine bewußte und ausdrückliche Beziehung zu den servi ex natura oder auch den servi ex lege und ex emptione, mit einem Worte zu dem Sklavenbegriffe in seiner klassischen, in seiner eigentlichen Bedeutung gebracht wird. Der Ausdruck „servants“ könnte also als ein Analogon zu dem Javellusschen Terminus nur dann gelten, wenn er gleichfalls in eine solche Beziehung gebracht worden wäre. Solches ist aber weder nachweisbar noch auch in sprachlicher Hinsicht denkbar. Das Wort, das im Englischen Sklaven bedeutet — „slaves“ —, hängt eben mit dem Worte „servants“ nicht zusammen.

So bleibt nur noch die dritte Frage: Gibt es einen Terminus, der von der Armut der Arbeiter spräche?

Um darauf eine Antwort zu geben, brauche ich nur die soeben gegebene Darstellung ein kleines Stück fortzuführen. Ich brauche nur hinzuzufügen, daß der Ausdruck „labourers“, der, wie wir gesehen haben, ganz allein die Tendenz offenbart, den allgemeinen Arbeiterbegriff als ein fester Terminus zu umschreiben, daß dieser

Ausdruck nun auch konsequenterweise die Neigung zeigt, eventuelle Fortbildungen des Arbeiterbegriffs mit zu umschreiben, daß er sich in demselben Maße fortbildet wie dieser.

Ich denke dabei insbesondere an eine Fortbildung im Sinne fortschreitender Präzisierung: Irgend eine Eigenschaft, die man bei den Arbeitern insgesamt, den Arbeitern als einer geschlossenen Klasse wahrnimmt, wird, um ihm Form und Farbe zu geben, in den an sich abstrakten Arbeiterbegriff hineingelegt, und es schwebt dabei ein bestimmtes schlagwortartiges Adjektiv schon vor. Dieses wird dann von dem Substantiv „labourers“ aufgefangen und verschmilzt mit ihm zu einer Einheit — ein neuer, fortgebildeter Terminus ist da.

Vielfach handelt es sich dabei um das Adjektiv „common“. In manchen Statuten — beispielsweise in solchen aus den Jahren 1549/50 und 1570 — wird von „common labourers“ gesprochen. Man will hier die breite Masse der „gemeinen“ Arbeiter von der relativ wenig zahlreichen Klasse der höheren, der mit irgendwelchen besondern Fähigkeiten ausgestatteten abgehoben sehen. Aber eben darum begnügt man sich mit der Betonung einer bloß relativen Eigenschaft. Über das innere Wesen der Arbeiter wird gar nichts gesagt.

Etwas ganz Innerliches wird hingegen durch ein Adjektiv angedeutet, dessen Einbeziehung eine unvergleichbar größere Tragweite haben sollte und das in diesem Zusammenhange eine ganz besondere Aufmerksamkeit herausfordert — das Adjektiv poor.

Die früheste hierher gehörige Quellenstelle datiert aus dem Ende des 15. Jahrhunderts: Im Jahre 1496/97 wird das Statut 12 Henr. VII c. 3 erlassen, das von poor labourers und weiter von poor artificers spricht. Nächstdem sind zwei Statuten zu nennen, die aus der Zeit der Königin Elisabeth stammen. In dem einen (5 Elis. c. 4 aus dem Jahre 1562) wird vom poor labourer, in dem andern (39 Elis. c. 12 aus dem Jahre 1597/98) wird von poor artificers, labourers gesprochen, und es wird der letztgenannte Ausdruck auch in ein an das Elisabethinische Gesetz anknüpfendes Statut Jakobs I. (1 Jac. I c. 6 aus dem Jahre 1603/04) übernommen.

Daß hier teilweise der Ausdruck „poor artificers“ hineinspielt, erklärt sich aus einer für die Statuten sehr charakteristischen Eigentümlichkeit in der Behandlung der (gemeinen) Handwerker. Einerseits werden sie den Arbeitern, mit denen sie, wie wir oben

sahen, auch öfters zusammengeworfen werden, gleichgestellt: Man bezeichnet sie, gleich diesen, als arm. Anderseits werden sie aber von den Arbeitern doch getrennt: Die „poor artificers" werden für sich besonders erwähnt.

Schließlich ist es aber nur der an den Terminus labourers anschließende, der „fortgebildete" Terminus poor labourers, auf welchen es ankommt. Denn nur er berührt die Frage, die noch aussteht, und er berührt sie in einer Weise, daß er sie in gewissem Sinne auch schon löst.

In formaler Beziehung ist er eben zweifellos das Gesuchte: Bildet man den Satz „operarii pauperes sunt" in terminologischem Sinne um, dann muß man naturgemäß zu dem Ausdruck „poor labourers" kommen.

Aber damit darf man sich offenbar nicht begnügen. Man muß den materiellen Zusammenhang nachprüfen. Man muß sich darüber klar werden, wie sich das in den englischen Statuten auftauchende Adjektiv „poor" zu dem scholastischen Adjektiv „pauper" seinem inneren Sinne nach verhalte: Ist es mit diesem etwa ganz identisch? —

Direkt, d. h. in unmittelbarem Anschluß an das soeben Beigebrachte, ist die derart formulierte Frage nicht zu beantworten. Man kann formell das Vorkommen des Terminus „poor labourers" in den Statuten wohl nachweisen, aber dessen Erklärung steht natürlich aus.

Demgegenüber werde ich im folgenden eine indirekte Antwort anstreben. Ich werde erstens die nicht statutarischen, sondern literarischen Belege für das Vorkommen des in Rede stehenden sowie diesem verwandter Termini ins Auge fassen und zweitens die Statuten, in denen von „poor labourers" gesprochen wird, nicht, wie bisher, nach ihrer formalen, sondern nach ihrer materiellen Seite hin betrachten. Beides werde ich zunächst ganz getrennt tun und die gewonnenen Ergebnisse erst zuletzt vergleichen.

In der Literatur bürgerte sich der Ausdruck „poor labourers" so sehr ein, daß er hier zum Ausgangspunkt einer eigentümlichen Entwicklung wurde — einer Entwicklung, deren weitere Phasen durch die Ausdrücke „poor" und „labouring poor" angedeutet erscheinen und welche in chronologischer Hinsicht etwa so verläuft: Zunächst — wie man nachweisen kann, jedenfalls seit dem 16. Jahrhundert — setzen die Ausdrücke „poor labourers" und „poor" fast gleichzeitig ein, und beide beherrschen das Feld ganz ausschließlich.

Im Laufe des 18. Jahrhunderts tritt aber der erstgenannte zu Gunsten seines damals aufkommenden Nebenbuhlers „labouring poor“ mehr und mehr zurück. Von den „poor“ spricht man indessen ganz in demselben Maße nach wie vor.

Allem Anschein nach handelt es sich nun bei dieser Entwicklung um folgendes:

Sobald der Ausdruck „poor labourer“ in der Literatur auftauchte, begann man ihn dort, wo sonstige Wendungen genügend auf Arbeiterverhältnisse hinwiesen, in der Weise abzukürzen, daß man nur von „poor“ sprach. Thomas Moore kennt ihn z. B. in der 1551 erschienenen englischen Übersetzung der Utopia[1] schon sehr wohl. Sagt er doch einmal: „Another kind of bondmen they have, when a vile drudge, being a poor labourer in another country, does choose of his own free will to be a bondman among them.“[2] Doch spricht er aber an einer andern Stelle von dem „work and labour of the poor“[3], weil „work and labour of the poor labourer“ pleonastisch klingen würde, und ähnliche Beispiele kann man auch in den folgenden Jahrhunderten finden. So sagt, um nur einiges zu erwähnen, Petty: „It is unjust to leave any starve, when we think it just to limit the wages of the poor.“[4] So sagt Davenant: „If the poor were always certain of work and pay for it, they would be glad to quit the nastiness which attends a begging and lazy life.“[5] So spricht Mandeville bald von labour of the poor, bald von wages of the poor. Nun brauchte aber der Hinweis auf Arbeiterverhältnisse nicht immer so bestimmt zu sein. Man traute dem Verständnis des Lesers manches zu. Man brauchte den abgekürzten Ausdruck mit einer gewissen Freiheit, man brauchte ihn als etwas Unabhängiges und Selbständiges, eben als einen Terminus für sich.

Je mehr nun aber dies geschah, um so mehr empfand man das Wort poor nicht mehr als ein Adjektiv, sondern als ein Substantiv. Und so geschah es, daß man in den Fällen, wo man den Hinweis auf Arbeiterverhältnisse nicht missen wollte und dieser sich aus dem Zusammenhange nicht ergab, sondern in den Ausdruck selbst hineingelegt werden mußte — daß man da auf den ursprünglichen Terminus „poor labourers“ nicht mehr zurückgriff, sondern etwas ganz anderes und auch etwas sehr Verschiedenes

[1] Bostoner Ausgabe von 1878. [2] A. a. O. 370. [3] Ebd. 308.

[4] Treatise on Taxes (1662) Nr 12.

[5] The political and economical Works I, London 1771, 73.

tat: Man ließ nicht etwa wieder dem Adjektiv poor ein den Arbeiterberuf andeutendes Substantiv folgen, man stellte vielmehr dem nunmehrigen Substantiv poor ein zweckentsprechendes Adjektiv voran.

Dabei traf man die endgültige Wahl zu Gunsten des Adjektivs „labouring" nicht gleich. Lange Zeit hindurch scheint man noch zu experimentieren und zu tasten. Ja beides scheint auch noch in einer Periode zu geschehen, wo der schließlich sieghafte Ausdruck gar nichts Neues mehr war und sich schon einer weitgehenden Verbreitung erfreute. Während nämlich die „labouring poor" jedenfalls schon am Anfang des 18. Jahrhunderts — soweit ich sehe zum ersten Male in einer 1704 erschienenen Schrift Defoes[1] — erwähnt werden, spricht Mandeville im Jahre 1724 noch wiederholt von „laborious poor" oder von „working poor", und noch im Jahre 1767 spricht James Stuart von „industrious poor"[2]. Erst mit dem Anbruch der 70er Jahre des 18. Jahrhunderts scheinen derartige synonyme Nebenbildungen fortzufallen. Erst jetzt steht der Ausdruck „labouring poor" als ein weiterer Terminus fest da.

Alledem gegenüber muß man in den drei eben besprochenen Ausdrücken eine aufs engste zusammenhängende, festgeschlossene Gruppe, eine besondere und eigenartige „Terminologie" im Sinne des terminologischen Zur-Geltung-Bringens einer durchgängig festgehaltenen Grundidee erblicken. Und es ist ohne weiteres klar, worin diese Grundidee besteht. Mag auch ihre Form einem Wandel unterliegen, mag sie expressis verbis zur Verlautbarung kommen oder, wie bei dem Ausdruck „poor", vorausgesetzt bzw. suggeriert werden — eine Verknüpfung des Arbeiterbegriffs mit dem Armenbegriff, und zwar durchweg demselben Armenbegriff, ist stets da.

Im Hinblick darauf ist es aber ganz gleichgültig, ob ich behufs Beantwortung der oben aufgeworfenen Frage den inneren Sinn dieses Armenbegriffs in dem einen oder in dem andern Ausdruck erforsche In dieser Beziehung habe ich volle Wahlfreiheit, und ich möchte von ihr in dem Sinne Gebrauch machen, daß ich nicht den uns an sich interessierenden — weil dem Satze „operarii pauperes sunt" vollkommen adäquaten — Ausdruck „poor labourers", sondern die beiden andern Ausdrücke einer Prüfung unterziehe. Denn nach Lage der Sache ist eine solche Verschiebung des Untersuchungs-

---

[1] Diese Schrift, die Defoe an das Parlament gerichtet hat, wird zitiert in Edens Werk „The state of the poor" etc. (1797).

[2] So z. B. An inquiry into the principles of political economy I (1767) 227.

gegenstandes dringend geboten. Hinsichtlich der „poor labourers" fehlt es an einem brauchbaren literarischen Material ganz, hinsichtlich der „poor" und der „labouring poor" ist aber letzteres, wenn auch nur in einem äußerst bescheidenen Maße, doch zweifellos da.

Der Materialmangel im ersten Falle erklärt sich einfach daraus, daß es hier an irgend einem Motiv zur schriftstellerischen Meinungsäußerung, zur begrifflichen Analyse fehlt. In der Zeit, wo der Ausdruck „poor labourers" als der vorherrschende erscheint, ist die ihm zu Grunde liegende Anschauung die absolut selbstverständliche. Er selbst ist aber deutlich und vollständig, darum wird er leicht zu dem terminus technicus schlechtweg. Wie sehr er es werden konnte, kann man besonders sicher aus einem Ausspruch von Bellers[1] ersehen: „If the poor labourer", sagt dieser, „did not raise much more food and manufactures, than what did subsist themselves, every gentleman must be a labourer and every idle man must starve."[2] Hier erscheint als labourer der Arbeiter oder vielmehr der Arbeitende in abstracto — als poor labourer der Arbeiter von Beruf, der Arbeiter als Mitglied einer besondern Klasse. Jenes ist der vage, theoretische, dieser der bestimmte und praktische Ausdruck, der eben darum als ein terminus technicus fungiert.

Der Ausdruck „poor" konnte diesen Rang nie erreichen. Er sagte, was er zu sagen hatte, nicht deutlich und vollständig, er sagte es halb. Darum wird er schon früh einmal erläutert. Bereits im Jahre 1751 sagt Fielding[3]: „By the Poor I understand such persons, as have no estate of their own to support them without industry nor any profession or trade, by which, with industry, they may be capable of gaining a comfortable subsistence."[4]

Was aber endlich den Ausdruck „labouring poor" anbelangt, so brauchte dieser zwar wiederum keine Erläuterungen, aber er brauchte bereits einen Schutz. Denn wie ich oben sagte, ist er erst nach 1770 zu einem ganz und gar gefestigten Terminus geworden. Eben damals melden sich aber schon neue, ihm fremde Anschauungen, die, wie ich weiter unten ausführlich zeigen werde, zu mißverständlichen Auslegungen Anlaß geben und die eine lebhafte Opposition gegen ihn erwecken. Dies bringt dann einen Verteidigungsversuch zu Tage, der, um den Mißverständnissen zu

---

[1] Proposals for employing the Poor in a College of Industry (1714).

[2] Ebd. 264.

[3] An inquiry into the Causes of the late increase of Robbers etc.

[4] Ebd. 44.

begegnen, den wahren, traditionellen Sinn betonen möchte. „By the labouring poor", sagt aus solchem Anlaß Eden[1], „I mean those, whose daily labour is necessary for their daily support."[2]

Da haben wir wenigstens eine Definition der „poor" und eine der „labouring poor".

Daß die letztgenannte sich mit der thomistischen Definition: „mercenarii, qui locant operas suas, pauperes sunt, de laboribus suis victum quaerentes quotidianum" in gewissem Sinne deckt, das ist wohl ohne weiteres klar. Thomas spricht vom Unterhaltsuchen aus der Arbeit, Eden vom Nötigsein der Arbeit für den Unterhalt. Beide setzen also voraus, daß der Arbeiter ohne Arbeit den Unterhalt nicht hat. Gerade deswegen nennen beide den Arbeiter arm.

Und jetzt betrachte man die Definition der „poor", wie sie Fielding gibt:

Was Thomas und Eden voraussetzten, ist hier explicite da. Allerdings wird nicht gesagt, daß die Arbeiter (poor) ohne Arbeit den Unterhalt nicht haben. Nein, es heißt einfach: Sie haben ihn nicht. Aber dieser Unterschied erklärt sich aus der Eigenart des Ausdrucks „poor", der eben den Hinweis auf die Arbeiterverhältnisse unterdrückt und lediglich suggeriert. Davon abgesehen, ist auch diese Begriffsumschreibung mit den beiden erstbesprochenen oder genauer mit deren gemeinsamem Grundgehalt identisch.

Nur erscheint dieser Gehalt eigentümlich fortgebildet, und es ist gerade diese Fortbildung, auf die ich, da sie mir ganz im Sinne der thomistischen Anschauung stattgefunden zu haben scheint, hier einen ganz besondern Nachdruck legen möchte.

Zunächst wird gesagt, daß die poor einerseits „no estates of their own" und anderseits nicht „any profession or trade" haben. Der Gegensatz, den wir oben aus den Gesamtausführungen von Thomas herausgelesen haben, der Gegensatz zwischen den Arbeitern — oder der „Arbeit" in diesem Sinne — auf der einen und dem Vermögensbesitz sowie dem Erwerb auf der andern Seite, wird also ganz ausdrücklich und mit voller Bestimmtheit betont.

Überdies wird er aber noch weiter schattiert. Die poor, heißt es, haben keinen Vermögensbesitz, „to support them without industry". Sie haben auch keinen Erwerb, „by which, with industry, they may be capable of gaining a comfortable subsistence". Die Schattierung ist also eine äußerst feine, und sie erfolgt, abgesehen

[1] The state of the poor etc., London 1797. [2] Ebd. 2 A. 2.

von dem Begriff industry, der hier als der allgemeine Arbeits- oder Tätigkeitsbegriff auftritt, mittels der Urgierung der comfortable subsistence, die den Erwerbenden zu- und den poor, den Arbeitern, abgesprochen wird und die in dem hier in Betracht kommenden unmittelbaren Zusammenhange Thomas nicht erwähnt. Indessen handelt es sich dabei um eine Begriffsbildung, die sich auf die Unterhaltsverhältnisse bezieht, also auf ein Moment, welches Thomas in seiner gesamten Armenlehre und somit auch in seiner Lehre von den Arbeitern als das ausschließlich maßgebende hinstellt.

Wie gesagt, lege ich einen ganz besondern Wert darauf, daß der Gedankengehalt des thomistischen Satzes von der englischen Literatur fortgebildet worden ist und daß diese Fortbildung ganz im Sinne seiner ursprünglichen Anlage erfolgt ist. Denn im Hinblick darauf darf gesagt werden, daß er in der gesamten Literatur nicht bloß vorhanden war, sondern auch, was viel wichtiger ist, weiterlebte, daß eben seine Identität mit dem Gedankengehalte des Termins „poor" — dann aber naturgemäß auch des Termins „labouring poor" und schließlich „poor labourers" — nicht bloß dogmatisch, sondern auch entwicklungsgeschichtlich verbürgt ist.

Nun aber der materielle Inhalt derjenigen Statuten, in denen von „poor labourers" die Rede ist und die ich oben bereits kurz erwähnte.

Das früheste unter ihnen, das Statut von 1496/97 bringt den Ausdruck „poor labourers" in der Aufschrift: „An act for the making void of a statute concerning artificers and poor labourers" und den Ausdruck „poor artificers" in den ersten Worten: „For diverse and many reasonable considerations and causes the king moving and for the common wealth of the poor artificers . . . be enacted" etc. Und ganz ähnlich verfahren die Elisabethinischen Statuten samt dem mit ihnen zusammenhängenden Statute Jakobs I. Auch sie bringen das uns Interessierende vor dem eigentlichen Inhalt. „The said law", sagt das Statut 1562, indem es mit der Kritik eines früheren Gesetzes einsetzt, „cannot without the great grief and burden of the poor labourer and hired man be put in good and due execution." „The said act", sagt analog das Statut von 1597/98, nunmehr schon mit einer Kritik des Statutes von 1562 einsetzend, „has not according to the true meaning thereof been duly put in execution, whereby the rate of wages for the poor artificers, labourers and other persons, whose wages were meant to be rated by the said act, have not

been rated and proportioned according to the plenty, scarcity, necessity and respect of the time, which was politically intended by the said act" etc. In dem Statut von 1603/04 wird dann dieser letztangeführte Passus in seinem ganzen Wortlaut wiederholt.

Durchweg kommt also der Ausdruck „poor labourers" samt seiner Nebenbildung, dem Ausdruck „poor artificers" in der einleitenden Ausführung zum Vorschein, durchweg wird er dort gebraucht, wo es sich um eine Motivierung der Gesetze handelt. Auch bemerke man in dem Statute von 1496/97 die Wendung „for the common wealth of the poor artificers", in dem Statute von 1562 die Betonung des „great grief and burden of the poor labourers and hired man", man bemerke in dem Statut von 1597/98 und ebenso in dem Statute von 1603/04 die nachdrücklichen Klagen darüber, daß trotz früherer Gesetze die Löhne der poor artificers, labourers and other persons noch immer keine den zeitlichen Verhältnissen entsprechende Regelung erfahren haben — man bemerke, mit einem Worte, die arbeiterfreundliche Klangfarbe der Motive, und man wird zunächst den Eindruck haben: Diese Klangfarbe erinnert lebhaft an den Ton, welchen Antonin von Florenz anschlägt, wenn er für die Arbeiter, weil sie arm sind, eine gerechte, ihrem Unterhaltsbedürfnis adäquate Entlöhnung verlangt.

Indessen prüfe man die Sachlage ein wenig genauer. Worum handelt es sich in den gekennzeichneten Motiven? Schließlich nur um die Absicht, die Löhne mit den jeweiligen Lebensmittelpreisen in Einklang zu bringen. Eine solche Absicht ist aber nichts diesen Statuten Eigentümliches. Sie tritt oder es tritt etwas ihr Ähnliches in den statutes of labourers allgemein hervor. Denn durchweg suchen letztere dafür Sorge zu tragen, daß der Arbeiter trotz aller Preisschwankungen, denen Rechnung getragen werden solle, einen „auskömmlichen" oder einen „herkömmlichen" Lohn erhalten — nicht weniger, aber auch nicht mehr.

Nun kann aber kein Zweifel obwalten: Das „nicht mehr" wurde weit stärker als das „nicht weniger" unterstrichen. Für die Statuten der ersten Phase, die mit dem Jahre 1349 einsetzt, ist es geradezu charakteristisch, daß sie die üblichen, die herkömmlichen Löhne[1] stabilisieren, daß sie eine Schranke gegen Lohn-

---

[1] Ashley, Englische Wirtschaftsgeschichte II, Leipzig 1896, 356/357 u. 359.

steigerungen aufzurichten suchen. „Der Eindruck, den diese Gesetze hinterlassen, ist der einer großen Härte.“ [1] Und was die späteren anbetrifft, so ist das Bild allerdings kein so einheitlich düsteres, es ist vielmehr schwankend. Aber vom Hauche jenes Geistes, der uns aus den Ausführungen Antonins von Florenz, aus den Lehren der Scholastik entgegenwehte, ist wenig zu spüren. Hingegen wurden im Interesse der Arbeitgeber oder bestimmter Arbeitgeberklassen und weiter im Dienste gewisser den Merkantilismus vorbereitender Ziele, stets also aus eminent praktischen Beweggründen, auch jetzt zahlreiche Statuten veröffentlicht, die sichtlich einer im Leben sich anbahnenden Lohnsteigerung entgegenwirken sollen, die also tatsächlich nicht als lohnnormierende, sondern als die Löhne beschränkende, sie herabsetzende qualifiziert werden müssen: Diese geben der ganzen vorelisabethinischen Periode — wie es Eden in einem weiter unten angeführten Zitate konstatiert — in lohnpolitischer Hinsicht ihr Gepräge.

Sofern also der materielle Inhalt der für uns speziell in Betracht kommenden und um so mehr der Statuten überhaupt zu Rate gezogen wird, lautet das Endergebnis ganz entschieden dahin, daß der statutarische Ausdruck „poor labourers“ nur scheinbar oder genauer nur angeblich, nicht aber in Wirklichkeit von jener Atmosphäre umgeben war, die den Satz „operarii pauperes sunt“ einhüllt.

Soll man aber deswegen sagen, daß trotz allem, was oben aus der Literatur erschlossen worden ist, der Gedankengehalt jenes Ausdrucks mit dem Gedankengehalte dieses Satzes nicht identisch war?

Ich glaube, dies wäre ein großer Irrtum. Die Identität war da, aber es fehlte die Kongenialität. Die alte Anschauung hat sich in einer terminologisch erstarrten Form wohl erhalten, aber ihre ethische Kraft war dahin, oder vielmehr sie war durch die zeitgenössische Praxis, durch den rauhen Hauch der Zeit so gut wie erstickt. Man sprach von armen Arbeitern, verstand auch noch einigermaßen, was man sagte, aber ließ es, wo man handeln und richten sollte, fast ganz außer acht. Der Ausdruck „poor labourer“ und die ganze daran sich anschließende Terminologie blieb ein Denkmal der mittelalterlichen Anschauung — ein lebendiges Denkmal, wenn man will, aber auch nicht mehr. Das Befruchtende, das Lebenspendende wirkte nicht mehr nach. —

[1] Ochenkowski, Englands wirtschaftliche Entwicklung im Ausgang des Mittelalters, Jena 1879.

Wohl gemerkt, gilt aber alles dieses nicht ganz allgemein. Von der Gesetzgebung abseits wirkte der echte Geist in den in Rede stehenden Ausdrücken — vielfach sogar ohne einen terminologischen Anlehnungspunkt — wenn auch durch anderes niedergehalten, wenn auch nur unter der Oberfläche ruhig weiter. Indessen in den Statuten, also auf dem Gebiete, das, wie wir gleich sehen werden, für die Weiterentwicklung vorerst ganz ausschließlich in Betracht kam, war dies nicht der Fall. —

Viertes Kapitel.

Übergang von der mittelalterlichen Anschauung zu den englischen Theorien der ersten Periode: Die Arbeitslosigkeit und die statutes of labourers bzw. poor-laws.

Im vorigen Kapitel ist ein Vergleich zwischen dem von Thomas von Aquin formulierten Satze „mercenarii pauperes sunt" etc. und der Edenschen Definition des Ausdrucks „labouring poor" gezogen worden. Das Gemeinsame liegt, wie erinnerlich, darin, daß es sich beiderseits um das Fehlen eines nicht auf Arbeit beruhenden Unterhalts handelt. Das Unterscheidende aber darin, daß Thomas vom Unterhaltsuchen aus der Arbeit (de laboribus suis victum quaerentes quotidianum), Eden vom Nötigsein der Arbeit (whose daily labour is necessary for their daily support) oder, was auf dasselbe hinauskommt, vom Arbeitsuchen für den Unterhaltszweck spricht.

Schon dieser im obigen außer acht gelassene, aber an sich äußerst bemerkenswerte Unterschied erweckt den unzweideutigen Eindruck, daß Eden auf die Arbeitsverhältnisse, insbesondere auf die eventuelle Schwierigkeit Arbeit zu finden, einen nicht unerheblich größeren Nachdruck als Thomas gelegt hat. Nun mögen aber überdies die beiden in Rede stehenden Äußerungen in dieser Weise abgehoben werden.

Thomas sagt: mercenarii qui locant operas suas, pauperes sunt, de laboribus suis victum quaerentes quotidianum.

Eden sagt aber: By the labouring poor I mean those, whose daily labour is necessary for their daily support.

Im Sinne von Eden könnte des Arbeiters Gebet statt „Unser tägliches Brot gib uns heute" auch „Unsere tägliche Arbeit gib uns heute" lauten. Nach ihm versteht sich die „tägliche" Arbeit, d. h. ihre Regelmäßigkeit, Kontinuierlichkeit nicht von selbst — Thomas setzt sie stillschweigend voraus: Im Gegensatz zu Eden,

der ja am Ende des 18. und so kurz vor Anbruch des sozialpolitischen Jahrhunderts schreibt, kennt er die unfreiwillige Arbeitslosigkeit des Arbeiters als eine ständig wiederkehrende Massenerscheinung, als ein gesellschaftliches Phänomen noch nicht.

Ebendasselbe fällt uns aber in den ältesten „statutes of labourers“ auf. Sehr treffend sagt nämlich hinsichtlich dieser, wie wir wissen, 1349 einsetzenden Statuten Ashley: „Überall tritt hier die Anschauung hervor, daß jeder, der arbeitsfähig und -willig sei, innerhalb der eigenen Stadt oder des eigenen Dorfes Arbeit zu finden vermöge, und zwar zu dem herkömmlichen, mit andern Worten zu einem auskömmlichen Lohne.“ [1]

Sowohl die in Thomas von Aquin verkörperte scholastische Doktrin als auch die ältesten statutes of labourers sahen also — dies muß ganz ausdrücklich festgestellt werden — von dem, was wir als „soziale“ Arbeitslosigkeit zu bezeichnen gewohnt sind, ganz ab.

Doch ist damit ihre Unterlassungssünde noch nicht erschöpft. Indem sie — jene und diese — von vornherein nur an Arbeitswillige und an Arbeitsfähige dachten, ignorierten sie auch die verschuldete Arbeitslosigkeit (Arbeitsscheu) und die unverschuldete „persönliche“ (Arbeitsunfähigkeit). Sie schalteten das Arbeitslosigkeitsphänomen in allen seinen Schattierungen aus.

Letzteres mochte nun aber in der Theorie, in der scholastischen Lehre keine weiteren Bedenken zeitigen. Die ethische Kraft, die dort die Hauptidee ausstrahlte, mochte für deren Unvollständigkeit entschädigen, mochte darüber hinwegkommen helfen: Man konnte ja in das weitherzige Lohnmaß der exigentia, das der condicio, der eigentümlichen Lage des Arbeiters Rechnung zu tragen hatte, auch die Rücksichtnahme auf eventuelle Arbeitslosigkeit dieser oder auch jener Art, auf ihre Folgen so leicht einbeziehen! In der Praxis, in der fast ganz entethisierten Gesetzgebung, konnten aber Mißstände ganz unmöglich ausbleiben. Sie konnten es schon darum nicht, weil man hier, wie ich im vorigen Kapitel hervorgehoben habe, unter den herkömmlichen Löhnen mehr und mehr niedrige oder gedrückte Löhne verstand und weil man demgemäß von der Annahme ausging, daß jeder Arbeitswillige und -fähige eben zu diesen Minimallöhnen Arbeit finde und solche anzunehmen auch verpflichtet sei. Denn wie sollten derartige drakonische Be-

---

[1] Englische Wirtschaftsgeschichte 359.

stimmungen der sozialen Arbeitslosigkeit abhelfen, wie mußten sie der Arbeitsscheu Vorschub leisten und die Armut der Arbeiter, damit aber auch deren Arbeitsunfähigkeit steigern!

So erschienen auf gesetzgeberischem Gebiete Reformbestrebungen als von vornherein unerläßlich. Die statutes of labourers begannen sich gleich nach ihrem Auftauchen bzw. bald nachher nach einer bestimmten Richtung hin fortzubilden. Sie taten es insbesondere in der Weise, daß sie, zwischen verschuldeter und sozialer Arbeitslosigkeit noch nicht im mindesten unterscheidend und in beiden Fällen ganz schlechtweg von Arbeitsscheu sprechend, zunächst ergänzende Bestimmungen hinsichtlich dieser Arbeitsscheu einerseits und der Arbeitsunfähigkeit anderseits in sich aufnahmen, bis dann jene Ergänzungen sich von ihrem Mutterboden differenzierten und zu besondern Gesetzesakten, den sog. Armengesetzen, den poor-laws[1], erstarkten.

Bestimmungen hinsichtlich der Arbeitsunfähigen nahm man in die statutes of labourers relativ etwas spät, zum ersten Male im Jahre 1388 auf. Die arbeitsunfähigen Bettler sollten auch fernerhin an dem Orte verbleiben, wo sie sich bei Veröffentlichung des Erlasses befanden, eventuell andern Orten derselben Hundertschaft oder ihrem Geburtsort zugeschoben werden. Indessen auch jetzt kümmerte man sich um das fernere Schicksal der Leute noch nicht. Die ganze Anordnung wurde, wie Ashley[2] sagt, ins blaue hinein getroffen. Man gab sich einfach der Hoffnung hin, daß die Liebestätigkeit von Geistlichen, Klöstern, Hospitälern und Privaten einigermaßen für die Arbeitsunfähigen sorgen werde, nahm also von irgendwelchen Vorkehrungen Abstand. Und was man beim ersten Anlauf unterließ, das holte man während einer längeren Periode nicht nach. Das Gesetz von 1388 blieb trotz einzelner Zusätze während 150 Jahren im wesentlichen unverändert. Noch im Jahre 1530 wird ein ihm analoges Statut publiziert[3].

---

[1] Der Ausdruck „poor“ in den poor-laws hat mit dem im vorigen Kapitel umschriebenen poor-Begriffe nichts zu schaffen. Man denkt dort nicht an diejenigen, welche, ohne Besitz oder einen Erwerb zu haben, nur aus Arbeit ihren Unterhalt beziehen, sondern an diejenigen, die besitz-, erwerbs- und arbeitslos sind, denen der Unterhalt gänzlich fehlt und die infolgedessen der Armenpflege zur Last fallen müssen. Handelt es sich aber speziell um Arbeitsunfähige, so spricht man von „true poor“ oder von „poor in very deed“, also von poor im eminenten Sinne des Wortes. Dadurch will man die besonders prekäre Lage der Arbeitsunfähigen gleichsam unterstreichen.

[2] A. a. O. 358. [3] Ebd. 386.

Endlich aber — im 16. Jahrhundert, und zwar gerade in dem Moment, wo sich die poor-laws verselbständigten — erfolgte in dieser Beziehung ein entschiedener Umschwung. Die Pflicht, die Arbeitsunfähigen zu unterstützen, wurde nunmehr staatlich geregelt und den Gemeinden zugewiesen. Man entschloß sich also für die öffentliche Wohltätigkeit und setzte diese an die Stelle der privaten, auf die man bis zu dieser Zeit gerechnet hatte. Ja, so sehr war man bestrebt, das private Almosengeben zurückzudrängen, daß man, ganz unvermittelt, es schlechtweg verbot. Frühere Verordnungen hatten sich darauf beschränkt, das Betteln nur den Arbeitsunfähigen zu gestatten. Nunmehr wurde dasselbe auch diesen versagt. Man wollte von Rechts wegen eine Art Monopol für die öffentliche Wohltätigkeit schaffen[1].

Relativ früher, schon in dem allerersten Arbeiterstatut von 1349, beginnen aber ergänzende Bestimmungen hinsichtlich der Arbeitsscheuen, der „kräftigen Bettler und Landstreicher", wie man damals sagt[2]. Es wird verfügt, daß diese polizeilich zur Arbeit gezwungen werden sollen, indessen wird nicht gesagt, wie sich letzteres zu vollziehen habe. Und darum die Erfolglosigkeit der betreffenden Vorschriften: Gelangten die arbeitsfähigen Bettler in ihre Heimat, so fanden sie dort keine ausreichende Fürsorge. Einige ganz wenige Andeutungen über Arbeitsbeschaffung und über Notstandsarbeit vermochten auch nicht in einem nur bescheidenen Maße zu genügen[3].

Das 16. Jahrhundert brachte aber — wiederum in dem Moment, in dem es die poor-laws von den statutes of labourers differenzierte — auch hier eine Wendung. Nun erst wurde die Pflicht der Gemeinde, ihre arbeitsfähigen Bettler zurückzunehmen, zu einer Pflicht, für Arbeit zu sorgen, ausgebaut, nun erst wurden die Grundlagen für die Institute der roundsmen (Rundgänger) und der späterhin sehr wirksamen Besserungsanstalten gelegt[4].

Daß aber unter den derart behandelten Arbeitsscheuen sich auch Opfer der sozialen Arbeitslosigkeit befanden, das unterliegt nicht dem allergeringsten Zweifel. Nach Ashley war die Voraussetzung der statutes of labourers, daß Arbeitsfähige und -willige ohne weiteres Arbeit zu finden im stande seien, jedenfalls um die Mitte des 15. Jahrhunderts nicht mehr stichhaltig[5]. Und nach

---

[1] Ebd. 383. [2] Ebd. 356/357 u. 386. [3] Ebd. 382.
[4] Ebd. 388. [5] Ebd. 359.

demselben Schriftsteller ist die entscheidende Wendung, die das 16. Jahrhundert hinsichtlich der Behandlung der Arbeitsscheuen mit sich brachte, in letzter Linie darauf zurückzuführen, daß eben die bisherigen Bestimmungen den Arbeitsfähigen selbst in dem Falle keine genügende Beschäftigung zu verschaffen vermochten, wo dieselben wohl arbeiten wollten[1]. So begann, sagt Ashley, der damaligen Gesetzgebung schon die Erkenntnis aufzudämmern, daß das Ausfindigmachen einer Beschäftigung auch für die Arbeitswilligen oft unmöglich sei[2].

Alles in allem erscheinen also die poor-laws, indem sie allen Abarten der Arbeitslosigkeit gerecht zu werden suchen, als notwendige Ergänzungen der statutes of labourers, die alle jene Abarten mißachten. Seit dem 16. Jahrhundert — und dann ganz besonders während des 17. Jahrhunderts — ist der Gedanke, daß die in den statutes of labourers normierte Arbeit durch die mittels der poorlaws zu normierende Armenpflege vervollständigt werden müsse, daß sie, mit andern Worten, als etwas Vervollständigungsbedürftiges die Armenpflege hervorrufe und diese insofern veranlasse, in der englischen Gesetzgebung nicht bloß wie früher, zur Zeit der ergänzenden Bestimmungen, nur implicite mitenthalten, sondern ganz deutlich ausgesprochen da.

Nun ist es aber gerade dieser Gedanke, der uns in den eben dem 17. Jahrhundert angehörenden Theorien der ersten Periode begegnet. Auch hier wird ganz durchweg die Arbeit als das Primäre, die Armenpflege als das Sekundäre aufgefaßt. Auch hier ist die Vorstellung die, daß diese durch jene notwendig gemacht werde. „Arbeit als Anlaß zur Armenpflege“ ist das Losungswort. —

---

[1] A. a. O. 389. [2] Ebd. 383.

Zweiter Teil.

Englische Theorien vom 17. bis zur Hälfte des 19. Jahrhunderts: Arbeit und Armenpflege.

Erstes Kapitel.

Englische Theorien der ersten Periode: Arbeit als Anlaß zur Armenpflege.

Trotz der Einheitlichkeit des Grundtons ist innerhalb der ersten Periode eine gewisse Mannigfaltigkeit der Standpunkte zu bemerken. Letzteren kann man indessen, da sie eine innere Entwicklung nicht aufweisen, schon an der Hand einiger weniger Schriftsteller gerecht werden. Im folgenden wird es genügen, wenn ich im wesentlichen nur Manley, Petty und Locke behandle.

Manley[1] ist im Jahre 1669 der Meinung, daß die weit ausgedehnte Armenpflege seiner Heimat durch zu hohe Arbeitslöhne veranlaßt werde, und er bezeichnet die zeitgenössischen englischen Arbeitslöhne aus zweierlei sehr verschiedenen Gründen als „zu hoch“.

Zunächst insofern als die Konkurrenzfähigkeit der englischen Industrie Schaden leide: Die englischen Arbeitslöhne seien um 15, 20, ja 30 % höher als die ausländischen[2], und so müsse man entweder wirksame Gesetze im Sinne einer Lohnreduktion einführen oder aber auf das Ende einer jeden industriellen Tätigkeit gefaßt sein[3].

---

[1] Usury at six percent examined and found unjustly charged by Sir Th. Culpeper and J. C. (Child) with many crimes and oppressions whereof 't is altogether innocent, wherein is shewed the necessity of retrenching our luxury and vain consumption of foreign commodities, also the reducing the wages of servants, labourers and workmen of all sorts, which raises the value of our manufactures 15 or 20 % dearer than our neighbours do afford them, by reason of their cheap wages. — London 1669.

[2] Ebd. 7. [3] Ebd. 9.

Dann aber auch insofern als die Lohnsteigerung, die in den letzten 16 Jahren in England eingetreten sei, und die 12 oder 16 % ausmache[1], durch die Wirksamkeit objektiver Ursachen nicht gerechtfertigt werden könne. Denn sie sei in keiner Weise zurückzuführen auf „quickness of trade or want of hands, which are indead justifiable reasons“, sondern ganz ausschließlich auf „an exacting humour and evil disposition of our people“[2], „a general conspiracy amongst artificers and labourers“[3] — kurz auf Momente subjektiver Art.

Nun wird aber auf diese Momente ein ganz besonderer Nachdruck gelegt. Manley meint, daß die anormalen Forderungen der Arbeiter nicht bloß auf eine Erhöhung der Arbeitslöhne hinwirken, sondern daß sie ihrerseits durch hohe Arbeitslöhne gesteigert werden, und daß sie, eben wegen dieser Steigerung, die Armenpflege herausfordern. In ihnen sei die Wurzel der übermäßigen poor-rates zu erblicken.

Bei alledem denkt Manley, wie übrigens viele andere Schriftsteller seiner Zeit, nicht ganz folgerichtig. Denn einerseits behauptet er, daß die hohen Löhne in unsinniger Weise vergeudet werden und der Arbeiter ebendeswegen ärmer sei, als er bei weit niedrigeren Löhnen früher gewesen wäre: „The men have just so much the more to spend in tipple and remain now poorer than when their wages was less.“[4] Und anderseits sieht er von einer solchen Vergeudung ab, wobei er in einen neuen, zweiten Widerspruch verfällt. Während nämlich höhere Löhne entweder zu einer Aufbesserung der Lebensweise oder, bei Festhaltung der bisherigen Gewohnheiten, zu einer Verkürzung der Arbeitszeit führen können, spricht Manley von jener und dieser gleichzeitig. Die Löhne sind, wie er sagt, nur erhöht worden, damit die Arbeiter „may live the better above their station and work so much the fewer days by how much the more they exact in their wages“[5]. — Was uns als absolut unvereinbar erscheint, wird hier durch ein einfaches „und“ koordiniert, und es wird eine gewisse Einheitlichkeit der Auffassung lediglich dadurch gewahrt, daß das entscheidende Gewicht nicht auf die Besserung der Lebensweise, sondern auf die Abkürzung der Arbeit gelegt wird. Eine solche, meint Manley, ist ganz unbedingt anzunehmen, „else I cannot suppose but that they should be so much the richer by how much the more they have raised the value

[1] A. a. O. 7. [2] Ebd. 19. [3] Ebd. 18. [4] Ebd. 19. [5] Ebd.

thereof (den Preis, den Lohn der Arbeit), which that they are not, I conceive may be justly maintained"[1].

Es ist gut, sich das Widerspruchsvolle dieser Anschauungsweise in allen Stücken zum Bewußtsein zu bringen, denn nur so versteht man, weshalb den hohen Lohnsätzen sehr Verschiedenes — der mangelnde Sparsinn, die hohen Lebensansprüche und die Faulheit der Arbeiter — zur Last gelegt wird und weshalb dann der für uns entscheidende Nachsatz zu lesen ist: Eben wegen ihres mangelnden Sparsinnes, ihrer hohen Lebensansprüche und ihrer tief eingewurzelten Indolenz wollen sich die an hohe Löhne gewöhnten Arbeiter da, wo ihnen niedrigere, der objektiven Sachlage entsprechendere Löhne geboten werden, zum Arbeiten nicht entschließen und ziehen das Müßigsein, also die Armenunterstützung, vor.

Der „exacting humour" und die „evil disposition" werde eben durch die hohen Löhne perpetuiert, die Arbeiter seien, dank den letzteren, weder „frugal" noch „industrious", und alles zusammen habe zur Folge: „We have thousands of people miserably poor, yet will not work on such moderate terms the employers can chearfully afford them, nor honestly earn sixpence, because they foundly imagine their labour worth ninepence, and so sit idle, without considering that something is better than nothing."[2] — Würden alle jene Fehler den Arbeitern nicht anhaften, dann könnten sie „not want employment . . . not fall into extreme poverty, but by abundance of children, long sickness or the like, in which sense only they are God Allmighty's poor." So aber gebe es noch andere Arme, die „poor of their own making"[3], welche der Zahl nach entschieden vorangehen.

Und solche Arme fallen der staatlichen Armenpflege anheim. „The members the sole manufacture of wool has maintained is almost incredible, many whereof are now Parish charges either for real want of employment, their own demerit (hier fällt das Verschulden der Arbeiter in die Vergangenheit, durch ihre hohen Lohnforderungen haben sie nämlich einen industriellen Niedergang hervorgerufen und die Zahl der Arbeitsgelegenheiten vermindert) or refusing to work for such wages the employer could afford them (hier fällt das Verschulden der Arbeiter in die Gegenwart)."[4]

---

[1] Ebd. [2] Ebd. [3] Ebd. 24.
[4] Ebd. 15.

In diesem Sinne wird eine Beziehung zwischen den hohen Arbeitslöhnen, als Bedingung, und dem Anwachsen der Armenpflege, als Folge, statuiert, und es wird an diese theoretische Prämisse eine ihr entsprechende praktische Konsequenz angeknüpft: Verlangt wird eine entschiedene Lohnherabsetzung, die „reduction of the poor (der Arbeiter) in their former industry wages and moderate way of living“, damit auf diese Weise die Armenpflege entlastet werde, „that so they may be more chearfully employed in town and country, without turning charity into legal oppression“ [1].

Indessen wird diese logisch folgerichtige Konsequenz im Hinblick auf die tatsächlichen Verhältnisse auch gelegentlich umgeformt. So sehr, meint Manley, sei die öffentliche Armenpflege in die Arbeiterkreise eingedrungen, so sehr sei die Gewohnheit des Sichverlassens auf staatliche Armenunterstützungen in jenen Kreisen eingebürgert, daß der Weg zur Einführung vernünftiger Löhne einstweilen versperrt erscheine: Erst eine einschränkende Reform der Armengesetzgebung könne nach dieser Richtung freie Bahn schaffen. Es gebe eben zahlreiche Arme, „who secretly relying on Parish maintenance as their main reserve, are too proud to beg, too lazy to work, when ’tis either too hot or too cold, and will choose their own time and wages, or you may do your work yourself“ [2]. Und diesen Umständen müsse man unbedingt Rechnung tragen. „Reasonable wages will, I fear, never be, until the absurd crutch of Statute-maintenance (die Krücke der öffentlichen Armenunterstützungen) be rescinded or better regulated.“ [3]

An derartigen Stellen erscheint die Reform der Armengesetzgebung, ganz ähnlich wie es dann in der dritten Periode zur Regel werden sollte, als das entschieden Erste, das Primäre. Doch handelt es sich dabei, im Unterschied von der dritten Periode, nicht um ein konsequent festgehaltenes und theoretisch abgeklärtes, sondern um ein bloß gelegentlich in Erwähnung gebrachtes, um ein ausschließlich praktisches Primat. In theoretischer Beziehung erscheinen als das Primäre, als die Bedingung, durchweg die hohen Lohnsätze. An diese schließt sich das Anwachsen der öffentlichen Armenpflege als eine ausgesprochene Folgeerscheinung, als etwas durchaus Sekundäres an. —

Petty [4] (1623—1687) bringt hingegen die Armenpflege bzw.

---

[1] A. a. O. 26. [2] Ebd. [3] Ebd. 24.

[4] Zitiert wird nach Pettys „Economic writings“ edited by C. H. Hull, Cambridge 1899.

deren starkes Anwachsen mit niedrigen Arbeitslöhnen in Beziehung. Denn er glaubt, daß diese Löhne nicht bloß tatsächlich niedrig seien, sondern es grundsätzlich auch sein sollen. Und er postuliert ebendeshalb ein sie ergänzendes Korrektiv. Letzteres erblickt er aber in der öffentlichen Armenpflege, welche er in seiner Heimat in concreto vor Augen hat und welche ihm ganz gerechtfertigt dünkt.

In lohnpolitischer Hinsicht wird allerdings, unter Berufung auf die statutes of labourers, an erster Stelle Bestimmtheit der Arbeitslöhne sowie deren Anpassung an die jeweiligen Zeitverhältnisse verlangt: „The price of labour must be certain (as we see it made by the statutes which limit the days wages of several workmen); the non observance of which laws and the non adopting them to the change of times, is by the way very dangerous and confusive to all endeavours of bettering the trade of nations.“ [1] Weiterhin handelt es sich aber auch um das Postulat niedriger, d. h. auf das zum Leben Notwendige beschränkter Löhne: „The law should allow the labour but just wherewith to live.“ Denn „if you allow double, than he (der Arbeiter) works but half so much as he could have done and otherwise would; which is a loss to the public of the fruit of so much labour“ [2].

Wir sehen hier genau dieselbe Vorstellung, die uns schon bei Manley begegnet ist: Der Arbeiter arbeite nur so lange, als er behufs Bestreitung des notwendigen Lebensunterhaltes zu arbeiten gezwungen sei; eine Erhöhung des Lohnsatzes verleite ihn zur Abkürzung der Arbeitszeit, sie verleite zum Nichtstun, zur Faulheit. Ja vielleicht wird die moralische und wirtschaftliche Kraft der Arbeiterklasse von Petty noch geringer eintaxiert, denn er spricht an anderem Orte [3] von den Arbeitern als denjenigen, „who labour only to eat, or rather to drink“, er nennt sie die „vile and brutish part of mankind“ und bringt in diesem Zusammenhange Ausführungen, die uns unsäglich hart erscheinen müssen.

Nur um so bemerkenswerter ist aber dies: Im Treatise on Taxes chap. 1 (Of the several sorts of public charges) werden nacheinander die verschiedenen Zweige einer den Ideen des Verfassers entsprechenden Staatstätigkeit aufgezählt, und es wird dabei unter Ziff. 11 gesagt: „Another branch is that of the maintenance

---

[1] Aus dem „Treatise on Taxes“ a. a. O. 53. [2] Ebd. 87.

[3] Political Arithmetic a. a. O. 274.

of orphans, found and exposed children, which also are orphans, as also of impotents of all sorts and moreover such as want of employment.“[1] Es wird also verlangt, daß die staatliche Fürsorge sich erstens auf arme Waisen, zweitens auf allerlei Invalide, daneben aber, drittens, auch auf die Arbeitslosen erstrecken solle. Oder mit andern Worten: Petty ist nicht bloß für die öffentliche Armenpflege in abstracto, sondern für die öffentliche Armenpflege in ihrer damals beliebten konkreten Ausgestaltung. Er billigt ihre beiden Hauptarten: Außer den Arbeitsunfähigen (Waisen und Invaliden) sollen, insofern Arbeitsgelegenheiten nicht aufzufinden sind, auch die zur Arbeit Fähigen versorgt werden. Der Standpunkt ist hier ganz charitativ.

Auch wird dieser Standpunkt in bewußter und ausdrücklicher Weise begründet. Denn im unmittelbaren Anschluß an das eben gegebene Zitat, das die öffentliche Armenpflege für notwendig erklärt, wird unter Nr 12 ausgeführt: „For the permitting of any to beg (also der Weg der privaten Wohltätigkeit) is a more chargeable way of maintaining them whom the law of nature will not suffer to starve, where food may possibly be had. Besides, it is unjust to let any starve, when we think it just to limit the wages of the poor, so as they can lay up nothing against the time of their impotency and want of work.“

Durch die gesetzliche Lohnbeschränkung, will also Petty sagen, wird der Arbeiter in die Unmöglichkeit versetzt, für den Fall der Arbeitsunfähigkeit bzw. Arbeitslosigkeit irgend etwas zurückzulegen. Darum solle in beiden Fällen die öffentliche Armenpflege eingreifen. Dies sei nur recht und billig, wenn jene Lohnherabsetzung nun einmal beliebt werde, wenn man dieselbe als gerecht erachte.

Nun vergegenwärtige man sich aber, was alles dieses schließlich heißt: Die niedrigen Löhne werden als eine, in gewissem Sinne fragwürdige, Bedingung hingestellt, und die öffentlichen Armenunterstützungen als eine Folge, die in absoluter Weise durch jene Bedingung erheischt werde. Was den Arbeitern wegen ihrer moralischen und wirtschaftlichen Unreife doch wohl besser vorenthalten werden müsse, solle ihnen der Staat als Vertreter des Gerechtigkeitsprinzips nachliefern. Die staatliche Armenpflege habe die niedrigen Arbeitslöhne zu korrigieren. Letztere bilden in-

[1] A. a. O. 20.

sofern den Rechtfertigungsgrund des Daseins oder wenigstens der Ausgestaltung und Ausdehnung der staatlichen Armenpflege — sie bilden deren bestimmenden Anlaß. —

Ähnlich wie Petty denkt Locke (1632—1704). Auch nach ihm sind es niedrige Arbeitslöhne, die mit der Armenpflege in Beziehung stehen.

In einer aus dem Jahre 1691 stammenden Abhandlung[1] spricht er sich einmal dahin aus, daß des Arbeiters Anteil (the labourers share) selten mehr als den nackten Unterhalt (a bare subsistence) betrage[2], und ein anderes Mal bringt er den Satz, daß der Arbeiter von der Hand in den Mund (from hand to mouth) lebe[3]. Wenn demnach der Preis der Bedarfsgegenstände (commodities) in einem erheblichen Maße, so beispielsweise um ein Viertel seines ursprünglichen Betrages steige, dann stehe der Arbeiter vor der folgenden Alternative: „Either his wages must rise with the price of things, to make him live, or else, not being able to maintain himself and family by his labour, he comes to the parish.“[4]

Die niedrigen, nur für den notwendigen Lebensunterhalt genügenden Löhne sind es demnach, die, falls eine Preissteigerung eintritt und eine ihr adäquate Lohnsteigerung nicht zu erlangen ist, den Arbeiter der Armenpflege anheimfallen lassen.

Man sieht: Die Ähnlichkeit mit der Pettyschen Auffassung ist unleugbar, aber man darf sie nicht übertreiben, und am allerwenigsten wird man von einer absoluten Gleichheit sprechen dürfen.

Denn Petty beschäftigt sich mit der Frage, wie es in der Volkswirtschaft wohl sein solle. Er erklärt sich mit niedrigen Arbeitslöhnen im wesentlichen einverstanden und verlangt im Namen des Gerechtigkeitsprinzips, daß korrigierend die Armenpflege in Erscheinung trete. Locke hat aber ganz ausschließlich Tatsachen im Auge. Er stellt fest, daß die Arbeitslöhne nun einmal niedrig seien, daß sie unter Umständen die Armenpflege herausfordern, und kümmert sich um die Rechtfertigung dieser Verhältnisse in keiner Weise. Petty stellt eben ein Programm auf, Locke bleibt aber in den eben herangezogenen Ausführungen ein Theoretiker, er ist der objektive Forscher und nichts mehr.

Was aber den erstbehandelten Schriftsteller, nämlich Manley, anbelangt, so befindet sich dieser in einer Art Mittelstellung:

---

[1] Some considerations of the consequences of covering the interest and raising the value of money. S. John Locke, Works V (1812).

[2] Ebd. 71 f. [3] Ebd. 57. [4] Ebd.

Gleich Petty verkündet er ein Programm, und zwar fordert er gleichfalls niedrige Löhne — gleich Locke versucht er aber auch die objektiven Tatsachen festzulegen. Nur daß er die wirklichen Arbeitslöhne nicht als niedrige, sondern als hohe, als zu hohe hinstellt. Und insofern haben die in diesem Kapitel vorgeführten Theorien das Eigentümliche, daß sie, trotz weitgehender Unterschiede in der Behandlung der Arbeitslöhne, die bald grundsätzlich diskutiert, bald nur beobachtet, die ferner bald als hoch, bald als niedrig bezeichnet werden — daß sie trotz alledem diese Arbeitslöhne ganz durchgängig als das Primäre und die Armenunterstützungen als das Sekundäre ins Auge fassen, daß sie, von jenen ausgehend, die Armenpflege zu erklären suchen. Die Auffassung, daß die Arbeit die Armenpflege veranlasse, können sie eben ganz unmöglich umgehen. Denn zu stark wurzelt dieselbe in der Anschauungsweise der gesamten Zeitperiode, zu hoch steht sie oberhalb der jeweiligen Meinungen und Ansichten, deren Widerstreit sich nur in der näheren Ausgestaltung des Hauptmotivs — nur in Schattierungsnuancen offenbart.

Wie verhält es sich nun aber mit diesen Nuancen bzw. den solche involvierenden Theorien an und für sich? Sind sie untereinander ganz gleichwertig, sind sie es schlechtweg?

Man wird diese Frage wohl notwendig verneinen müssen, denn bei einer vergleichenden Betrachtung sieht man sofort: Die Theorie Pettys, nach der man insofern die ganze erste Periode die Pettysche nennen könnte, ist den andern unmöglich gleichzustellen, denn sie geht ihnen hinsichtlich ihrer Bedeutung voran.

Zunächst bringt sie die eben gekennzeichnete Auffassung am allerstärksten zur Geltung. Ja sie gibt ihr einen Ausdruck, der, was Entschiedenheit anbetrifft, kaum noch zu überbieten wäre. Man kann den Gedanken, daß die Arbeit die Armenpflege veranlasse, nicht bestimmter gestalten, als wenn man sagt, daß jene Arbeit programmäßig — also insofern auch notwendig — ein Minus an Löhnen involviere und daß, um dieses Minus zu decken, sich als einziger gangbarer Weg — also insofern wieder notwendig — die Armenpflege darbiete. Denn was so geboten wird, ist eine Art mathematischer Formel, ein Axiom.

Nun aber weiter: Die Pettysche Theorie ist auch diejenige, die ausgesprochener als alle andern in dem während jener Periode fast ausschließlich herrschenden Wirtschaftssysteme wurzelt, die am allermeisten als eine merkantilistische Theorie erscheint.

Die uns interessierenden Ausführungen Lockes haben mit dem Merkantilismus wenig zu schaffen. Sie sind von dem Geiste beseelt, der späterhin die Physiokratie ins Leben rufen sollte und der in der Zeit, die uns beschäftigt, nur ganz sporadisch sich hervorwagt, so daß er einstweilen wirkungs- und einflußlos bleibt.

An der Stelle, welcher das obige Zitat über die bare subsistence entnommen worden ist, wird allerdings ex professo ein merkantilistisches Lieblingsthema erörtert. Es handelt sich um die Folgen der zunehmenden Geldknappheit, um die Frage, in welchem Maße bei einem Zusammenschrumpfen des in der Volkswirtschaft vorhandenen Geldvorrats die Geldbezüge der verschiedenen Erwerbszweige zurückgehen werden.

Die Art und Weise, wie diese Frage behandelt und beantwortet wird, ist aber eine echt physiokratische. Locke unterscheidet zwischen der Lage des Grundbesitzes, des Arbeiters und des Kaufmanns. Zunächst, meint er, werde der Grundbesitzer leiden, weil weniger Geld auf den Markt kommen und das Preisniveau fallen werde. „The labourer feels it next, for, when the landholders rent falls, he must either bate the labourers wages, or not employ or not pay him, which either way makes him feel the want of money."[1] Der Kaufmann fühle aber die Geldknappheit ganz zuletzt. Doch schließlich werde auch er tangiert, und dann entstehe ein Kämpfen und Ringen ums Geld, das dem Hin- und Herzerren einer zu kurz geratenen Decke ähnlich sehe, an dem sich indessen in der Regel nur der Grundbesitzer und der Kaufmann beteiligen, da der Arbeiter infolge der niedrigen Arbeitslöhne, die er beziehe, so gut wie völlig kampfunfähig bleibe: „For the labourers share, being seldom more than a bare subsistence, never allows that body of men time and opportunity to raise their thoughts above that or struggle with the richer for theirs (as on common) interest."

Man bemerke, wie hier von Arbeiterbeschäftigung, Lohnzahlung und Lohnregulierung durch den Grundbesitzer, wie also nicht bloß von landwirtschaftlichen Arbeitern, sondern auch von Arbeitern in einer grundherrschaftlich organisierten Volkswirtschaft gesprochen werde, und man wird die Feststellung, daß diese Arbeiter nur den baren Lebensunterhalt verdienen und ihre Gedanken über die Unterhaltsfrage nicht erheben, etwa auf eine Stufe mit den betreffenden Turgotschen Behauptungen stellen.

---

[1] A. a. O. 70.

Physiokratisch gefärbt ist aber auch die Stelle, in der sich die oben angeführten Zitate über das von der Hand in den Mund Leben der Arbeiter sowie über die Folgen steigender Lebensmittelpreise — Lohnerhöhung oder Armenunterstützung — vorfinden. Denn beides, die Lohnerhöhung und die Armenunterstützung, fällt nach Locke nur dem Grundbesitzer zur Last, und zwar tut es die erstere auf dem Umwege über den Pächter: „If the labourers wages be raised in proportion to the increased rates of things, the farmer, who pays a quarter more for wages as well as all other things whilst he sells his corn and wool either at the same rate or lower at the market, must either have his rent abated or else break and run away in his landlords debt: and so the yearly value of the land is brought down. And who then pays the tax at the years end, but the landlord? — Die Armenunterstützungen beschweren aber den Grundbesitz ganz direkt, denn erhalte der Arbeiter keine der Preissteigerung adäquate Lohnerhöhung, so verfalle er der Armenpflege, „he comes to the parish, and then the land bears the burthen a heavier way“[1].

In beiden Fällen erscheinen also die Grundbesitzer als diejenigen, welche im Falle einer Preissteigerung die höheren Arbeiterunterhaltskosten zu allerletzt tragen müssen. Und demgemäß ist die Anschauungsweise auch hier physiokratisch.

Manley und Petty stehen hingegen ganz und gar auf dem Boden des Merkantilismus und weichen scheinbar voneinander nur recht wenig ab. Sie tun dies nur insofern, als sie das so charakteristische merkantilistische Moment — niedrige Arbeitslöhne als Postulat und als Programmpunkt, oder genauer als Punkt eines wirtschaftspolitischen Programms — in einer etwas verschiedenen Weise präsentieren. Petty bringt das, übrigens mit einem leisen Zweifel begleitete[2] Postulat nur als solches zum Ausdruck. Manley kümmert sich aber darüber hinaus auch um die weitere Frage, ob jenes mit den tatsächlichen Verhältnissen

---

[1] Ebd. 57.

[2] Daß Petty in zahlreichen wirtschaftstheoretischen Fragen über den Merkantilismus weit hinausgeht, ist ganz allgemein bekannt. In sozialtheoretischer Beziehung verharrt er, wie ich im Texte ausführe, auf markantilistischem Standpunkte, aber der Zweifel, den er ausdrückt (when we think it just to limit the wages of the poor) und auf den ich noch zu sprechen komme, zeigt doch, daß er auch hier nicht ganz im Banne der herrschenden Anschauungen steht.

übereinstimme, und findet, daß die wirklichen Arbeitslöhne nicht niedrig seien, daß sie entschieden als zu hoch erscheinen.

Gerade damit trägt aber Manley in seinen Ideengang eine Erwägung hinein, die nichts Allgemeingültiges mehr an sich hat — andere Merkantilisten konnten ja andere Arbeitslöhne, etwa diejenigen anderer Länder ins Auge fassen oder dieselben Arbeitslöhne anders beurteilen — eine Erwägung, die rein subjektiv ist. Petty stellt hingegen nur allgemein-merkantilistische und somit vom Standpunkt des Merkantilismus durchaus obligate Prämissen auf, und er knüpft seine Lehre von der Arbeit als dem Anlaß zur Armenpflege nur an jene an. Er, und nur er, arbeitet die soeben genannte Lehre im Geiste der typisch-merkantilistischen Anschauung heraus.

Und man merke: Die typisch-merkantilistische Ausgestaltung findet sich gerade in derjenigen Theorie, die uns vorhin als die allerbestimmteste, die stärkste erschien. Auch hängt beides, da es die programmäßig niedrigen Löhne sind, die einerseits als merkantilistische Signatur, anderseits als Ausgangspunkt des sehr bestimmten, axiomatischen Gedankenganges die ausschlaggebende Rolle spielen, nicht etwa zufällig, sondern ganz naturgemäß miteinander zusammen. Offenbar darf also gesagt werden, daß das merkantilistische System und die soziale Idee „Arbeit als Anlaß zur Armenpflege" eine gegenseitige Affinität aufweisen, und man darf, insofern, die der letztgenannten huldigende erste Periode nicht bloß als die Pettysche, sondern als die zum Merkantilismus hinneigende und aus dem Merkantilismus ihre Hauptkraft schöpfende bezeichnen, oder kurz als die merkantilistische Periode schlechthin.

Wegen der übermäßigen Härte, mit der sie, im Hinblick auf die internationalen Konkurrenzverhältnisse und das Handelsbilanzdogma die Lohnfrage behandelte, brauchte eben die merkantilistische Anschauungsweise ein nachträgliches, linderndes Korrektiv, das sie schließlich in der charity, in der Armenpflege suchte und auch fand. Auf dem Gebiete der Praxis förderte sie darum, sehr nachdrücklich, jenen Prozeß, der die statutes of labourers durch die poor-laws ergänzte. Auf dem Gebiete der Theorie drängte sie aber nach Lehrmeinungen, die dies Ergänzungsverhältnis zu sanktionieren, d. h. gedankenmäßig zu rechtfertigen hätten. Und im Grunde tat ja Petty nichts anderes, als daß er diese Rechtfertigung — bezeichnenderweise unter Verlautbarung des wiederholt erwähnten leisen Zweifels an der Gerechtigkeit der harten Lohnpolitik — mit größter Klarheit und Schärfe vollzog. —

Nun aber zum Schluß ein Beispiel dafür, daß, wenn auch die erste Periode im großen und ganzen über das Ende des 17. Jahrhunderts nicht hinausgeht, doch die ihr eigentümliche Idee in gewissen Einzelfällen wohl auch in spätere Zeiträume hineinragt:

Im Jahre 1757 — also in einer Zeit, wo der Gedanke der zweiten Periode für die englischen Theoretiker schon längst der maßgebende war — äußert sich Harris[1] noch ganz im Sinne der ersten dahin, daß die Löhne der untersten Arbeiter niedrig stehen bzw. in absehbarer Zeit niedrig stehen werden: „As the world goes, there is no likelihood that the lowest kind of labourers will be allowed more than bare subsistence.“[2] Darum sei es dem Arbeiter, etwas für Krankheit, Alter, Unterhaltung der Eltern usw. zurückzulegen, ganz unmöglich. Und somit erscheinen in solchen Fällen Werke der charity als unvermeidlich und charitable contributions als erforderlich[3].

Es handelt sich hier um eine genaue Nachbildung der Lehre Pettys. Nur erscheint deren Ausgangspunkt, der Hinweis auf niedrige Löhne, stark gemildert. Nicht von einem alle Arbeiter betreffenden Programmpunkte, nicht von irgend einem Herunterdrücken der Löhne, sondern von einem die untersten Arbeiterklassen berührenden Lohntiefstande wird gesprochen. Aus etwas typisch Merkantilistischem ist etwas Farbloses und Gleichgültiges geworden. Gerade die charakteristische Farbe ist verblaßt. —

Zweites Kapitel.

Englische Theorien der zweiten Periode: Koordinierung von Arbeit und Armenpflege.

Die Theorien der zweiten Periode haben das Eigentümliche, daß sie die Idee, die sie in erster Reihe zum Ausdruck bringen und die uns eben in dieser Darstellung interessiert, in einer sehr merkwürdigen Weise auszudehnen geneigt sind. Sie beschränken sich nämlich nicht durchweg und auch nicht überwiegend auf die Koordination von Arbeit und Armenpflege, sondern ziehen dabei die Sklaverei, unter der sie, einer uralten, jedenfalls auf das Mittelalter zurückweisenden Gewohnheit folgend, nicht bloß die Sklaverei im technischen Sinne des Wortes, sondern auch die Leibeigenschaft oder Hörigkeit verstehen, meistens mit hinein.

---

[1] An essay upon money and coins, London 1757.

[2] Ebd. 9. [3] Ebd. 12.

Im folgenden ist nun dieser wichtigen und sehr charakteristischen Tatsache Rechnung zu tragen. Es sollen nicht bloß die Armenpflege und Arbeit koordinierenden Theorien, sondern auch, und sogar vornehmlich, die Sklaverei, Armenpflege und Arbeit koordinierenden zur Darstellung kommen.

Hierbei möchte ich aber, der zeitlichen Reihenfolge entsprechend, diejenigen Theorien voranstellen, welche die in Rede stehenden Koordinationen nicht explicite ausdrücken, sondern diese implicite in der Form von Gleichungen oder Kontrastierungen darbieten, deren Voraussetzungen sie eben verschweigen. Und ich muß, da gerade derartige Theorien sehr zahlreich sind, auf Vollständigkeit ganz verzichten. Ich kann nur gewisse typische Stichproben vorführen. Als solche scheinen mir aber diejenigen von Mandeville, Berkley, Fielding völlig zu genügen. —

Mandeville[1] stellt zwei Gleichungen auf.

Die erste bezieht sich auf das Verhältnis von Arbeit und Armenpflege, und sie ist eine, ich möchte sagen, verkümmerte: Jede Institution wird nur für sich behandelt, aber bei beiden ist die Beleuchtung in einem überaus weitgehenden Sinne analog.

Was die Armenpflege anbetrifft, so denke ich dabei an eine Reihe von Ausführungen, in denen Mandeville nachzuweisen bestrebt ist, daß den englischen Paupers seiner Zeitperiode nicht bloß die Befriedigung notwendiger Bedürfnisse zuteil werde, sondern in einem überaus beträchtlichen Maße auch der Luxus.

„If we trace“, wird in dieser Hinsicht gesagt, „the most flourishing nations in their origine, we shall find that in the remote beginnings of every society, the richest and most considerable men among them were a great while destitute of a great many comforts of life, that are now enjoyed by the meanest and most humble wretches. So that many things, which were once looked upon as the invention of luxury, are now allowed even to those, that are so miserably poor as to become the objects of public charity“ usw.

Im speziellen denkt dabei Mandeville an den Fleischgenuß (their making use of the flesh of animals to eat[2]) und weiter an die Kleider der Paupers. Man werde, meint er, denjenigen aus-

---

[1] The fable on the Bees or Private Vice Public Benefits (und damit verbunden) An Essay on Charity and Charity Schools[2] (1724).

[2] Ebd. 185.

lachen, „that should discover luxury in the plain dress of a poor creature that walks along in a thick parish gown and a course shirt underneath it“ [1]. Und doch, welch eine Menge Leute, wie viele verschiedene Gewerbe mußten zusammengewirkt haben, damit die Paupers in solchen Kleidungsstücken umhergehen können! Ja, muß man denn nicht „think it an extravagant piece of nicety, that even those who receive alms of the parish, should not only have whole garments made of this operose manufacture, but likewise that as soon as they are soiled, to restore them to their primitive purity, they should make use of one of the most judicious as well as difficult composition that chymistry can boast of?“ [2] Man sieht, Mandeville behandelt sogar den Seifengebrauch sehr emphatisch.

Endlich aber die Paläste, die für die Armen errichtet werden, ihr Äußeres und ihr Inneres und die Behandlung, die die Insassen dort finden: „If the ancient Britons and Gauls should come out of their graves, with what amazement would they gaze on the mighty structures every where raised for the poor! Should they behold the magnificence of a Chelsea College, a Greenwich Hospital, or what surpasses all them, a Des Invalides at Paris, and see the care, the plenty, the superfluities and pomp that all are treated with in those stately palaces!“ Auch hier also lauter Staunen und Bewunderung. —

Es war durchaus notwendig, die prägnantesten hierhergehörigen Stellen ganz wortgetreu abzudrucken, denn auf die einzelnen Wendungen, auf den „Ton“ kommt es eben an. Wie schikanös und wie sophistisch verfährt Mandeville, um dem Leser die Meinung zu suggerieren, daß der Luxus, genauer der Luxus im Sinne früherer Zeitperioden, bei den der Armenpflege Anheimgefallenen ein recht großer, nur zu großer sei!

Und nun stelle man alledem den Satz entgegen, die englischen Arbeiter sollen leben wie diejenigen anderer Nationen, beispielsweise Frankreichs. Sie sollen wie diese hölzerne Schuhe tragen, was sie eben nicht tun [3]. Da sieht man sofort: Die Arbeit wird in ganz demselben Geiste wie die Armenpflege behandelt. Wie den Paupers, so wird auch den Arbeitern der Luxus vorgeworfen. Diese tragen eben lederne Schuhe. Also ist ihre Lebensweise schlechtweg luxuriös.

---

[1] Ebd. 183. [2] Ebd. [3] Ebd. 363.

Nun wird aber dasjenige, was der eben angeführte Satz andeutet, sehr ausführlich ausgesponnen. Die Arbeiterverhältnisse werden, immer im gleichen Geiste, mit überaus eindringlicher Sorgfalt behandelt, und dabei stellt sich nun ganz unvermerkt eine zweite, nunmehr nicht verkümmerte, sondern vollkommen ausgebildete Gleichung ein — diejenige zwischen der Arbeit, d. h. der modernen, freien Arbeit und der Sklaverei.

Mandeville sagt nicht bloß negativ, daß die Arbeiter vom Luxus, also von einem höheren Lebensniveau ferngehalten werden sollen, sondern er verlangt auch positiv, daß man sie auf ein möglichst tiefes Lohn- und Lebensniveau niederdrücke, und er kommt wieder und wieder auf diese Lieblingsforderung zurück.

Was speziell die niedrigen Lohnsätze anbetrifft, so basiert er deren Befürwortung auf die landläufig merkantilistischen Beweisgründe[1], hält sie aber auch an und für sich für ganz rationell. Wenn nämlich ein Soldat mit einem sixpence pro Tag wohl leben könne, dann falle die Notwendigkeit, einem Tagelöhner (day-labourer) 16 oder 18 pence zu geben, doch zweifellos fort[2].

In letzter Linie kommt es aber Mandeville auf die Wahrung eines niedrigen Lebensniveaus an, denn er sagt absolut unzweideutig: „It is impossible that a society can long subsist and suffer many of its members to live in idleness and enjoy all the ease and pleasure they can invent, without having at the same time great multitudes of people that to make good this deficit will condescend to be quite the reverse and by use and patience inuse their bodies to work for others and themselves besides.“[3] Oder auch etwas weiter: „Welfare of society requires that it (the work) should be performed by such of their members as in the first place are sturdy and robust and never used to ease or idleness, and in the second soon contented as to the necessaries of life; such as are glad to take up with the coursest manufacture in every thing they wear, and in their diet have no other aim than to feed their bodies when their stomachs prompt them to eat, and, with little regard to taste and relish, refuse no wholesome nourishment that can be swallowed when men are hungry, or ask any thing for their thirst but to quench it.“[4] Oder noch weiter: „If no body did want, no body would work, but the greatest hardships are looked upon as solid pleasures, when they keep a man from

[1] Ebd. 358/59. [2] Ebd. 366. [3] Ebd. 325. [4] Ebd. 326.

starving."[1] Es scheint kaum möglich, die krasse Note noch mehr zu forcieren.

Und doch ist das hiermit Angedeutete noch nicht alles. Um die Arbeiter an die ihnen gebührende Stelle festzunageln, sei noch etwas anderes erforderlich: Man müsse sie im Zustand der Unwissenheit, Bedürfnislosigkeit und somit auch Zufriedenheit mit ihrem nun einmal sehr bescheidenen Schicksal erhalten: „The welfare and felicity of every state and kingdom require that the knowledge of the working poor should be confined within the verge of their occupations."[2] Denn „knowledge both enlarges and multiplies our desire, and the fewer things a man wishes for, the more entirely his necessaries may be supplied"[3]. Oder, mit andern Worten, „there is not a more contented people among us, than those who work the hardest and are the least acquainted with the pomp and delicacies of the world"[4]. Nur Arbeiter, die von einer besseren Lebensweise (a better way of living) so wenig als möglich eine Vorstellung haben, werden ihre Arbeiten mit frohem Sinne (chearfully) verrichten[5]. Und daß es solche unwissende und doch, oder vielmehr eben deswegen glückliche Arbeiter gebe, sei eine Tatsache, die nicht angezweifelt werden könne. „When a man enjoys himself, laughs and sings, and in his gesture and behaviour shew me all the tokens of content and satisfaction, I pronounce him happy, and have nothing to do with his wit or capacity."[6] Peace of mind, calmness and tranquillity of the soul — das alles wird in diesem Zusammenhange als etwas Schönes, Reizvolles gerühmt[7].

Also niedriges Lebens- und Bildungsniveau, Dürftigkeit und zugleich auch Unwissenheit verlangt Mandeville für die Gesamtheit der Arbeiter, und er scheut sich nicht, hier direkt an einen kastenartigen Gegensatz zu den reichen und den gebildeten Volksklassen zu denken. „When obsequiousness", sagt er nämlich, „and mean services are required, we shall always observe that they are never so chearfully nor so heartily performed as from inferiors to superiors; I mean inferiors not only in riches and quality, but likewise in knowledge and understanding. A servant can have no unfeigned respect for his master, as soon as he has sense enough to find out that he serves a fool. No creatures submit contently

[1] Ebd. 327. [2] Ebd. 328. [3] Ebd. [4] Ebd. 357.
[5] Ebd. 360. [6] Ebd. [7] Ebd. 361.

to their equals, and should a horse know as much as a man, I should not desire to be his rider."[1]

Die Stelle ist sehr sonderbar und für Mandeville sehr charakteristisch. Man bemerke den Humor, der sich hier hinter der Wendung „as soon as he has sense enough to find out that he serves a fool" sowie hinter dem darauf folgenden Satze versteckt und der angesichts der sonst zutage tretenden Notenforcierung eine Art wohltuender Abspannung bedeutet. Dieser Humor, der sich auch in andern sozialen Ausführungen Mandevilles vorfindet, bildet sein persönliches Eigentum und seinen schriftstellerischen Reiz. Die unsägliche Härte, die sein Verhalten zu der Arbeiterklasse samt und sonders bestimmt und die seitens des heutigen Lesers kaum noch ertragen werden könnte, schlägt unversehens in ihr scheinbares Gegenteil, in eine sehr witzige Geringschätzung der höheren und privilegierten Gesellschaftsschichten, der jene Klasse Beherrschenden um.

Trotzdem ist der fernere Gedankengang derart, als ob die Interessen der Arbeitgeber bzw. der Besitzenden in vollem Ernst und darum ganz rücksichtslos vertreten werden sollten. Damit bricht aber die ursprüngliche Härte abermals und nunmehr auch ganz endgültig durch. Mandeville möchte im Hinblick auf den eben besprochenen kastenartigen Gegensatz ein gleichfalls kastenartiges, d. h. absolut hermetisches Abschließen der Arbeiterklasse vollzogen sehen, das ein automatisches sich Ergänzen derselben ergäbe. Die Arbeiterkinder (children of the poor) sollen nicht charity schools besuchen, denn dies würde sie der Handarbeit und der erbärmlichen Lebensweise abspenstig machen. Vielmehr sollen sie bei jener und bei dieser verbleiben, sollen den Nachwuchs für beide erstellen. „Abundance of hard and dirty labour", sagt er sehr kategorisch, „is to be done and course living is to be complied with. Where shall we find a better nursery for these necessities than the children of the poor?"[2]

Heißt das aber nicht, daß die Arbeiterklasse, die moderne freie Arbeit zu etwas der Sklaverei Analogem ausgestaltet werden solle? — Mandeville steht nicht an, diese letzte Folgerung zu ziehen. „In a free nation", sagt er ausdrücklich, „where slaves are not allowed, the surest wealth consists in a multitude of labouring poor" — also in einer breiten Masse von Arbeitern — die

---

[1] Ebd. 330. [2] Ebd. 357.

„ignorant as well as poor“ [1] wären. Da tritt die Bezugnahme auf die Sklaven, die Gleichung zwischen der Sklaverei und der (freien) Arbeit, die, eben um die Gleichung zu ermöglichen, auf ein so äußerst niedriges Niveau herabgedrückt wird, ganz offen ans Licht. —

Berkley [2] bringt eine Kontrastbestimmung und eine Gleichung.

Die erstere bezieht sich auf das Verhältnis von Arbeit und Armenpflege, und wir müssen, um sie kennen zu lernen, von gewissen Aussprüchen Berkleys ausgehen, die uns beinahe ebenso hart wie die Mandevilleschen Ansichten erscheinen.

Da wird nämlich dem Arbeiter zugemutet, daß er neben sich Weib und Kinder arbeiten lasse, daß er nach der üblichen Arbeitszeit noch andere, außergewöhnliche Arbeitsleistungen auf sich lade, und es wird ihm letzteres als eine Prozedur anempfohlen, die seinem wahren Glücke ja nicht widerstrebe. „You will insist“, heißt es wörtlich, „how can a poor man, whose daily labour goes for the payment of his rent, be able to provide present necessaries for his family, much less to lay up a store for the future? It must be owned, a considerable share of the poor man's time and labour goes towards paying the rent. But how are his wife and children employed, or how does he employ himself the rest of his time? The same work tires, but different works relieve. Where there is a true spirit of industry, there will never be wanting something to do, without doors, or within by candle light, if not by daylight. Labor ipse voluptas, says the poet, and is verified in fact.“ [3] Es ist gerade dies in den Arbeiter Hineinreden, der Vorschlag erfolge in seinem eigenen Interesse, das — ebenso wie bei analogen Ausführungen Mandevilles — den Eindruck einer nur um so größeren Härte auf uns macht.

Und doch wäre es unrichtig, nach dem einen Zitat Berkley ganz im allgemeinen beurteilen zu wollen. Denn da, wo es sich nicht mehr um Frauen- und Kinderarbeit, nicht mehr um die Frage der Arbeitszeit, sondern um die Höhe der im Prinzip zu zahlenden Löhne handelt — da ist die Auffassungsweise von der Mandevilleschen grundverschieden, da steht sie zu der letzteren gar im Gegensatz. Von vornherein wird nämlich das zu erstrebende Ziel dahin umschrieben, daß der Arbeiter mittels des ihm zufallenden Arbeits-

---

[1] A. a. O. 328.

[2] The Querist containing several Queries proposed to the consideration of the Public. London. Ausgabe von 1750, (die erste Ausgabe erschien 1735).

[3] Ebd. 74.

lohnes nicht bloß für die laufenden Bedürfnisse (present necessaries) Sorge tragen, sondern auch für die Zukunft zurücklegen könne. Und in einer Reihe von rhetorischen Fragen, die in dem Querist Aufnahme gefunden haben, wird dann der Standpunkt noch stärker urgiert. „Whether“, sagt Berkley, „frugal fashions in the upper rank and comfortable living in the lower be not the means to multiply inhabitants?“[1] — „Whether the creating of wants be not the likeliest way to produce industry in a people? And whether, if our peasants were accustomed to eat beef and wear shoes, they would not be more industrious?“[2] — „Whether to provide plentifully for the poor, be not feeding the root, the substance whereof will shoot upwards into the branches, and cause the top to flourish?“[3] — „Whether the dirt and famine and nakedness of the bulk of our people might not be remedied? And whether this should not be our first care, and whether, if this were once provided for, the conveniences of the rich would not soon follow?“[4] — In alledem ist von der uns bekannten Härte nicht das geringste zu spüren. Hier ist die Gefühlsweise eine ganz ausgesprochen milde, ist human.

Ja es handelt sich um eine Gesinnung, die derjenigen der oben behandelten scholastischen Schriftsteller verwandt ist. „It is past all doubt“, sagt Berkley, „that those who are educated in a supine (träge) neglect of all things, either profitable or decent, must needs contract a sleepiness and indolence, which does necessarily lead to poverty and every other distress that attends it.“[5] Und er sagt anderswo: „It may be hoped, there are many that would be allured by a plentiful and decent manner of life to take pains, especially when they observe it to be attained by the industry of their neighbours, in no sort better qualified than themselves.“[6] — Die decentia, die scholastische Entlöhnungsnorm taucht hier ganz unerwartet wieder auf, und darin kommt Berkleys humane Gesinnungsart, die seiner Lohnlehre den entscheidenden Stempel aufprägt, wenn sie auch mit einer härteren Gefühlsweise noch im Kampf liegt, am allerklarsten, am schärfsten zu Wort.

Gerade hier, gerade in den mit dem decentia-Begriff zusammenhängenden Ideen liegt aber das Moment, das Berkley zu einer scharfen Kontrastierung der Arbeit und der Armenpflege führte.

---

[1] Frage 18. [2] Frage 20. [3] Frage 59. [4] Frage 106.
[5] Ebd. 76. [6] Ebd. 71.

„A right house“, heißt es an einer Stelle, „warm apparel and wholesome food, are sufficient motives to labour. If all had them, we should be a flourishing nation. And if those who take pains may have them, those who will not take pain are not to be pitied; they are to be looked and treated as drones, the pest and disgrace of society.“[1] Im direkten Gegensatze zu dem Geiste der Milde, den er in die Arbeiterfrage hineinträgt, steht also der Geist, den Berkley, eine richtige Lösung jener Frage vorausgesetzt, der Armenpflege predigt. Hier soll man hart sein, und insofern handelt es sich um einen entschiedenen Kontrast.

Nun wird aber die „harte“ Armenpflege auch noch des näheren ausgemalt, und bei dieser Gelegenheit gelangt Berkley zu einer Gleichung — zur Gleichung zwischen der Armenpflege und der Sklaverei. „Whether the poor“, fragt er im Querist, „grown up and in health need any other provision, but their own industry under public inspection?“[2] — „Whether it would be a hardship on people destitute of all things, if the public furnish them with necessaries which they should be obliged to earn by their labour?“[3] — „Whether other nations have not found great benefit from the use of slaves in repairing high roads, making rivers navigable, erecting public buildings, bridges and manufactures?“[4] — „Whether temporary servitude would not be the best cure for idleness and beggary?“[5] — „Whether the public has not a right to employ those who cannot or who will not find employment for themselves?“[6] — „Whether all sturdy beggars should not be seized and made slaves to the public for a certain term of years?“[7] — „Whether he who is chained in a jail or dungeon has not for time lost his liberty? And if so, whether temporary slavery be not already admitted among us?“[8] — „Whether a state of servitude, wherein he should be well worked, fed and clothed would not be preferment to such a fellow?“[9] usw. —

Man sieht: Die Härte, die gegenüber den der Armenpflege Anheimgefallenen in Anwendung kommen darf, soll in einer zeitweisen Entziehung der Freiheit bestehen. Die Paupers sollen zu temporären Sklaven werden. Die Armenpflege soll auf das Niveau der Sklaverei heruntersinken. Jene soll dieser im Grundsatze gleich sein. —

---

[1] Ebd. 73. [2] Frage 375. [3] Frage 380. [4] Frage 381.
[5] Frage 382. [6] Frage 383. [7] Frage 384. [8] Frage 385.
[9] Frage 386.

Auch Fielding gibt eine Kontrastbestimmung und eine Gleichung[1]. Jene bezieht sich auf das Verhältnis von Arbeit und Sklaverei und ist in eine Darstellung des von der Sklaverei bzw. der unfreien Arbeit zur modernen, zur freien Arbeit hinaufführenden Entwicklungsprozesses eingebettet, die Fieldings Feder stark subjektiv färbt. „If we look into the earliest ages, we shall find the condition of this part (the working part of mankind) to have been very low and mean.“[2] Die Zahl der freien Arbeiter war hier eine recht unbedeutende. Die Hörigen (servants) herrschten vor und unterschieden sich in ihren niederen Abarten von den Sklaven (den slaves) nur recht wenig. Nach und nach wurden aber alle Bande abgeschüttelt, und die arbeitenden Klassen erlangten eine Freiheit und Unabhängigkeit, die mit der Untertänigkeit (servile condition) unvereinbar ist. „But nothing has brought such an alteration in this order of people, as the introduction of trade. This has indeed given a new face to the whole nation, has in a great measure subverted the former state of affairs, and has almost totally changed the manners, customs and habits of the people, more especially of the lower sort. The narrowness of their fortune is changed into wealth, the simplicity of their manners into craft, their frugality into luxury, their humility into pride, and their subjection into equality.“[3]

Die Antithesen sind, wie man sieht, scharf und vielseitig. Indessen urgiert Fielding im weiteren Verlaufe seiner Ausführungen vor allem eine, diejenige zwischen der frugality und der luxury. Denn immer wieder kommt er darauf zurück: Der Luxus der modernen Arbeiter oder kurz der unteren Gesellschaftsklassen ist, im Unterschiede von dem bei den höheren Klassen üblichen, sehr verhängnisvoll.

Der Luxus der oberen Schichten ist relativ ungefährlich. „I am not here to satirize the great, among whom luxury is probably rather a moral than a political evil.“[4] Anders verhält es sich aber mit dem Luxus der niederen: „But when the vice descends downward to the tradesman, the mechanic and the labourer, it is certain to engender many political mischiefs.“[5] Trunksucht und Neigung zu Glücksspielen sind in dem letztgenannten Falle unvermeidlich. Aber vor allem andern ist es der Vergnügungs-

[1] An inquiry into the Causes of the late increase of Robbers, with some Proposals for remedying this growing evil, London 1751.

[2] Ebd. preface VIII. [3] Ebd. preface XI. [4] Ebd. 4. [5] Ebd. 5.

taumel, der sich hier einstellt, und dieser ist ein Übel, wogegen energisch reagiert werden muß. Doch wohlverstanden, wiederum nur beim Volke. Die Vornehmen mögen bei ihren Vergnügungen nach wie vor beharren. „Such places of pleasure, as are totally set apart for the use of the great world I meddle not with.“ [1] Denn „pleasure always has been and always will be the principal business of persons of fashion and fortune, and more especially of the ladies, for whom I have infinitely too great an honour and respect to rob them of any their least amusement. Let them have their plays, operas and oratorios, their masquerades and ridottos, and let them have their beaus and danglers to attend them at all these . . . it is the only use for which such beaus are fit“ [2]. Ja noch mehr: „For the upper part of mankind time is an enemy and (as they themselves often confess) their chief labour is to kill it; whereas with the others (bei den unteren Klassen, den Arbeitern) time and money are almost synonymous; and as they have very little of each to spare, it becomes the Legislature, as much as possible, to suppress all temptations whereby they may be induced too profusely to squander either the one or the other; since all such profusion must be repaired at the lost of the public.“ [3] Und darum das ceterum censeo: „The business of the politician is only to prevent the contagion from spreading to the useful part of mankind, and this is the business of persons of fashion and fortune too, in order that the labour and industry of the rest may administer to their pleasures and furnish them with the means of luxury.“ [4]

Man bemerke, wie die unteren Klassen „the useful part of mankind“ genannt werden, man bemerke die fein ironische Schilderung der höheren Gesellschaftsschichten, die den großen Romancier Fielding wohl verrät, und man wird sagen: Der Witz und Humor, der hier zu Tage tritt, ist dem Mandevilleschen äußerst ähnlich. Ja an sich betrachtet, überbietet er ihn noch, erstreckt aber deswegen seinen Einfluß auf die gesamte Auffassung nicht weiter. Trotzdem sich nämlich Fielding über die Vornehmen in so auffallender und anziehender Weise lustig macht — trotzdem fühlt er nur für sie und nicht für die Arbeiter, denen gegenüber er eine entschieden harte Gesinnung kundgibt, und deren so erbittert be-

---

[1] Ebd. 12. [2] Ebd. 11. [3] Ebd. 11.
[4] Ebd.

kämpfter Luxus gegen die Lage der früheren, der unfreien Arbeit nicht objektiv, sondern in tendenziöser Weise kontrastiert wird.

Anderseits bringt aber Fielding eine Gleichung, durch die die Arbeit mit der Armenpflege verknüpft wird. Nur denkt er dabei nicht an die besagten Institutionen, wie sie zu seiner Zeit wirklich waren, sondern wie sie einst durch die Gesetzgebung der Elisabeth geregelt worden waren und demnach auch zu seiner Zeit noch sein sollten. Er will in letzter Linie dem Gedanken Ausdruck geben, die elisabethinischen Prinzipien auf dem Gebiete der Arbeit und diejenigen auf dem Gebiete der Armenpflege seien im Grunde einander verwandt.

Was die Arbeit anbelangt, so wird insbesondere die in der Lehrlingsakte von 1562 dekretierte Lohnfixierung bzw. Lohnbeschränkung urgiert, und auf seiten der Armenpflege die eben in der Folgezeit mehr und mehr außer acht gelassene Bestimmung des gleichzeitigen Armengesetzes, wonach die arbeitsfähigen Armen zur Arbeit gesetzt, d. h. zur Arbeit angehalten werden sollen. Beides gehört nach Fielding so eng zusammen, daß es als der Doppelausdruck einer an sich ganz einheitlichen, und zwar der einzig richtigen, der einzig wahren Uridee erscheine. „It appears, I think, that no blame lies at the door of the legislation (eben in der Gesetzgebung der Elisabeth), which has not only given the magistrature but even private persons, with his assistance, a power of compelling the poor to work; and has allotted the fullest powers and prescribed the most effectual means for ascertaining and limiting the price of their labour.“ [1] Denn ein die Löhne beschränkendes Gesetz sei behufs Verwirklichung der gesetzgeberischen Absicht, die arbeitsfähigen Armen ans Werk zu setzen, ganz unumgänglich, „for is it not the same thing to have the liberty of working or not at your own pleasure, and to have the absolute nomination of the price at which you will work? The idleness of the common people in this town is, indeed, greatly to be attributed to this liberty: most of these, if they cannot exact an exorbitant price of their labour, will remain idle“ [2]. Oder mit andern Worten: „The making such a law is not only an honest, but a charitable project; as it proposes, by retrenching the price of poor man's labour to provide labour, and consequently hire for all the poor who are capable of labour“ [3] usw.

---

[1] Ebd. 55. [2] Ebd. 61. [3] Ebd. 57.

Indem sich Fielding in dieser Weise zum Rechtsanwalt der elisabethinischen Legislatur aufwirft, erscheint er als der Verfechter einer Idee, die in einer viel früheren Epoche eine Rolle gespielt hat oder wenigstens gespielt haben mochte. Indessen hält er an dieser Idee auch für die ihn umgebende Gegenwart fest, und er gelangt auf solche Weise zu einer Auffassung von Arbeit und Armenpflege, die, eben nach Maßgabe der Idee, beide aneinander heranrückt und die insofern sie in Gleichung bringt.

Dabei tritt aber, ebenso wie bei den vorhin behandelten Anschauungen Fieldings, eine gewisse Härte zu Tage. Eine Härte, die auch hier der Gefühlsweise Mandevilles sich annähert, während sie von der Humanität eines Berkley, die allerdings eine gewisse Trübung nicht ausschließt, himmelweit entfernt ist. Und so hat man schließlich den Eindruck: In jener Zeit liegen zwei Gesinnungsarten, eine harte und eine milde, miteinander im Kampfe. Mandeville und Fielding neigen sehr ausgesprochen der ersteren, Berkley fast gänzlich der letzteren zu. —

Damit kann ich die Behandlung der ausschließlich Gleichungen und Kontrastierungen aufstellenden Theorien abschließen. Und ich wende mich nun einem Theoretiker zu, der anders verfährt.

Steuart[1] gibt eine Koordination, die, gelegentlich aufgestellten Gleichungen und Kontrastierungen zu Grunde liegend und über diese hinausgehend, explicite zum Ausdruck kommt und die ganz bewußt ist. Insbesondere gibt er sie dank der Statuierung eines festen Koordinationsprinzips, das er in dem Verhalten von Sklaverei, Armenpflege und Arbeit zu den Bevölkerungsverhältnissen sieht.

Dabei denkt er zunächst an die Ernährung, dann aber, und zwar vornehmlich, an die Vermehrung der Bevölkerung. Diese hält er für eine notwendige Begleiterscheinung jener („whatever gives food gives numbers“[2]), und er betrachtet sie, von gelegentlichen Aburteilungen einer ungesunden Bevölkerungszunahme (procréation vicieuse) abgesehen, als etwas Segensreiches und Erstrebenswertes.

Demgemäß beschäftigt er sich wiederholt mit den Momenten, die auf eine zahlreiche Bevölkerung (great population) hinwirken, die als „powerful principles towards multiplication“ in Erscheinung

[1] Zitiert wird nach der ersten Ausgabe von Steuarts Hauptwerk: An inquiry into the principles of political economy (1767).

[2] Book 1, ch. 14, p. 90.

treten, und formt auf diese Weise eine Lehre von den Bevölkerungsvermehrungsprinzipien oder den „Multiplikationsmitteln", die sich als etwas Einheitliches, in sich vollkommen Geschlossenes darstellt.

Als eines dieser Mittel figuriert da „industry and labour" oder an andern Stellen einfach „industry". Hierbei denkt Steuart, wie sich aus der Gesamtheit der einschlägigen Ausführungen ergibt und wie wir aus einer Reihe weiter folgender Zitate noch ganz deutlich ersehen werden, an die von der Industrie kraft des modernen Arbeitsvertrages herangezogene freie Arbeit, kurz an das, was man, industrielle Verhältnisse vorausgesetzt, schon zu seiner Zeit als die Arbeit ganz schlechtweg bezeichnet.

Ein anderes Multiplikationsmittel erblickt er ferner in der „slavery". Darunter versteht er, wie, nach dem oben Gesagten, damals vielfach üblich gewesen ist, nicht bloß die Sklaverei im technischen Sinne des Wortes, sondern auch die Leibeigenschaft oder Hörigkeit. An einem Orte nennt er letztere „the slavish form of feudal government"[1], und ähnlich spricht er sich auch in andern, zum Teil noch weiter unten zu zitierenden Äußerungen aus. Woran er denkt, ist eben die unfreie Arbeit insgesamt — charakteristischerweise ersetzt er einmal den Ausdruck slavery durch „authority", so daß die Vorstellung der autoritativ geleiteten, d. h. eben unfreien Arbeit klar hervortritt — und stellt diese, ihre Schattierungsunterschiede vernachlässigend, kurz als Sklaverei hin.

Endlich kommt aber als ein drittes und letztes Multiplikationsmittel noch die charity, also die Barmherzigkeit und deren konkrete Ausdrucksform, die Armenpflege im weitesten Sinne des Wortes, die öffentliche und die private, hinzu. Steuart meint eben, daß nicht bloß die freie und die unfreie Arbeit breite Volksmassen zu ernähren und deren Vermehrung zu gewährleisten im stande seien, daß vielmehr gleich beiden auch die Armenpflege eine solche Fähigkeit in sich schließe. Und so gelangt er, indem er sich in dieser Hinsicht zu einer ganz bestimmten und durchweg festgehaltenen Reihenfolge entschließt, zu der Trias: slavery, charity and industry — unfreie Arbeit, Armenpflege und freie Arbeit, oder prägnanter: Sklaverei, Armenpflege und Arbeit —, welche, gleich einem Leitmotiv, sich durch seine sämtlichen die unteren Klassen betreffenden Ausführungen hinzieht.

---

[1] Book 2, ch. 1, p. 169.

Welches ist nun aber die Bedeutung dieser Trias? Welchen Sinn legt Steuart in die ihr eigene stereotype Rangordnung hinein?

Gelegentlich[1] wird von einer Periode nach der Aufhebung der Sklaverei, aber vor der Einführung der Industrie oder freien Arbeit gesprochen bzw. von Ländern, die schon der Unfreiheit sich zu entledigen gewußt haben, aber noch keine Industrie besitzen, und es wird gesagt, daß unter solchen Verhältnissen die Zahl der Bettler und Almosenempfänger äußerst groß sein müsse[2]. So vag und so allgemein gehalten diese Bemerkung nun auch sein mag, so zeigt sie doch, daß Steuart eine Art Entwicklungsprozeß vorschwebt, der von der unfreien Arbeit als der allgemein gültigen und herrschenden Institution über ein durch die Armenpflege ausgefülltes und diese Armenpflege besonders begünstigendes Zwischenstadium zur freien Arbeit als der nunmehr maßgebenden Institution hinübergeführt habe. Sie zeigt mit einem Worte, daß die feste Reihenfolge „slavery, charity und industry" nicht als etwas Willkürliches, sondern als etwas Chronologisches gemeint ist.

Dachte nun aber Steuart nur an ein zeitliches Einanderablösen, oder auch an ein teleologisches Einanderüberbieten? — In dieser Hinsicht muß man das Verhältnis des Anfangs- und Endgliedes (slavery and industry) und die Stellung der Armenpflege, des eingeschobenen Mittelgliedes, trennen.

Was zunächst das Verhältnis von slavery und industry anbelangt, so ist die Haltung Steuarts keine ganz einheitliche.

Schon was die Bevölkerungsvermehrung anbelangt, stehen sich zwei Ausführungen scharf entgegen.

Einerseits wird gesagt: Die Vermehrung der unfreien Arbeiter, insbesondere der Sklaven, hat die öffentliche Aufmerksamkeit nicht beschäftigt. Man überließ deren Regelung dem Privatinteresse der Herren und warf mitunter sogar die Frage auf, ob es nicht nützlicher wäre, ihr zu widerstehen. Heutzutage, unter der Herrschaft der freien Arbeit, besteht hingegen das Hauptziel darin, die unteren Klassen durch ihre eigene Vermehrung zu erhalten[3] — soll heißen sich nach eigenem Willen vermehren zu lassen. Keineswegs ist aber die spontane Vermehrung der unteren Klassen für das Gemeinwesen gleichgültig. Sie ist vielmehr der wichtigste Gegenstand (principal object), mit dem sich die moderne Politik beschäftigt[4].

[1] Book 1, ch. 16, p. 182.

[2] Ganz derselbe Gedanke wird auch in book 1 ch. 14, p. 90 zum Ausdruck gebracht. [3] Book 1, ch. 20, p. 125. [4] Ebd. 126.

Anderseits finden wir aber die folgende Ausführung: Wenn die Sklaverei, meint Steuart, auf einen beschränkten, bedingten und Gesetzen unterworfenen Dienst zurückgeführt würde, dann wäre sie vielleicht das sicherste Mittel, um die unteren Volksklassen glücklich und blühend zu machen und um die Hauptquelle ihres jetzigen Elends, die ungesunde Vermehrung (eben die procréation vicieuse), zu verhindern[1].

Man sieht: Der Übergang von der slavery zur industry bedeutet für Steuart einen unzweifelhaften, im höchsten Maße bedeutsamen Fortschritt. Aber doch einen Fortschritt, welcher durch große Mißstände erkauft wird.

Dazu kommt aber, daß, von der Bevölkerungsvermehrung abgesehen, der in Rede stehende Übergang auch in andern Beziehungen nicht zu einer ganz einheitlichen Beurteilung Anlaß gibt, sondern gleichfalls in eine bald günstige, bald zum mindesten gleichgültige oder gar ungünstige Beleuchtung gerückt wird.

Einerseits nennt nämlich Steuart die slavery eine gewaltsame Methode (violent method), die Menschheit arbeiten zu lassen, während er in der industry eine vernunftgemäße Anreizung (rational excitement) zum Arbeiten sieht[2]. Auch meint er, daß die slavery dort angebracht sei, wo man Hände, die industry dort, wo man Köpfe nötig habe — obwohl das peculium des alten Rechtes ein Institut gewesen sei, das auch die Sklaven geschickt machen sollte[3]. Und endlich macht er auch noch dies geltend: Zur Zeit des feudal government (das eben eine Abart der slavery in sich schließe) lebten die Großen auf ihren Ländereien und beraubten die Armen ihres wenigen Geldes. Heute, unter der Herrschaft der industry, müssen die Großen den bedeutenderen Teil ihres Vermögens der Menge jener Armen (Arbeiter) überlassen, die von ihnen unaufhörlich den gerechten Gegenwert für getane Arbeiten verlangen[4].

Anderseits fehlt es aber nicht an Ausführungen, die entweder die slavery und industry auf ein und dasselbe Niveau stellen oder sogar jener vor dieser den Vorzug geben.

Ersteres ist beispielsweise in der folgenden Ausführung der Fall: Als ein charakteristisches Merkmal der unfreien, insbesondere der Sklavenarbeit erscheine die ganz besondere Billigkeit derselben. Alle Bedürfnisse der Sklaven werden ja durch den Sklavenherrn

---

[1] Book 2, ch. 1, p. 168. [2] Ebd. 1, ch. 14, p. 90.
[3] Ebd. 2, ch. 6, p. 193. [4] Ebd. 2, ch. 25, p. 356.

befriedigt, und dieser gestatte ihnen ein Überschreiten der Grenzen der Nüchternheit nicht. Darum könne auch derjenige, der mit Sklaven arbeite, seine Produkte billiger als der, der mit freien Arbeitern wirtschafte, verkaufen. Sobald indessen die freien Arbeiter zu großindustriellen Arbeitern werden, pflege man sich (offenbar infolge der in der Großindustrie gezahlten niedrigeren Löhne) der Einfachheit des Sklavenregiments (d. h. wohl seiner Billigkeit) zu nähern. Dies sei ja der Grund, warum die Großindustrie die kleinen Unternehmer durchweg ruiniere[1].

Auch pflegt Steuart das, was hier lediglich von der Großindustrie gesagt wird, anderswo von der Industrie ganz im allgemeinen zu behaupten. Steht er doch, was die Lohnfrage anbetrifft, auf dem Standpunkte, daß der Lohn wenigstens der gemeinen, über keinen besondere Geschicklichkeit verfügenden (freien) Arbeiter dem physisch Notwendigen gleichkomme und demselben aus wirtschaftspolitischen Beweggründen auch gleichkommen solle[2].

An einzelnen andern Stellen äußert sich aber Steuart noch viel schärfer. Zur Zeit der Sklaverei, sagt er einmal, mußten die Menschen arbeiten, weil sie die Sklaven anderer Menschen waren, heute müssen sie es darum tun, weil sie die Sklaven ihrer eigenen Bedürfnisse seien. Da handelt es sich um eine fast modern anmutende Feststellung, die eine Spitze gegen die Industrie, wenn auch nicht voll herauskehrt, so doch in sich schließt.

Und demgegenüber kann es uns nicht verwundern, wenn Steuart gelegentlich die slavery der industry offen vorzieht. Er meint eben, daß jene die unteren Klassen in eine offene und reguläre Abhängigkeit bringe, eine Abhängigkeit, die der irregulären, auf Umwegen durch Abgaben und ähnliches herbeigeführten vorzuziehen sei[3]. Und in diesem Zusammenhange schwingt er sich geradezu zu der Versicherung empor, daß er von dem Glauben, das auf Handel und Industrie beruhende (die freie Arbeit ausnutzende) Wirtschaftssystem sei der einzige Weg zum Glück, überaus weit entfernt bleibe, wenn es auch dieses System sei, das er, dem allgemeinen Zeitgeschmacke Folge leistend, in erster Reihe zu studieren suche[4].

Auch hier also die Auffassung, daß einem an sich vorhandenen Fortschritt erhebliche Mißstände entgegenwirken. Auch hiernach ist der Fortschritt durchaus relativ.

---

[1] Book 2, ch. 1, p. 167 u. 168.

[2] Ebd. ch. 10, p. 224; ch. 16, p. 275; ch. 23, p. 330 usw.

[3] Ebd. ch. 13, p. 244. [4] Ebd. 246.

Nun aber die Stellung zur Armenpflege.

Diese wird, wie von vornherein auffällt, als etwas von Sklaverei und Arbeit Grundverschiedenes, als etwas ihnen entschieden Fremdes vorgeführt.

Um das zu zeigen, möchte ich zunächst auf eine Ausführung[1] hinweisen, welche speziell die Verhältnisse Spaniens oder genauer seiner südlichen Provinzen anbetrifft. Denn hier wird bezüglich der freien Arbeit (industry and labour) der besagten Provinzen festgestellt, daß sie sich in einem ausgesprochenen Rückstande befinde, und es wird nun im Anschluß daran gesagt: „Charity in Spain is as powerful a principle towards multiplication as industry and labour.“ Indessen natürlich sei ein solcher Zustand nicht. Naturgemäß sollte der Mehrwert der Bodenbebauer, in dem Steuart — ganz im Sinne der physiokratischen Anschauung — den volkswirtschaftlichen Urfond sieht, nur gegen ein Äquivalent in Geld oder in Arbeit ausgetauscht werden. Es sollten eben industry and labour an die Stelle der charity treten.

Wenn nun aber schon hier die charity als etwas Unnatürliches der industry (and labour) gegenübergestellt wird, so sehen wir, daß sie an einer andern Stelle in einen ähnlichen Gegensatz zur industry und zur slavery gebracht wird. Die letztgenannten Institutionen, meint Steuart, befinden sich mit der selbstsüchtigen Natur des Menschen ganz im Einklang. Darum könne jedes von beiden — sei es nun die slavery, sei es die industry — in einer beliebigen Gesellschaft ganz allgemein etabliert werden. Die charity hingegen sei nur „a refinement upon humanity“ und erscheine deswegen prekär[2].

Ja auch in dem teilweise schon herangezogenen Satze, wo die drei Multiplikationsmittel mit kurzen Worten charakterisiert und voneinander abgehoben werden — auch da wird das Unnatürliche oder, wie man in diesem Falle recht treffend sagen könnte, das Übernatürliche der Armenpflege sehr stark unterstrichen. „The first principle of multiplication“, sagt Steuart, „is slavery, or a violent method of making mankind labour, the second is industry, which is a rational excitement to it; the third is charity, which resembles the manna in the desert.“[3]

Eben wegen ihrer Übernatürlichkeit zeitigt aber die charity nach Steuart auch ernste Gefahren. Solche kommen insbesondere

[1] Book 1, ch. 14, p. 90. [2] Ebd. 2, ch. 1, p. 167.
[3] Ebd. 1, ch. 14, p. 90.

dann zum Vorschein, wenn die Barmherzigkeitsgebote blind befolgt und durch die Vernunft nicht überwacht werden. Dann handle es sich um die Anwendung nicht von Heil-, sondern von Palliativmitteln, und es nehme im Verhältnis der Wohltätigkeit die Armenzahl zu[1].

Also etwas ganz Fremdartiges und deswegen auch Gefährliches werde zwischen die unfreie und die freie Arbeit eingeschoben. Und es werde eingeschoben ganz ausschließlich im Hinblick darauf, daß auch die Armenpflege die Menschen nähre und ebendeswegen zur Bevölkerungsvermehrung beitrage, daß sie trotz allem ein Multiplikationsmittel und als solches etwas den andern Ebenbürtiges sei.

Daß letzteres der springende und allein maßgebende Punkt ist, geht insbesondere auch daraus hervor: Steuart verwahrt sich dagegen, daß man die skeptischen Bemerkungen über die Armenpflege, die er hier und da einstreut, falsch interpretiere. Ja er sucht einer solchen Interpretation durch eine Apologie der Armenpflege zu begegnen. Zu diesem Zwecke weiß er aber schließlich nichts anderes beizubringen, als daß diese Armenpflege und speziell diejenige der Klöster eine Menge von Armen resp. Arbeitern ernährt hat. Und ganz naturgemäß fügt er dann auch gleich hinzu, daß die menschennährende Funktion nicht ganz allein der Armenpflege zukomme, daß sie der freien Arbeit (nur an letztere denkt Steuart an dieser Stelle) gleichfalls eigen sei. Manche, so macht er geltend, die gerne 1000 Louis behufs Ausschmückung einer Kirche geben würden, gäben nicht einen Taler, um die Westminsterbrücke oder den Hafen von Rochefort zu bauen. Aber die Ausführung dieser letzteren läßt doch nicht minder die Armen leben, sie soll gleichfalls diesen Brot verschaffen[2].

Indem nun aber Steuart die Armenpflege als ein Ernährungs- und zugleich Multiplikationsmittel zwischen die slavery und die industry einschiebt, sucht er sie zugleich der ersteren anzunähern und bringt sie zu der letzteren in einen Gegensatz, den er mit ausgesprochener Absicht unterstreicht.

In der einen Beziehung sagt er nämlich: Wenn die Einfachheit der alten Welt als nachahmenswert erscheint, so muß man, um die Nichtarbeitenden leben zu lassen, entweder wie in Sparta die Sklaverei einführen oder aber wie in Spanien zu der Armenpflege Zuflucht nehmen[3]. In der andern betont er aber mit besonderem

[1] Book 1, ch. 14, p. 93. [2] Ebd. 2, ch. 30, p. 468/69.
[3] Ebd. 1, ch. 14, p. 93.

Hinblick auf Spanien, wie viele Arbeiter dort aufzutreiben wären: Alle Armen gehören doch dieser Klasse an! Und wäre es nun nicht besser, daß diese Armen ihren Unterhalt aus Arbeit statt aus Almosen bezögen? Jener Unterhalt wäre ein gesicherter, dieser sei prekär[1].

So entsteht gelegentlich das folgende Gesamtbild: Steuart fragt sich, ob es nicht mehr wert sei, einen Menschen zu dem Zwecke zu ernähren, daß er arbeite und sich nützlich mache, als zu dem Zwecke, ihn bloß leben, verdauen zu lassen. Dieses letztere, meint er aber, war vielfach zur Zeit der alten Sklaverei der Fall, wie es noch gegenwärtig als Wirkung der schlecht verstandenen modernen Armenpflege so häufig begegne[2]. Im ersten Satze wird an die Arbeit, die freie Arbeit gedacht, und es wird diese zu der Sklaverei und der Armenpflege, die einander im zweiten Satze genähert werden, in einen scharfen Gegensatz gebracht.

So hat man hier alles beisammen, was Steuart über das ganze Problem auszusagen gewillt ist. Die Stellung der Armenpflege, deren Behandlung ich nunmehr schließe, wird einheitlich und endgültig durch das besagte Gesamtbild fixiert.

Nun rücke man aber dieses Gesamtbild in die Beleuchtung des Schlußergebnisses, das wir oben hinsichtlich des Verhältnisses von Sklaverei und freier Arbeit erlangt haben. Man erinnere sich, daß Steuart in dem Übergange von der slavery zur industry einen, wenn auch nur sehr bedingten Fortschritt erblickt, und man wird in seinem Sinne sagen müssen: Die Armenpflege, die sich in manchen Punkten der slavery annähert und ihre Traditionen gleichsam fortsetzt, während sie in denselben Punkten zur industry einen Gegensatz bildet, also deren Aufkommen, wie die Dinge nun einmal liegen, naturnotwendig hemmen muß — die Armenpflege kann jenen Fortschritt nicht fördern, sondern nur aufhalten. Sie wirkt in letzter Linie retardierend, wirkt reaktionär.

Damit ist aber auch die Frage beantwortet, die uns zu dieser ganzen Betrachtung geführt hat: Schon die Zusammenstellung „slavery and industry“ trägt bei Steuart nur ein sehr bedingtes, sehr abgeschwächtes teleologisches Moment in sich. Was aber die Trias „slavery, charity and industry“ oder „Sklaverei, Armenpflege und Arbeit“ anbetrifft, so hat sie mit der Teleologie nichts gemein, sie ist nach Maßgabe der authentischen Interpretation

---

[1] Ebd. 1, ch. 14, p. 91. [2] Ebd. 2, ch. 30, p. 467.

nicht historiosophisch, sondern historisch. Sie legt ein im großen und ganzen wahrnehmbares zeitliches Nacheinander als Tatsache, und nur als Tatsache, als etwas einfach Vorhandenes fest.

Nach einer Zeit — das wollte Steuart schließlich sagen —, die im Zeichen der unfreien Arbeit, sei es nun der Sklaverei, sei es der Leibeigenschaft oder Hörigkeit gestanden hatte, folgt alsdann eine solche, wo die überlieferten Formen rasch zerbröckeln und wo ein ebenbürtiger Ersatz dafür sehr unglücklicherweise aussteht, weil eben die freie Arbeit, die ihren Stempel erst einer späteren Epoche aufzuprägen bestimmt scheint, sich einstweilen nicht durchgesetzt hat und eine sichere Basis noch vermißt. Da, in diesem Zwischenstadium, das man als das herrscherlose bezeichnen könnte, stellt die Armenpflege, indem sie der momentan ganz haltlosen unteren Klassen sich notgedrungen annimmt und deswegen eine weder vorher dagewesene noch für die Zukunft erforderliche Entfaltung aufweist, als eine Art Stellvertreter oder als ein Verweser sich ein. Und als solcher unterjocht sie das in Rede stehende Zwischenstadium, sie gibt ihm ihre charakteristische Signatur, sie macht es zum Zeitalter der Armenpflege ganz schlechtweg.

Daß nun eine solche Konstruktion von einem geschichtlichen Blick Zeugnis ablegt, daß sie gar manches für sich hat und sich in gewissem Sinne von selbst aufdrängt, liegt wohl auf der Hand.

Trotzdem ist es aber sehr merkwürdig, daß sie Steuart aufstellt.

Es ist zunächst merkwürdig von unserem Standpunkt aus. Denn heutzutage sind wir an die nunmehr für uns stereotype und gleichfalls als ein geschichtliches Schema gedachte Zusammenstellung der Sklaverei, Leibeigenschaft und freien Arbeit so sehr gewöhnt, daß es uns überaus seltsam anmutet, wenn die beiden ersten Momente als unfreie Arbeit zusammengeschlossen werden und wenn sich zwischen die letztere einerseits und die freie Arbeit anderseits die Armenpflege als Mittelglied einschiebt.

Nicht minder merkwürdig ist es aber vom Standpunkt der Zeit Steuarts. Schon damals nämlich war die uns geläufige Formel in keiner Weise unbekannt, ja sie tritt uns gelegentlich in einer breit ausgesponnenen Ausführung[1] als „slavery, feudal government and industry“ bei Steuart selbst entgegen. Und dessenungeachtet

[1] Book 2, ch. 13, p. 238 bis 240.

wird daneben und mit sichtlicher Bevorzugung eine andere, eben die hier in Betracht kommende Formel „slavery, charity und industry“ beliebt. Sie wird beliebt, obwohl die auf frühere Zeiten zurückweisende Tradition zwar, wie ich wiederholt bemerkt habe, für die Verschmelzung von Sklaverei und Leibeigenschaft, nicht aber für den entscheidenden Schritt, für die Einbeziehung der Armenpflege, einen Anhalt darbietet. Diese bleibt eben Steuarts neue und eigene Tat.

Und doch beruht sie einfach darauf, daß Steuart die besagte Armenpflege als ein Bevölkerungsvermehrungsprinzip oder Multiplikationsmittel der Sklaverei und der Arbeit bestimmt anreiht, daß er, im Gegensatz zu den vorher behandelten Schriftstellern, die etwas Analoges nur implicite, nur in Form von Gleichungen und Kontrastierungen tun, eine ausdrückliche, eine bewußte Koordination der drei Institutionen bewerkstelligt. Schließlich ist es also diese Koordination, und nur sie, die als die eigentliche Tat Steuarts erscheint.

Man wäre demnach schon hier versucht, in das Wesen der gedachten Koordination etwas tiefer hineinzuleuchten. Indessen muß ich diese Aufgabe für einen Augenblick zurückstellen. Vor ihrer Inangriffnahme möchte ich noch einen Schriftsteller, nämlich Tucker, in die Darstellung heranziehen.

Ähnlich wie Steuart die Bevölkerungsernährung bzw. Bevölkerungsvermehrung in den Vordergrund stellt, spricht Tucker[1] wiederholt vom „feeding and supporting the greatest numbers of God's rational Creatures“[2]. Ähnlich wie Steuart drei Bevölkerungsvermehrungsprinzipien, nämlich slavery, charity (Armenpflege) und industry aufführt, werden von Tucker slavery, poverty (nicht direkt Armenpflege, aber doch Armut im Sinne der auf Armenpflege angewiesenen Armen) und industry aneinandergereiht und als eine geschlossene Einheit aufgefaßt.

Was indessen die slavery und die poverty anbetrifft, so werden diese schlechtweg als gesellschaftliche Übel hingestellt und mit Entschiedenheit abgelehnt. „If one part of society“, sagt Tucker, „is restrained by the other from being useful to the community, the whole must suffer, and tyranny and oppression, poverty and slavery more or less must unavoidably take place“[3] usw.

[1] Four tracts together with two sermons on political and economic subjects, Glocester 1774.

[2] Ebd. 32. [3] Ebd. 14.

Schon hieraus ergibt sich als Folgerung, daß es sich darum handle, die ganze Gesellschaft, also insbesondere die unteren Klassen, nützlich (useful) zu machen, und dies wird eben von der freien Arbeit, industry, erwartet. Nur dürfe diese nicht in merkantilistischem Sinne organisiert sein. Nein, in dreifacher Beziehung sei mit der merkantilistischen Tradition zu brechen.

Fürs erste müssen Monopole und allerlei die industry hemmenden Schranken ganz unbedingt beseitigt werden. Denn nur dann „a general encouragement would be given to the diligent and industrious of all professions, a general emulation would excite their genius and improve their abilities“ [1].

Fürs zweite müsse man die kaufmännische Grundauffassung des Merkantilismus aufgeben. Nicht auf Geldüberschüsse komme es an, sondern auf Menschen, auf die Überwindung ihrer Trägheit (idleness), auf das Erwachen der Tatkraft, des Fleißes. „Though the accounts of a nation may book fair to the eyes of a merchant or tradesman, who (keeping their own books by pounds, shillings and pence) suppose that all must be right, when they see at the foot of the account a large balance of pounds, shillings and pence in the nations favour; yet the able statesman and judicious patriot who are to keep the public accounts by quite different columns, by men, women and children employed or not employed, will regard this tumour of wealth as a dangerous disease, not as a natural and healthy growth. In one word, the only possible means of preventing a rival nation from running away with your trade, is to prevent your own people from being more idle and vicious than they are, and by inspiring them with the contrary good qualities.“ [2]

Drittens und letztens erscheine aber die merkantilistische Lohnpolitik als unhaltbar. Insbesondere sei die dieser Lohnpolitik zu Grunde liegende Meinung, wonach ein armes Land infolge seiner niedrigen Arbeitslöhne ein reiches aus dem Felde schlagen müsse, falsch. „In a poor country the same person is obliged by necessity and for the sake of getting a bare subsistence, to undertake such different branches, as prevent him from excelling or being expeditious in any. In such case, is it not much cheaper to give 2 s. 6 d. a day in the rich country to the adroit artist than it is to give only 6 d. in the poor one to the tedious, awkward bungler?“ [3]

---

[1] Ebd. 12. [2] Ebd. 36. [3] Ebd. 25.

Nebenbei gesagt, das Postulat hoher, guter Löhne wird von Tucker an andern Stellen in einer noch bestimmteren Weise vertreten. So wird gelegentlich das Idealbild eines Menschen aufgestellt, „who uses this world properly and as a wise and good man ought to do“. Und es wird gesagt, ein solcher Mensch sei derjenige, der unter anderem „makes a decent and adequate provision for his family and dependents“[1], also wohl nicht bloß das zum Hause gehörige Gesinde, sondern auch den Arbeiter im eigentlichen Sinne gut entlohnt.

Indessen kann ich in dem vorliegenden Kapitel auf die entwicklungsgeschichtliche Würdigung der an sich sehr interessanten Ausführung und insbesondere auf die Bedeutung der Tatsache, daß Tucker, gleich den scholastischen Schriftstellern und gleich Berkley, die decentia zur Entlöhnungsnorm erhebt, noch nicht näher eingehen. Ich werde darauf in einem andern Zusammenhange zurückkommen. Hier möchte ich nur im allgemeinen hervorheben, daß Tucker — ähnlich wie Berkley, mit dem er recht viele Berührungspunkte hat — eine entschieden arbeiterfreundliche, eine ausgesprochen milde und humane Gesinnung an den Tag legt, und ich kehre zu dem Hauptmotiv, das uns jetzt ex officio beschäftigt, zurück.

Da sieht man aber: Der Standpunkt, den Tucker bei der Behandlung von slavery, poverty und industry einnimmt, kann unmöglich als ein rein geschichtlicher bezeichnet werden. Ja er ist nicht einmal ein teleologischer, denn an ein sukzessives Aufsteigen von einer jeweilig niederen zu einer jeweilig höheren Entwicklungsstufe denkt Tucker ebensowenig. Slavery und poverty werden einander gleichgestellt und als etwas gleichmäßig Verwerfliches abgeurteilt. Gepriesen wird ganz ausschließlich nur die industry. Und somit erheischt die hier in Rede stehende Betrachtungsweise eine noch völlig andere Charakteristik. Man muß sagen, Tucker beurteile die vielgenannte Dreiheit im Hinblick auf einen seine ganze Denkweise beherrschenden, ihm stets vorschwebenden praktischen Zweck. Er will im Grunde nichts anderes als die industry, oder vielmehr eine möglichst weitgehende Entfaltung der industry befürworten. Und er denkt dabei an ein ganz bestimmtes industrielles Programm. Seine breit ausgesponnene Polemik mit dem Merkantilismus zeigt, woran er denkt.

Bei allen sonstigen Schriftstellern der Periode, Tucker mit eingeschlossen, hat man also den Eindruck: Ihre Art und Weise,

---

[1] Ebd. 33.

die Armenpflege mit Sklaverei und Arbeit zu koordinieren, kann gegen diejenige Steuarts nicht aufkommen. Nur dieser, sagte ich oben, gibt eine Koordination, die bewußt ist. Nur er, muß ich jetzt hinzufügen, gibt diese bewußte Koordination nicht im Hinblick auf irgendwelche praktische Zwecke, sondern er gibt sie durchaus in abstracto.

Darum muß aber betont werden: Wie Petty dem Gedanken der ersten Periode die allerstärkste Formulierung verleiht, so bringt Steuart den Gedanken der zweiten am schärfsten zum Ausdruck. Und wie die erste Periode kurzweg als die Pettysche bezeichnet werden darf, so darf man die zweite dementsprechend die Steuartsche nennen.

Nun sagte ich aber, daß die Theorie Pettys als eine merkantilistische und insofern die Pettysche Periode als die dem Merkantilismus affine hingestellt werden müsse. Und da taucht analogerweise die Frage auf, wie sich die Theorie Steuarts, wie sich die zweite Periode zu dem genannten System oder zu andern Systemen verhalte.

In dieser Beziehung muß aber gesagt werden: So nahe auch sonst Steuart dem Merkantilismus stehen möge, so sehr seine merkantilistische Auffassung in einem der oben herangezogenen Nebenpunkte, in der Äußerung, daß die Löhne nicht bloß niedrige seien, sondern aus wirtschaftspolitischen Gründen auch sein sollen, hervorbricht — so hat seine hier in Betracht kommende Grundlehre, seine Koordinationstheorie, mit dem Merkantilismus durchaus nichts zu tun. Denn erstens ist für diese nicht der lohnpolitische, sondern ganz ausschließlich der bevölkerungspolitische Gesichtspunkt maßgebend, und zweitens erscheint sie auch in dieser, auch in bevölkerungspolitischer Beziehung als vollkommen farblos. Besagt sie doch nichts weiter, als daß es gewisse Bevölkerungsvermehrungsprinzipien oder Multiplikationsmittel gebe, daß diese eben da seien und als solche wirken. Ob aber die Bevölkerungsvermehrung, die sie fördern, der merkantilistischen Anschauung gemäß ein absolutes Ideal sei oder ein solches nicht sei, kommt dabei, eben bei der Grundlehre, gar nicht in Betracht. Erst da, wo es sich wieder um Nebenpunkte handelt, spielt auch die letztgenannte Frage mit hinein, und nun allerdings ist eine gewisse, man möchte wohl auch diesmal sagen „merkantilistische" Vorliebe für die Bevölkerungsvermehrung wohl bemerkbar, wenn auch, wie wir gesehen haben, diese Vorliebe selbst jetzt durch die Furcht vor der procréation vicieuse doch sehr stark gedämpft wird.

Nun könnte man aber sagen, daß gerade diese Furcht, als ein Einsetzen der ganz allgemeinen Übervölkerungsscheu gedeutet, schon auf den bald nach Steuart zur Herrschaft gelangenden Klassizismus hinweise, und man könnte, einmal auf diese Spur gelangt, nach Beziehungen zwischen der Steuartschen Grundlehre und dem klassischen System ganz im allgemeinen Umschau halten. Indessen auch hier wäre die Mühe ganz vergeblich. Die Steuartsche Koordinationstheorie hat weder mit dem Merkantilismus noch mit dem Klassizismus etwas gemein. Zeitlich betrachtet steht sie gleichsam auf der Grenze zwischen jenem und diesem. Aber eine innerliche Beziehung hat sie nicht zu dem einen und nicht zu dem andern. Sie verhält sich zu allen beiden absolut neutral.

Und diese Neutralität offenbart sich noch in anderer Beziehung:

Ich habe im Laufe des vorliegenden Kapitels bei der Behandlung sämtlicher Schriftsteller mit der einzigen Ausnahme von Steuart wieder und wieder betont, wie in der zweiten Periode zwei verschiedene Gefühlsrichtungen, eine harte und eine milde oder menschenfreundliche, gegeneinander ankämpfen, und ich tat es deswegen, weil mir dieser Kampf für die zweite Periode sehr bezeichnend erscheint, und weil er sehr beredt auf ihre eigenartige Mittelstellung weist. Denn die Härte, die bei einzelnen Schriftstellern auch jetzt noch so kraß hervortritt, deutet auf die erste, auf die merkantilistische Periode zurück. Die milde oder menschenfreundliche Gesinnung bereitet aber das vor, was — wie wir in den nächsten Kapiteln uns überzeugen werden — in der Epoche des nunmehr auf den Schauplatz tretenden Klassizismus bzw. in der dritten Periode geherrscht hat. Und somit unterliegt es keinem Zweifel: Während der zweiten Periode fechten der Geist der ersten und der dritten um den Sieg. Sie tun es allerdings nicht in einem offenen Gegeneinander, aber doch in einem Hin- und Herschwanken der Gefühle, bei dem es darauf ankommt, nach welcher Richtung die Gesamtentwicklung gedrängt werde — in einem Schwanken, das die damaligen Schriftsteller scharf voneinander abhebt und oft auch einen einzelnen erfaßt.

Nun wäre es aber ganz unmöglich zu sagen, ob die Gesinnung, von der die Steuartsche Anschauung Zeugnis ablegt, eine harte oder auch milde sei bzw. welche Kombinationsformen beider sich hier vorfinden. Was Nebenpunkte anbetrifft, ist dies allerdings recht wohl möglich: Sein die Lohnhöhe betreffender Satz ist merkan-

tilistisch hart, die meisten seiner sonstigen Ausführungen eher klassisch mild. Aber seine Grundlehre, seine Koordinationstheorie, ist weder der ersten noch der zweiten Art. Sie nimmt zu dem Kampfe, der sie umtobt, keine Stellung. Sie bedeutet einen entschiedenen Ruhepunkt. Auch hier ist Steuart absolut neutral.

Überdies ist es klar, worauf diese eigentümliche Neutralität zurückzuführen ist. Steuart steht jenseits des merkantilistischen bzw. klassischen Programms, der merkantilistischen bzw. klassischen Gefühlsrichtung gerade deshalb, weil er, teleologischen Gesichtspunkten fast möchte ich sagen „mit Absicht“ ausweichend, nur Tatsachen festzulegen bestrebt ist, weil er in seiner uns hier beschäftigenden Koordinationstheorie nichts als der reine Historiker ist.

Wollte man also die Parallele mit dem über die erste Periode Ausgeführten trotz aller obwaltenden Unterschiede zu Ende führen, so könnte man etwa sagen: Wenn auch die Idee der zweiten Periode weder mit dem Merkantilismus noch auch mit einem andern nationalökonomischen Systeme durch irgendwelche Affinität, durch irgendwelche innerliche Verwandtschaft verknüpft ist, so scheint doch, da ihr schärfster Ausdruck, die Steuartsche Theorie, einen ausgesprochen historischen Charakter aufweist, eine solche Verwandtschaft zwischen ihr und dem geschichtlichen Denken zu bestehen.

Die Idee der ersten Periode — so könnte man etwa geltend machen — hatte eine aktuelle Aufgabe zu lösen. Sie hatte die Geburt der Armenpflege aus der Arbeit heraus zu vollziehen. Die Idee der zweiten, die Koordination von Arbeit und Armenpflege, stand aber Aufgaben dieser Art ganz fern. Sie sollte die Armenpflege, die nunmehr da war und sich von der Arbeit als ihrer Mutterzelle bereits losgelöst hatte, mit dieser Arbeit nur in eine theoretische Verbindung bringen, sie sollte nichts weiter tun, als die von der Armenpflege erlangte Stellung neben der Arbeit, ich möchte sagen, nachträglich registrieren. Und als ein Mittel, um alles dies zu bewerkstelligen, ergab sich die allem Aktuellen abholde, die rein geschichtliche Auffassung von selbst.

Schon die Tatsache, daß so manche Schriftsteller der zweiten Periode — Steuart mit eingeschlossen — außer der Armenpflege und Arbeit, um die es sich zunächst handelt, auch noch die im wesentlichen schon damals ausgestorbene, jedenfalls aber nicht gerade aktuelle Sklaverei bzw. unfreie Arbeit mit heranziehen, deutet darauf, daß die geschichtliche Auffassung erwacht. Schon

sie zeigt, daß eine Tendenz nach dieser Richtung hin wohl vorhanden ist. Aber nur Steuart bringt diese ganz zum Abschluß. Nur er verkettet die Sklaverei mit der Armenpflege zu einer festen Trias, nur er findet eine knappe, stereotype Formel, die mit großer Wirklichkeitstreue das Nacheinander dreier Epochen umspannt.

Innerhalb der zweiten Periode — so möchte ich zusammenfassend sagen — herrscht, was die Entwicklung der Armenpflege und speziell deren Wechselbeziehungen zur Arbeit anbetrifft, absolute Windstille. Da kann der Politiker vom Schauplatz abtreten, und der Historiker kann das Wort ergreifen. Viele fühlten sich nun zu dieser Rolle ausersehen. Doch allein Steuart war dazu erwählt. —

Zum Schluß aber wieder ein Beispiel dafür, daß die Idee der zweiten Periode vielfach über deren eigentliches Gebiet, die sieben ersten Jahrzehnte des 18. Jahrhunderts, hinausreicht.

Noch im Jahre 1830 sagt der sonst schon auf dem Standpunkt der dritten Periode stehende Senior[1]: „The poor laws, as administered in the southern districts of England, are an attempt to unite the irreconcilable advantages of freedom and servitude. The labourer is to be a free agent, but without the hazards of free agency: to be free from the coercion, but to enjoy the assured subsistence of the slave.“[2] — Hier erscheint die Armenpflege als ein vergeblicher Versuch, die Eigenarten der unfreien und der freien Arbeit synthetisch zu verbinden. Einerseits wird sie also mit der ersteren und anderseits mit der letzteren in Gleichung gebracht.

Und etwas weiter sagt Senior: „The instant the wages cease to be a bargain (und dies geschehe eben infolge der sich der Arbeiter annehmenden Armenpflege) — the instant the labourer is paid not accordingly his value, but his wants, he ceases to be a freeman. He acquires the indolence, the improvidence, the rapacity and the malignity, but not the subordination of a slave. He is told that he has a right to wages, but that he is bound to work.“[3] — Hier wird die Armenpflege von der freien Arbeit kontrastweise abgehoben und der unfreien, obwohl ein gewisser Gegensatz dabei mit unterläuft, wieder gleichgestellt. Auch hier handelt es sich also, ganz wie in der erstangeführten Stelle, um ein Zurückgreifen auf das Verfahren Mandevilles, Berkleys und

[1] Three lectures on the rate of wages, London. [2] Ebd. IX.
[3] Ebd. X.

Fieldings, die Koordinierungsversuche nur in Form von Kontrastierungen und Gleichungen, nur unbewußt und implicite vollzogen hatten. Eine reine und bewußte Koordination nach Art der Steuartschen ist aber nicht vorhanden. Die Idee der zweiten Periode wirkt eben bei Senior zwar sehr spät, aber in einer minderwertigen Form nach. —

Drittes Kapitel.

Englische Theorien der dritten Periode: Der Einfluß der Armenpflege auf die Arbeit. Insbesondere das Aufsteigen dieser Theorien.

In den siebziger Jahren des 18. Jahrhunderts ist es mit der Windstille, die, wie wir eben sahen, während der vorangehenden Dezennien geherrscht hatte, aus. Die jetzt beginnende dritte Periode wird wieder durch ein aktuelles Problem beherrscht, aber durch ein Problem, das sich von demjenigen der ersten Periode recht scharf abhebt. Mögen nämlich die jetzt auf den Schauplatz tretenden Schriftsteller bei der Ausbildung ihrer Theorien zunächst die Armenpflege und dann die Arbeit ins Auge gefaßt oder aber den umgekehrten Weg gewählt haben — in diesem spezifischen oder genauer genetischen Sinne werde ich die Ausdrücke „primär" und „secundär" bei der Darstellung des Höhepunktes, der Ricardoschen Theorie, in Anwendung bringen müssen —, stets gilt ihnen nicht mehr die Arbeit, sondern die Armenpflege als an sich primär. Denn stets wird die letztere als das beeinflussende, die Arbeit als das beeinflußte Moment betrachtet. „Der Einfluß der Armenpflege auf die Arbeit" heißt die Grundidee.

In dem vorliegenden Kapitel handelt es sich indessen nicht um die Gesamtentwicklung dieser Idee, sondern ganz ausschließlich um ihr Aufsteigen, und ich möchte nun letzteres an der Hand von drei Schriftstellern illustrieren: Smith, Townsend und Malthus.

Adam Smith würdigt den Einfluß der Armenpflege auf die Arbeit nur in einem Spezialpunkte. Denn in dem Kapitel über „wages and profits" spricht er gelegentlich davon, wie die staatlichen Gesetze die freie Zirkulation der Arbeit, die er als das natürliche Ideal ansieht, in sehr zahlreichen Fällen beeinträchtigen, und er nennt in diesem Zusammenhange neben den corporation laws auch die Settlementsgesetzgebung. Unter der letzteren versteht er aber diejenigen Spezialbestimmungen, mittels deren die

englischen poor laws den Erwerb des Heimats- und Niederlassungsrechtes zu erschweren bestrebt waren. Noch weit mehr als die corporation laws, die sich nicht bloß in England, sondern überall sonst vorfinden, müssen, so betont er ganz ausdrücklich, derartige Einschränkungen der Niederlassungsfreiheit eine die Arbeitszirkulation hemmende Wirkung üben. Und sie sind etwas ganz spezifisch Englisches. Darum ist die Desorganisation der Arbeiterverhältnisse, die man in England vorfindet, ganz besonders groß.

„The obstruction which corporation laws give to the free circulation of labour is common, I believe, to every part of Europe. That which is given to it by the poor laws is, so far as I know, peculiar to England. It consists in the difficulty which a poor man finds in obtaining settlement or even in being allowed to exercise his industry in any parish but that to which he belongs. It is the labour of artificers and manufacturers only of which the free circulation is obstructed by corporation laws. The difficulty of obtaining settlement obstructs even that of common labour."

Die Settlementsgesetzgebung — „the greatest disorder perhaps of any in the police of Europe" — hemme also nicht bloß die Zirkulation der qualifizierten, sondern auch der gemeinen Arbeiter, oder der Arbeiter überhaupt. Und daraus ergebe sich eine ganz allgemeine Beeinflussung der Arbeitslöhne. Diese werden untereinander ungleichartig, variieren in territorialer Beziehung sehr stark.

„The very unequal price of labour which we frequently find in England in places at no great distance from one another, is probably owing to the obstruction which the law of settlements gave to a poor man who would carry his industry from one parish to another without a certificate." — „We never meet with those sudden and accountable differences in the wages of neighbouring places which we sometimes find in England, where it is often more difficult for a poor man to pass the artificial boundary of a parish, than an arm of the sea or a ridge of high mountains, natural boundaries which sometimes separate very distinctly different rates of wages in other countries."

Smith sieht in alledem eine „evident violation of natural liberty and justice", und wenn er auch seine Kritik nicht für neu ausgibt — in der armenpolitischen Literatur Englands haben derartige Gedanken, wie er ohne weiteres zugibt, von jeher eine Rolle gespielt —, so bedauert er doch, daß sie nicht zu einer allgemeinen Oppositionsbewegung Anlaß gegeben habe. „Yet it has never been the object

of any general popular clamour", wird im Tone eines ganz ausgesprochenen Vorwurfes urgiert.

An Bestimmtheit läßt also Smith da, wo er den Einfluß der Armenpflege auf die Arbeit behandelt, wohl nichts zu wünschen übrig. Trotzdem würdigt er aber diesen Einfluß, da er nur einen Sonderpunkt, nur die Settlementsgesetzgebung berücksichtigt, lediglich partiell. Und insofern wird er dann von seinen Nachfolgern überholt, wird es so sehr, daß in der Folgezeit das von ihm zum Ausdruck Gebrachte als ungenügend erachtet oder gar vollkommen ignoriert wird. Interessanterweise unterschiebt im Jahre 1826 ein Schriftsteller, dessen Ansichten uns noch zu beschäftigen haben werden, nämlich Chalmers[1], den Smithschen Ausführungen über die Arbeiterverhältnisse geradezu die Annahme, daß die englische Armengesetzgebung und damit auch deren Einfluß auf die Arbeit bereits beseitigt worden sei. So wenig vermochte sich Chalmers eine Darstellung der Arbeit ohne — nicht mehr partielle, sondern totale — Hervorhebung des auf sie seitens der Armenpflege ausgeübten Einflusses vorzustellen. So sehr schwebte ihm dieser Einfluß als etwas Allgemeines und Einheitliches, etwas Ganzes vor. —

In einer von Townsend stammenden, aber anonym erschienenen Schrift aus dem Jahre 1786[2] ist der Übergang von der Smithschen zu der späteren Auffassung in gewisser Beziehung schon vollzogen. Denn neben Ausführungen, die die Settlementsgesetzgebung und deren Verhältnis zu der freien Zirkulation der Arbeit ins Auge fassen, finden sich hier auch solche, die den Einfluß der Armenpflege auf die Arbeit ganz im allgemeinen darstellen und die, wenn auch nicht ganz durchweg, so doch in zwei Hauptpunkten bereits den Gedankengehalt in sich schließen, welcher die weiteren Jahrzehnte beherrscht.

Fürs erste tritt nämlich ein eigentümlicher Dualismus zu Tage. In bevölkerungspolitischer und in lohnpolitischer Beziehung wird der Einfluß der Armenpflege auf die Arbeit einer Prüfung unterworfen. Gerade dieses ist aber in der Regel auch bei den späteren Schriftstellern der Fall.

Fürs zweite wird in bevölkerungspolitischer Hinsicht dasselbe geltend gemacht, was in der Folgezeit zu einem allgemein geläufigen Argument werden sollte. Es wird darauf hingewiesen,

---

[1] The Christian and civic economy of large towns III, Glasgow 1826, 122/123.

[2] A dissertation on the poor law. By a well-wisher to mankind, London 1786.

daß die Armenpflege, oder bestimmter die englische Armengesetzgebung, zu einer ungesunden Vermehrung der Arbeiterbevölkerung und somit der Bevölkerung überhaupt Anlaß gebe, und es wird diese Folge als eine verhängnisvolle hingestellt. „Nations may for a time increase their numbers beyond the due proportion of their food, but they will in the same proportion distroy the ease and comfort of the affluent, and without any possible advantage give universality to that misery and want, which had been only partial.[1] . . . Here we clearly see the natural effects of that community of goods, which the poor laws would render universal[2] . . . When the increase of people is unnatural and forced, when it arises only from a community of goods, it tends to poverty and wickness.“[3] — Sehr bald hat Malthus dasselbe gesagt.

Was hingegen die Behandlung der lohnpolitischen Seite der Frage anbelangt, so befindet sich Townsend mit den bedeutsamsten unter seinen Nachfolgern nicht im Einklang. Denn während letztere der Armenpflege weit eher eine Herabdrückung der Lohnsätze zuschreiben, ist er der Ansicht, daß jene die Lohnsätze sehr entschieden steigere und damit mittelbar auch auf eine die Löhne abermals hinaufschraubende Preissteigerung hinwirke. Beides sei aber gleich verhängnisvoll.

„The high price of labour“, sagt er wörtlich, „raises the value of provisions, and the high price of provisions enhances the value of labour[4] . . . They are both increased by the present system of our poor laws and have both the tendency to check the progress of manufacture.“[5] Insbesondere seien die hohen Löhne nicht bloß in direkter, sondern auch in indirekter Hinsicht bedenklich, „for in proportion as you advance the wages of the poor, you diminish the quantity of their work“[6]. Auch verleiten sie den Arbeiter zur Trunksucht. „When by the advance in wages, they (the poor) obtain more than is sufficient for their bare subsistence, they spend the surplus at the alehouse and neglect the business.“[7] Das einzige Mittel, um den Arbeiter fleißig, nüchtern und zugleich auch mit seinem Schicksal zufrieden zu erhalten, sei eben der Hunger oder die Furcht vor dem Hunger. „When hunger is either felt or feered, the desire of obtaining bred will quietly dispose the mind to undergo the greatest hardships and will

[1] Ebd. 43. [2] Ebd. 45. [3] Ebd. 48. [4] Ebd. 26.
[5] Ebd. 27. [6] Ebd. 24. [7] Ebd.

sweeten the severest labours. The peasant with a sickle in his hand is happier than the prince upon his throne.“ [1]

Man sieht: Die Folgen hoher Löhne erscheinen hier in einem ähnlichen Lichte wie bei Manley, und das Idealbild des „zufriedenen“ Arbeiters erinnert an die Anschauungen von Mandeville und Fielding. Offenbar ist also Townsend innerlich ganz und gar den Schriftstellern der ersten bzw. der rückständigen Sondergruppe unter den Schriftstellern der zweiten Periode verwandt. Und offenbar schreibt er gerade darum, weil seine Gefühls- und Denkweise sich gegen hohe Löhne entschieden auflehnt, den verderblichen Einfluß der Armenpflege der angeblichen Lohnsteigerung zu.

Er füllt eben eine neue Form mit einem alten Inhalt und wird deswegen von der Weiterentwicklung sehr bald überholt. Die leitende Rolle fällt denen zu, die ähnlich wie die vorgeschrittene Gruppe unter den Schriftstellern der zweiten Periode, ähnlich wie Berkley und wie Tucker, eine mildere, humanere Denkart an den Tag legen — die nicht eine Lohnerhöhung, sondern eher eine zu weitgehende Lohnherabdrückung perhorreszieren und die Schädlichkeit der Armenpflege nicht auf jene, sondern auf diese zurückzuführen die Neigung haben. Denn erst dank ihnen, erst dank den Theorien, die sie aufstellten, gelangte die Idee der dritten Periode zum Sieg. —

Bei Malthus erscheint auch der soeben angedeutete — und in letzter Linie entscheidende — Schritt als schon getan.

Denn neben der Lehre, die seine bevölkerungspolitische Bedeutung würdigt, findet sich hier auch die Einsicht, daß der Einfluß der Armengesetzgebung in lohnpolitischer Beziehung auf einen konstanten Lohndruck, auf eine entschiedene Lohnverkürzung hinauskomme, und beides — speziell aber die letztgenannte Einsicht — wird nicht etwa erst in den 1820 erschienenen Principles, sondern bereits in dem 1798 veröffentlichten Essay dargelegt.

„It very rarely happens“, heißt es in diesem Essay, „that the nominal price of labour universally falls; but we all know, that it frequently remains the same, while the nominal price of provisions has been gradually increasing. This is, in effect, a real fall in the price of labour, and during this period the condition of the lower orders of the community must gradually grow worse and worse. But the farmers and capitalists are growing rich from the

---

[1] Ebd. 35.

real cheapness of labour. Their increased capitals enable them to employ a greater number of men. Work therefore may be plentiful; and the price of labour would consequently rise. But the want of freedom in the market of labour, which occurs more or less in all communities either from parish laws or the more general cause of the facility of combination among the rich, and its difficulty among the poor, operates to prevent the price of labour from rising at the natural period and keeps it down sometimes longer, perhaps till a year of scarcity when the clamour is too loud, and the necessity too apparent to be resisted."[1]

Demgegenüber handelt es sich nicht um Auffindung neuer, sondern um Präzisierung schon vorher vertretener Gedanken, wenn später in den Principles gesagt wird: „The disagreement between wages and the progress of population will be further aggravated in those countries where poor laws are established and it has become customary to pay a portion of the labourers wages out of the parish rates. If, when corn rises, the farmers and landholders of a parish keep the wages of labour down and make a regular allowance for children, it is obvious that there is no connexion between the apparent wages of day labour and the real means which the labouring classes possess of maintaining family."[2] Wenn eben das Volk sich an ein solches System gewöhnt habe, dann werde ein rapider Fortschritt der Bevölkerung sich einstellen „at a time when the wages of labour, independently of parish assistance, were only sufficient to support a wife and one child, or even a single man without either wife or child"[3].

An sich sind aber diese Präzisierungsversuche keineswegs unerheblich. Denn sie zeigen, daß die Vorstellung der von der Armenpflege herbeigeführten Lohnverkürzung nicht etwa vorübergehend Malthus beschäftigte, daß sie ihm vielmehr ganz geläufig war.

Trotz alledem darf man aber die Intensität dieser Vorstellung nicht überschätzen. Denn die Rolle, die ihr in dem Malthusschen Gedankengange zufällt, ist nicht eminent.

In dem Essay, der ex officio die Bevölkerungsverhältnisse klarstellt und der eine Reihe von Kapiteln speziell der Armengesetzgebung widmet, wird der Einfluß dieser Armengesetzgebung ganz überwiegend nach der bevölkerungspolitischen Richtung hin be-

[1] Essay on population. Erste Ausgabe von 1798, S. 34.

[2] Principles of political economy. Erste Ausgabe von 1820. S. 259.

[3] Ebd.

handelt, und sowohl hier als auch in den Principles läßt die in dieser Hinsicht zu beweisende These, was Schärfe der Formulierung anbetrifft, nicht das geringste zu wünschen übrig. Unter der Herrschaft der Armengesetze — so sucht Malthus in den an Townsend erinnernden, aber noch viel bestimmteren und ausführlicheren Auseinandersetzungen, die ich hier als bekannt voraussetze, nachzuweisen — sei die Bevölkerungsvermehrung eine ungesunde, oder, mit andern Worten, eine im Hinblick auf die vorhandenen Subsistenzmittel anormale; da, wo die Armengesetzgebung oder etwas ihr Ähnliches nicht eingreife, sei sie aber erzwungenermaßen eine gesunde, d. h. den Subsistenzmitteln adäquate. Was also das gegenseitige Verhältnis dieses und jenes Falles anlange, so stehen sie zueinander in einem sehr entschiedenen, im schroffsten Kontrast.

Gerade diese Schärfe, gerade diese ganz ausgesprochene Kontrastierung muß aber in den lohnpolitischen Ausführungen, denen schon räumlich eine unvergleichbar bescheidenere Stellung zufällt, absolut vermißt werden: Malthus sagt nur, daß die Armengesetzgebung einen Lohndruck verursache, er sagt nicht, daß ohne die Armengesetzgebung oder von dieser abgesehen, die Löhne günstig seien oder sein würden. Er neigt vielmehr auch in letzterer Beziehung zu einem unverkennbaren Pessimismus, und er tut es in letzter Linie deshalb, weil er, an den betreffenden Stellen an die städtischen Arbeiterverhältnisse denkend und nur diese ins Auge fassend, seiner Abneigung gegen die Industrie und seiner Vorliebe für die Landwirtschaft die Zügel schießen läßt und statt der Kontrastierung, deren Abwesenheit soeben festgestellt worden ist, eine ganz andere, diejenige zwischen der städtischen und der agrarischen Arbeit unterstreicht.

Die Vorbedingungen der Lohngestaltung werden eben, je nachdem es sich um Manufaktur oder Landbau handelt, sehr verschieden beurteilt: „A great accession of work from manufacture, though it may raise the price of labour (den Nominallohn) even more than an increasing demand for agrarian labour, yet, as in this case, the quantity of food in the country may not be proportionally increasing, the advantage to the poor will be but temporary, as the price of provisions must necessarily raise in proportion to the price of labour.“[1] Zu allerletzt handelt es sich aber um eine ganz allgemeine Bevorzugung der landwirtschaftlichen Arbeit, denn bei Be-

[1] Essay 301.

sprechung eines hypothetischen, in diesem Zusammenhange nicht weiter interessierenden Sonderfalles wird sehr charakteristischerweise gesagt: „A greater proportion of them (the labouring poor) would be employed in manufacture, and fewer, consequently, in agrarian. And this exchange of profession will be allowed, I think, by all to be very unfavourable in respect of health, an essential ingredient of happiness, besides the greater uncertainty of manufacturing labour, arising from the capricious taste of men, the accidents of war and other causes.“[1] An solchen Stellen brechen die agrarischen Sympathien, die Malthus stets gehegt hat, ganz deutlich hervor.

Bei Ricardo, der im nächsten Kapitel behandelt werden soll, fehlen aber derartige Sympathien, es fehlt die Voreingenommenheit der Industrie sowie speziell den industriellen Arbeiterverhältnissen gegenüber, und somit ist es leicht erklärlich, daß dieser ständige Korrespondent und Freund von Malthus, obwohl er sich an die eben analysierten Anschauungen direkt anlehnt, doch in einem Punkte über sie hinausgeht. Es ist erklärlich, daß er sich die Löhne, oder genauer die industriellen Löhne, für den Fall einer Ausschaltung der Armengesetzgebung als eher günstige, gute vorstellt und daß er den Zustand unter den poor-laws bzw. den Zustand ohne die poor-laws nicht bloß in bevölkerungspolitischer, sondern auch in lohnpolitischer Beziehung in Kontrast bringt — daß erst er und nicht Malthus den Höhepunkt der mit Smith einsetzenden Entwicklung erklimmt. —

Damit darf ich die Skizzierung der aufsteigenden Entwicklungslinie abbrechen. Indessen möchte ich, um auf das Kommende vorzubereiten, noch eine Schrift kurz erwähnen, die in demselben Jahre wie die Ricardoschen Principles, also 1817 publiziert worden ist und die von Bartons herrührt. Ihr Titel lautet: „Observations on the circumstances which influence the conditions of the labouring classes of society.“

Der Einfluß der Armengesetzgebung auf die Löhne ist im Sinne dieser Schrift nur ein sehr beschränkter: „If the poor-laws have any influence at all on the rate of wages, it is not, I think, by encouraging marriages (wodurch eine abnorme Bevölkerungsvermehrung sowie in lohnpolitischer Hinsicht eine Steigerung des Arbeitsangebots und auf diesem Wege ein Lohndruck verursacht würde), but by giving a sort of monopoly or at least a right of

[1] Ebd. 309.

preemption of the services of the labourer to the employers of labour in the parish where he happens to be settled."[1] Keineswegs dürfe man also gerade den Lohndruck als eine Folge der Armengesetzgebung hinstellen. Und um so weniger die Armengesetzgebung aus diesem Grunde verurteilen. Denn „once admitting that the poor laws do not lower the price of labour, it certainly follows that they contribute in a most important manner to the comforts of the poor. Five millions a year, however injudiciously laid out, cannot fail to relieve a vast deal of distress supposing it to form a net addition to the sum annually distributed among the labouring classes of society"[2]. Die Armengesetze seien eben nicht aufzuheben oder auch nur prinzipiell einzuschränken, sondern lediglich in ihren Modalitäten zu reformieren. Man möge in der Zukunft die poor rates unter die householders nach Maßgabe der ihrerseits beschäftigten Arbeiter verteilen.

Es ist bemerkenswert, daß trotz des Malthusschen Essays ein 1817 schreibender Schriftsteller die lohndrückende Tendenz der Armengesetzgebung negiert und deren Einfluß auf die Arbeit für segensreich hält. Denn dies beweist, daß derartige Ideen nicht bloß in der damaligen Praxis, die sie noch ganz beherrschten, sondern auch in der Theorie nicht tot waren. Und es erklärt, weshalb Ricardo, um gegen jenen Einfluß den entscheidenden theoretischen Schlag zu führen, mit solcher Wucht ausholt. —

Viertes Kapitel.

Dieselben Theorien. Ihr Höhepunkt: Ricardo.

Gegen Ende des Kapitels vom Arbeitslohne sagt Ricardo, den ganzen bisherigen Gedankengang abschließend: „These then are the laws by which wages are regulated and by which the happiness of far the greatest part of every community is governed", und er fährt im unmittelbaren Anschluß hieran fort: „Like all other contracts, wages should be left to the fair and free competition of the market and should never be controlled by the interference of the legislature."

Offensichtlich soll dieser Passus eine Art Epilog zu den vorangeschickten Ausführungen bilden. Offenbar verdichtet er die gesamte Lehre vom Arbeitslohne, um aus ihr eine ganz bestimmte Folgerung zu ziehen.

---

[1] Observations etc. 64. [2] Ebd. 65.

Nun fällt es aber auf: Unmittelbar an das eben Gesagte anknüpfend, bringt Ricardo nach einer Alinea eine längere Auseinandersetzung, die nicht mehr von den Arbeitslohngesetzen, nicht mehr von Arbeiterverhältnissen, sondern von etwas ganz anderem, nämlich von den Armenverhältnissen, und zwar von der englischen Armengesetzgebung handelt. — Was bedeutet dieser eigentümliche Gedankensprung? Wie soll derselbe wohl aufgefaßt werden?

Bis zu einem gewissen Punkte liegt die Antwort auf der Hand. Ricardo beginnt die Ausführung über die Armengesetze mit dem an das Vorangehende, d. h. an die ganz allgemeine Verurteilung gesetzgeberischer Lohnvorschriften eng anschließenden Satze: „The clear and direct tendency of the poor laws is in direct opposition to these obvious principles“, und er sucht im folgenden die derart vorgeschobene These zu begründen. Augenscheinlich möchte er also dartun, daß die künstlichen, staatlichen Armengesetze den natürlichen, wissenschaftlichen Arbeitslohngesetzen entgegenwirken, daß zwischen jenen und diesen ein tiefer, ein unversöhnlicher Gegensatz bestehe.

Worin liegt aber der Gegensatz? Wie stellt sich Ricardo ihn vor? — Diese Frage ist in einheitlicher Weise nicht zu beantworten. Man muß vielmehr, will man der Ricardoschen Auffassung vollkommen gerecht werden, zwei Gegensätze genau unterscheiden.

Der erste Gegensatz läßt sich einfach dahin umschreiben, daß die wissenschaftlichen Arbeitslohngesetze eine selbsttätig regulierte, die staatlichen Armengesetze eine nicht regulierte Bevölkerungsvermehrung als Folge ergeben.

Bei der abschließenden Behandlung der Armengesetzgebung wird nämlich, nachdem kurz vorher die Autorität des Malthus angerufen worden ist, unter anderem gesagt, daß der Wohlstand der Arbeiter (poor) nicht dauernd gesichert werden könne, „without some regard on their part or some effort on the part of the legislature to regulate the increase of their numbers and to render less frequent among them early and improvident marriages“. Und es werden daran die Sätze angeknüpft: „The operation of the system of poor-laws has been directly contrary to this. They have rendered restraint superfluous and have invited imprudence, by offering it a portion of the wages of prudence and industry.“ Die Tendenz der Armengesetzgebung, auf eine nicht regulierte Bevölkerungsvermehrung hinzuwirken, wird also mit der größten Schärfe denunziert.

Demgegenüber wird aber, in dem von den Arbeitslohnverhältnissen handelnden Hauptpassus, die Bevölkerungsvermehrung, die sich unter der freien Herrschaft der wissenschaftlichen Arbeitslohngesetze einstellen würde, als eine wohl regulierte hingestellt und auch als solche stark herausgestrichen.

In gewissem Grade geschieht dieses schon da, wo Ricardo von den Gesetzen spricht, die den tatsächlich gezahlten Arbeitslohn, den sog. Marktlohn und dessen empirisch gegebene Fluktuationen regeln, denn hier wird als ein den Marktlohn beeinflussendes Moment insbesondere das Verhältnis der Bevölkerungsvermehrung zur Kapitalsvermehrung ins Auge gefaßt, und es wird nun gesagt: Unter Umständen kann die erstere hinter der letzteren zurückbleiben. „It has been calculated, that under favourable circumstances population may be doubled in twenty five years; but under the same favourable circumstances, the whole capital of a country might possibly be doubled in a shorter period.“ Unter andern Umständen könne aber die Bevölkerungsvermehrung die Kapitalvermehrung auch überholen, so daß die Bevölkerung „gegen die Subsistenzmittel drücke“ und ein volkswirtschaftlicher Mißstand entstehe: Alsdann werde aber letzterer die Anwendung eines Heilmittels nötig machen, und in dieser Beziehung sei die Wahl nicht groß: „With a population pressing against the means of subsistence, the only remedies are either a reduction of people or a more rapid accumulation of capital.“ Die Kapitalakkumulation sei überdies nur anwendbar in armen Ländern, die noch fruchtbare Grundstücke im Überflusse zur Verfügung haben. In reichen, längst angesiedelten Ländern, also eben in den Kulturländern, könne hingegen nur die Reduktion der Bevölkerungszahl in Frage kommen. „Every exertion of industry, unless accompanied by a diminished rate of increase in the population, will add to the evil, for production cannot keep pace with it.“ Schließliche Reduktion der im Verhältnis zum Kapital übergroßen Bevölkerungszahl sei also, nachdem die üblen Folgen der letztgenannten Tatsache in Erscheinung getreten sind, als letztes oder vielmehr einziges Heilmittel in den Kulturländern unabwendbar. So werde — das scheint Ricardo in letzter Linie sagen zu wollen — die Bevölkerungsvermehrung in einer, wenn man will, gewaltsamen, aber doch sichern Weise reguliert.

Noch viel bestimmter tritt aber der gleiche Gesichtspunkt da zu Tage, wo Ricardo — und er tut dies bereits vorher, auf den ersten Seiten des Kapitels vom Arbeitslohne — über die em-

pirischen Fluktuationen des Marktlohnes hinausgehend, seine rationalistische Grundlehre von den Beziehungen dieses Marktlohnes (des market price of labour) zu dem *natürlichen Arbeitslohne* (dem natural price of labour) und von dem Wesen dieses letzteren Begriffes entwirft.

Gegen Schluß der betreffenden Ausführungen stellt nämlich Ricardo die als Zusatz gedachte These auf, daß der Marktlohn unter Umständen auf unbestimmte Zeit hinaus über dem natürlichen Lohne stehen könne — nämlich dann, wenn das Kapital stufenweise und beständig wachse. Allerdings sei der Verlauf der Dinge ein recht verschiedener, je nachdem es sich um ein Kapitalanwachsen der Größe und dem Werte nach, oder nur ganz ausschließlich der Größe nach handle. Im ersten Falle werde die Tendenz des Marktlohnes, wieder auf das Niveau des natürlichen Lohnes herabzusinken, stärker sein: „The increased price of food and necessaries will absorb a large portion of his (des Arbeiters) increased wages; consequently a small supply of labour, or a *trifling increase in the population*, will soon reduce the market price to the (then increased) natural price of labour." Im zweiten Falle „the condition of the labourer will be very greatly improved; he will receive increased money wages, without having to pay any increased price and perhaps even a diminished price for the commodities which he and his family consume; and it will not be till after a *great addition has been made to the population*, that the market price of labour will again sink to its (then low and reduced) natural price".

Selbst dort, wo der market price ständig über dem natural price stehe, d. h. selbst unter ganz ausnahmsweisen Bedingungen, habe also die Bevölkerungsvermehrung, wenn auch bald stärker und bald schwächer, die durchgängige Tendenz, den ersteren auf das Niveau des letzteren herabzuziehen. Um so mehr müsse aber — wie kurz vorher geltend gemacht wird — die gedachte Tendenz unter *regelmäßigen Bedingungen* zur Geltung kommen. Da wirke sie geradezu darauf hin, daß der market price, ohne daß eine dauerhafte Erhebung über den natural price überhaupt möglich werde, sich diesem letzteren immer wieder gleichstelle bzw. sogar darunter zurückgehe: „It is when the market price of labour exceeds its natural price, that the condition of the labourer is flourishing and happy. . . . When, however, by the encouragement which high wages give to the increase of population, *the number*

of labourers is increased, wages again fall to their natural price, and indeed from a reaction sometimes fall below it."

Nun aber weiter: Unmittelbar neben dem zuletzt zitierten Lehrsatze steht ein mit ihm zusammenhängender und ein ihm in jeder Beziehung analoger. „When the market price", so heißt es hier, „is below the natural price, the condition of the labourer is most wretched.... It is only after their privations have reduced their number (or the demand for labour has increased), that the market price of labour will rise to its natural price." Hier wird der den market price auf das Niveau des natural price herabdrückenden Bevölkerungsvermehrung die jenen market price auf das Niveau des nämlichen natural price hebende Bevölkerungsabnahme nebengeordnet. Es handelt sich also um zwei komplementäre Faktoren, deren Zusammenwirken den Effekt haben muß, daß der market price stets nach dem natural price als einer Art Oszillationszentrum gravitiere.

Indessen braucht diese Folgerung nicht erst aus den beiden komplementären Zitaten herausgelesen zu werden. Sie wird letzteren unvermittelt und ausdrücklich vorausgeschickt: „However much", sagt Ricardo, „the market price of labour may deviate from its natural price, it has, like commodities, a tendency to conform to it."

Und endlich das Bemerkenswerteste: Ricardo denkt sich nicht bloß die Bevölkerungsvermehrung und die Bevölkerungsabnahme als zwei komplementäre Faktoren, die immer wieder den tatsächlichen Arbeitslohn, den Marktlohn, dem natürlichen Lohne als einem festen Oszillationszentrum annähern, sondern er denkt sich — die besagte Auffassung ebendamit auf die Spitze treibend — den natürlichen Lohn als etwas, was ein vollkommenes Gleichgewicht von Bevölkerungsvermehrung und Bevölkerungsabnahme andeutet, was einer stabilen Arbeiterbevölkerung ohne jene und diese entspricht. „The natural price of labour", heißt es gleich im zweiten Satze des Kapitels vom Arbeitslohne, „is that price which is necessary to enable the labourers, one with another, to subsist and to perpetuate their race without either increase or diminution." Auf diese letzten Worte fällt, vom Standpunkt des uns jetzt beschäftigenden Gedankens, der Ton.

Da sehen wir es am allerdeutlichsten: Ricardo ist der Meinung, daß unter der freien Herrschaft der wissenschaftlichen Arbeitslohngesetze die Bevölkerungsvermehrung jeweilig durch eine komplementäre Bevölkerungsabnahme im Schach gehalten werde, und

daß sie ebendarum stets wieder zu verschwinden, einem „normalen“ Zustande mit stabiler Bevölkerung Platz zu machen die Neigung habe. Er ist der Meinung, daß sie eine im eminenten Sinne des Wortes geregelte, eine durchaus regulierte sei. Wo aber staatliche Armengesetze eingreifen, da scheint ihm das komplementäre Eingreifen der Bevölkerungsminderung und das Zurücktendieren nach einem stabilen Zustande naturgemäß und notwendig fortzufallen, da erscheint ihm die Bevölkerungsvermehrung als eine eben nicht regulierte. Und darum bringt er jene Arbeitslohn- und diese Armengesetze in einen sehr entschiedenen Gegensatz — in einen Gegensatz, der ausgesprochen bevölkerungspolitischer Natur ist, und den ich als den ersten hier festlegen möchte.

Daneben kennt er aber auch einen zweiten: Sofern die Löhne nur durch die wissenschaftlichen Arbeitslohngesetze bestimmt werden, hält er sie, trotz zeitweiser Trübungen, für im ganzen eher günstig. Sofern sie aber den Eingriffen der staatlichen Armengesetzgebung ausgesetzt sind, hält er sie für trostlos.

Ich habe den zu Anfang des Kapitels vom Arbeitslohne gebrachten Satz „The natural price of labour is that price which is necessary to enable the labourers, one with another, to subsist and to perpetuate their race without increase or diminution“ soeben in der Weise vorgeführt, daß ich den Ton auf die letzten Worte „without increase or diminution“ gelegt habe. Nun darf man ihn aber auch anders lesen, man darf den Nachdruck auf das Wort „necessary“ verlegen, denn auch dieses Wort ist nicht gleichgültig: Ricardo umschreibt das zur Erhaltung des Arbeiters und seiner Familie Notwendige bzw. Erforderliche, oder bestimmter dasjenige, was die Fähigkeit, die „Macht“ des Arbeiters zu jener Erhaltung ausmacht, sofort ganz genau. „The power of the labourer to support himself and the family which may be necessary to keep up the number of labourers“, sagt er in dieser Hinsicht, „does not depend on the quantity of money which he may receive for wages, but on the quantity of food, necessaries and conveniences become essential to him from habit, which that money will purchase.“

Nun bemerke man aber: Es ist hier nicht bloß von food and necessaries, sondern auch von conveniences die Rede. Und man bemerke weiter: Es wird auch das Walten der Gewohnheit ausdrücklich erwähnt. Ersteres scheint die Annahme, daß Ricardo etwa an das sog. physische Minimum gedacht habe, nicht gerade

zu stützen. Letzteres scheint aber ganz direkt die Annahme herauszufordern, er habe an das psychologische, an das moralische Minimum gedacht. Und somit ist die Färbung an dieser Stelle keine dunkle. Es liegt weit eher helle Färbung vor.

Späterhin — noch immer in dem von den Arbeitslohngesetzen handelnden Hauptpassus — handelt es sich allerdings um einen scharfen Kontrast von hell und dunkel. Denn die beiden komplementären Fälle, wo der market price oberhalb bzw. unterhalb des natural price steht, und wo eine Herabdrückung bzw. Erhöhung des market price sich als Folgeerscheinung einstellt, werden derart voneinander abgehoben, daß einerseits gesagt wird: „It is, when the market price of labour exceeds its natural price, that the condition of the labourer is flourishing and happy, that he has in his power to command a greater proportion of the necessaries and enjoyments of life, and therefore to rear a healthy and numerous family." Und anderseits: „When the market price of labour is below its natural price, the condition of the labourers is most wretched: then poverty deprives them of those comforts which custom renders absolute necessaries." Dort also Licht und hier Schatten. Indessen erscheint auch im letzteren Falle die Situation nicht als völlig aussichtslos, wenn auch einer Besserung unliebsame oder nur ausnahmsweise platzgreifende Vorgänge vorauszugehen haben: „It is only after their privations have reduced their number or the demand for labour has increased, that the market price of labour will rise to its natural price, and that the labourer will have the moderate comforts which the natural rate of wages will afford." Man beachte: Die Besserung soll dank dem Wiederinkrafttreten des natürlichen Arbeitslohnes erfolgen. Und letzterer erscheint, dank dem Ausdruck „moderate comforts", auch diesmal als im Grunde eher hell gefärbt.

Ganz den nämlichen, nur noch entschieden verstärkten Eindruck empfängt man aber von den etwas weiter folgenden und so oft herangezogenen, so oft aber auch übersehenen oder nicht genügend gewürdigten Ausführungen: „It is not to be understood, that the natural price of labour, estimated even in food and necessaries, is absolutely fixed and constant. It varies at different times in the same country and very materially differs in different countries. It essentially depends on the habits and the customs of the people. An English labourer would consider his wages under their natural rate and too scanty to support a family, if they enabled

him to purchase no other food than potatoes and to live in no better habitation than a mud cabin; yet these moderate demands of nature are often deemed sufficient in countries where ‚man's life is cheap' and his wants easily satisfied. Many of the conveniences now enjoyed in an English cottage, would have been thought luxuries at an earlier period of our history." Und ferner: „The friends of humanity cannot but wish, that in all countries the labouring classes should have a taste for comforts and enjoyments and that they should be stimulated by all legal means in their exertions to procure them."

Wie gesagt, die zuletzt zitierten Ausführungen, die sich, wohlgemerkt, noch in dem Hauptpassus über die Arbeitslohngesetze vorfinden, hinterlassen, noch bestimmter wie die ihnen vorausgeschickten und verwandten, den Eindruck einer gewissen, wenn auch nur abgedämpften, nur mäßigen Lichtheit.

Gerade insofern kontrastieren sie aber sehr auffallend und drastisch mit einzelnen Äußerungen, die in der Schlußbetrachtung über die Armengesetze getan werden und denen der Verfasser mit unverkennbarer Absicht eine dunkle Tonfarbe verlieh.

„The tendency of the poor laws", heißt es da, „is not, as the legislation benevolently intended, to amend the condition of the poor, but to deteriorate the condition of both poor and rich." Denn „the principle of gravitation is not more certain than the tendency of such laws to change wealth and power into misery and weakness; to call away the exertions of labour from every object, except that of providing mere subsistence; to confound all intellectual distinction; to busy the mind continually in supplying the body's wants; until at last all classes should be infected with the plague of universal poverty".

Schon in den Ausdrücken „misery and weakness" sowie auch „poverty" offenbart sich die dunkle Färbung ganz unzweideutig. Überdies offenbart sie sich aber in dem Hinweise auf die „mere subsistence" und die „body's wants". Und gerade auf das letztgenannte Moment möchte ich den größten und entscheidenden Nachdruck legen. Denn es scheint mir darauf zu deuten, daß Ricardo, von den Unterhalts-, d. h. also Lohnverhältnissen unter der Herrschaft der Armengesetze sprechend, an das sog. physische Minimum gedacht habe, und daß er jene von den Lohnverhältnissen unter der Herrschaft der freien Arbeitslohngesetze, von den Lohnverhältnissen nach Maßgabe des moralischen Minimums scharf abhob.

Wenn dem aber so ist, so läßt sich die Ricardosche Meinung ganz kurz dahin zusammenfassen, daß die staatlichen Armengesetze niedrige, notdürftige, die wissenschaftlichen Arbeitslohngesetze relativ höhere, schon eher „gute“ Lohnsätze mit sich bringen, daß also zwischen den beiden Gesetzesarten nicht bloß ein bevölkerungspolitischer, sondern ebenso auch ein lohnpolitischer Gegensatz besteht.

In letzter Linie sind es also, wie ich von Anfang an betont habe, zwei verschiedene Gegensätze, um die es sich handelt, und demgemäß sieht man auch völlig deutlich das Bestreben Ricardos, beide miteinander in innerliche Wechselbeziehung zu bringen und die ihnen entsprechenden Gedankenreihen zu einem einheitlichen Ganzen zu verschmelzen.

Man beachte in dieser Hinsicht nur die Tatsache, daß der oben zitierten Stelle: „The friends of humanity cannot but wish, that in all countries the labouring classes should have a taste for comforts and enjoyments and that they should be stimulated by all legal means in their exertions to procure them“ ganz unmittelbar der Satz nachfolgt: „There cannot be a better security against a superabundant population.“ Und man beachte anderseits, daß die gleichfalls schon angeführte Stelle, wonach die Armengesetze (the operation of the system of poor laws) zu allen Maßnahmen, die Vermehrung der Arbeiterbevölkerung zu regulieren (to regulate the increase of their numbers), in einem direkten Gegensatze gestanden haben (has been directly contrary to this), — daß diese Stelle ganz offensichtlich auf die kurz vorher angebrachte Bemerkung über die Tendenz der Armengesetzgebung „to deteriorate the condition of the poor“ zurückweist. Denn in jenem Falle wird in Ansehung der freien Arbeitslohngesetze eben dasselbe getan, was in diesem hinsichtlich der Armengesetze getan wird: Es wird der bevölkerungspolitische Gesichtspunkt mit dem lohnpolitischen eng verknüpft, und damit werden die diesen Gesichtspunkten entsprechenden Gegensätze in eine nicht-dualistische, in eine einheitliche Beleuchtung gerückt.

Indessen darf man sich durch derartige nachträgliche Überbrückungsversuche doch nicht beirren lassen. Den Ricardoschen Urgedanken und dessen Genesis ändern sie nicht. Und nur auf diese kommt es im Sinne der vorliegenden Untersuchung an.

Wie mochte also, so muß man weiter fragen, Ricardo zu einem Dualismus der Kontrastierung und weiter zu dieser Kontrastierung selber wohl gelangt sein? Vier Momente — die regulierte Be-

völkerungsvermehrung unter den Arbeitslohngesetzen, die nicht regulierte Bevölkerungsvermehrung unter den Armengesetzen, die eher guten, durch das moralische Minimum normierten Löhne unter der Herrschaft der ersteren und die dürftigen, an das physische Minimum heranrückenden Löhne, die die letzteren mit sich bringen, — vier, wie man sieht, äußerst disparate Momente vereinigt er in seinem Kapitel vom Arbeitslohne zu einem logisch festgefügten Gedankenbaue. Von welchen ist er bei der Errichtung dieses Baues ausgegangen? Welche hat er erst später hinzugefügt? Was gab ihm die konstruktive Grundidee zur Hand? —

Fürs erste scheint es mir außer Frage zu stehen, daß, soweit das gegenseitige Verhältnis der von den Armengesetzen und der von den Arbeitslohngesetzen gezeitigten Löhne in Betracht kommt, die ersteren als etwas Primäres und die letzteren als etwas Sekundäres Ricardo vorgeschwebt haben, daß er von jenen als etwas Festem, ganz zweifellos Unzureichendem ausging und erst im Hinblick auf sie, erst nach Maßgabe des Kontrastes die Meinung über diese ausbildete. Denn die letztgenannte Meinung wird keineswegs ein für allemal festgehalten. Nur soweit Ricardo den Kontrast zu den unzureichenden Löhnen der Armengesetze ganz ausdrücklich im Auge hat, nur soweit er gegen die Armengesetze wegen der von ihnen niedergehaltenen Löhne polemisiert — nur so weit bleibt er in der Auffassung, daß unter der Herrschaft der freien Arbeitslohngesetze die Löhne bessere, nach Maßgabe des moralischen Minimums normierte seien oder, genauer, es eben werden würden, auch ganz konsequent. Sonst aber neigt er zu Modifikationen, die bedenklich sind. Er neigt dazu, den Gedanken an das moralische Minimum zu Gunsten desjenigen an das physische Minimum zu durchlöchern, ja ihn gegebenen Falles preiszugeben. Vor allem da, wo die Armengesetze als Gegenstand seiner Aufmerksamkeit durch etwas anderes, nämlich die Korngesetze verdrängt werden, wo er gegen die lohnpolitischen Wirkungen nicht der Armengesetze, sondern der Korngesetze polemisiert — erscheint die Preisgabe als eine vollendete und unverkennbare Tatsache. Denn hier kann Ricardo mit seiner optimistischen Eintaxierung der freien Löhne nicht auskommen. Hier braucht er vielmehr ganz ihr Gegenteil.

Um aber alles dies klarzulegen, muß ich zunächst von den nur modifizierenden Bemerkungen ausgehen.

Gleich nachdem gesagt worden ist, daß „the power of the labourer to support himself and the family . . . depends on the

quantity of food, necessaries and conveniences", die er für das Lohngeld anschaffen kann, wird in voller Übereinstimmung damit der Lehrsatz aufgestellt: „The natural price of labour depends on the price of the food, necessaries and conveniences required for the support of the labourer and his family." Und doch wird sehr auffälligerweise in unmittelbarem Anschlusse daran fortgefahren: „With a rise in the price of food and necessaries, the natural price of labour will rise; with the fall in their price, the natural price of labour will fall."

Einerseits werden also, ganz im Sinne des moralischen Minimums, die conveniences miterwähnt, anderseits werden sie kurzerhand vernachlässigt. Wie indessen die Vernachlässigung hier gemeint sei, ergibt sich aus den Anfangsworten des bereits oben herangezogenen Zitats: „It is not to be understood, that te natural price estimated even in food and necessaries is absolutely fixed and constant" etc. sowie aus der etwas weiter nachfolgenden Äußerung: „From manufactured commodities always falling, and raw produce always rising, with the progress of society, such a disproportion in their relative value is at length created, that in rich countries a labourer, by the sacrifice of a very small quantity only of his food, is able to provide liberally for all his other wants." Die Urgierung des Preises von food and necessaries — unter Ausschluß der commodities — wird eben als etwas Willkürliches, gleichsam abkürzungshalber Beliebtes eingeführt und dann als eine solche Abkürzung auch besonders begründet: Das Hauptgewicht fällt, wenigstens in reichen Ländern, auf den Preis von food and necessaries, ja sogar nur auf den Preis von food. Die conveniences erscheinen dem Preise nach als eine quantité négligeable, nicht mehr.

Mit ganz ähnlichen Abkürzungen scheint man es dann auch, wenigstens beim ersten Blick, in einem Passus zu tun zu haben, der ganz gegen Ende der die Arbeitslohngesetze behandelnden Ausführungen, also kurz vor der Schlußbetrachtung über die Armengesetze sich vorfindet und der nunmehr eingehend und ex professo die Abhängigkeit des natürlichen Arbeitslohns von den jeweiligen Warenpreisen darlegt. Denn auch hier spricht Ricardo bald von dem Preise der commodities, unter denen food necessaries und conveniences verstanden werden müssen, bald aber nur von dem Preise der necessaries, der Nahrungsmittel (food) oder auch noch spezieller des Getreides (corn).

Bei einem tieferen Eindringen in den materiellen Gehalt des betreffenden Absatzes erhält man aber den unzweideutigen Eindruck, daß die conveniences nicht bloß der Kürze halber zurückgestellt werden, sondern daß sie vollkommen ausscheiden, daß Ricardo in keiner Weise mehr — auch nicht in zweiter Linie, auch nicht „zwischen den Zeilen“ — an ein moralisches Minimum, das jene conveniences doch einschlösse, denke. Durchweg wird nämlich der Sachverhalt so dargestellt, als wenn der Arbeiter ganz im Sinne des physischen Minimums seinen gesamten Lohn nur für Nahrungsmittel verausgabte, als wenn er bei einer plötzlichen Preissteigerung dieser letzteren sich in keiner Weise durch den Verzicht auf die bisher genossenen conveniences auch nur einigermaßen über Wasser halten könnte, als wenn er nun sofort eine der Preissteigerung adäquate Geldlohnerhöhung brauchte, als wenn er anders nicht mehr leben könnte. Durchweg wird eben mit dem Satze, daß die Geldlöhne den Preissteigerungen von necessaries, food oder gar corn nachfolgen, daß sie ihnen in jedem Falle folgen müssen, als mit einer Art mathematischen Axioms operiert. Und es werden auf dieses Axiom nun auch weit ausgesponnene Folgerungen aufgebaut, die dieselbe mathematische Bestimmtheit wie ihre erste Prämisse an sich haben und die schließlich in gewissen sehr apodiktischen Endurteilen ausklingen. Es ist, als handelte es sich um Umschreibungen eines tief eingewurzelten „ceterum censeo“, einer „idée fixe“.

Nur ersieht man das, worauf Ricardo in allerletzter Linie hinsteuert, erst dann, wenn man, nunmehr über das Kapitel vom Arbeitslohne hinausgreifend, auch andere Kapitel der Principles und ebenso gewisse Gelegenheitsschriften Ricardos sowie zu allerletzt gewisse Parlamentsreden von ihm mit heranzieht.

Denn im Kapitel über den Arbeitslohn wird nur gesagt, daß im Falle einer Preissteigerung der Nahrungsmittel bzw. des Korns, der Geldlohn oder der Nominallohn heraufgehe, während der Reallohn doch geringer werde: „(The labourer) will receive more money wages, it is true, but his corn wages will be reduced; and not only his command of corn, but his general condition will be deteriorated, by his finding it more difficult to maintain the market rate of wages above their natural rate.“ Und es wird überdies nur noch die lakonische Bemerkung gemacht, daß, wenn auch das Herabgehen des Reallohns eine effektive Schädigung des Arbeiters in sich schließe, doch schon das Steigen des Nominal-

oder Geldlohns den Gewinn des Löhne zahlenden Unternehmers (manufacturer) sehr empfindlich beeinträchtige: „Notwithstanding, then, that the labourer would be really worse paid, yet this increase in his wages (eben in seinem Geldlohn) would necessarily diminish the profits of the manufacturer; for his goods would sell at no higher price, and yet the expense of producing them would be increased.“ Im übrigen wird aber eben an dieser Stelle auf das Kapitel der Principles über den Kapitalgewinn verwiesen. „This, however, will be considered in our examination into the principles which regulate profits.“

Hier heißt es denn auch, indem allerdings nicht mehr von dem manufacturer, sondern von dem Löhne zahlenden farmer gesprochen wird, schon ausführlicher: „Now it is evident, that if ... the farmer is at one time obliged to pay wages regulated by the price of wheat at £ 4, and at other times at higher prices, the rate of his profits will diminish in proportion to the rise in the price of corn. In this case, therefore, I think it is clearly demonstrated that a rise in the price of corn, which increases the money wages of the labourer, diminishes the money value of the farmer's profits.“

Doch kommt die große Tragweite dieser Auffassung auch nicht in dem Kapitel über den Kapitalgewinn, sondern erst an andern Orten ganz zum Vorschein. Denn erst anderswo zieht Ricardo aus dem bisher Angeführten die endgültige Bilanz: Hohe Kornpreise, so sagt er jetzt, schädigen sowohl den Arbeiter, dessen Reallohn sie zurückschrauben, als auch den Unternehmer, der den immerhin gesteigerten Nominal- oder Geldlohn zu tragen bestimmt ist. Sie schädigen also sowohl die Arbeit als auch das Kapital. Und wer zieht daraus Nutzen? Nur der Grundbesitz, dessen Rentenbezüge allerdings eine Bereicherung erfahren. „All classes, therefore, except the landlords“, heißt es im 24. Kapitel der Principles (Concerning the rent of land), „will be injured by the increase in the price of corn.“ Niedrige Kornpreise kommen aber — auch abgesehen von den Arbeitern — den Unternehmern oder den „produktiven Klassen“ im Gegensatz zu den „unproduktiven“ Grundbesitzern zu Gute: „But there is“, sagt das 19. Kapitel (Of sudden changes in the channels of trade), „this advantage always resulting from a relatively low price of corn — that the division of the actual production is more likely to increase the fund for the maintenance of labour, inasmuch as more will be allotted under the name of

profit to the productive class, and less under the name of rent to the unproductive class."

Man sieht: Das ganze Raisonnement soll die Arbeit und das Kapital als in ihren Interessen solidarische Machtfaktoren gegen den Grundbesitz, gegen die Landlords mobilisieren, und es soll dies — darüber lassen weitere Auslassungen Ricardos nicht den allermindesten Zweifel — ganz besonders im Hinblick auf eine zukünftige Beseitigung der im damaligen England das Korn verteuernden Korngesetze, der Kornzölle tun. In der diesen Gegenstand ex professo behandelnden Gelegenheitsschrift „On protection to agriculture"[1] wird in der nachdrücklichsten Weise geltend gemacht, man könne den Kapitalgewinn nur hochhalten, wenn man den Arbeitslohn (den Nominallohn) niedrig halte. Um aber das letztgenannte Ziel zu erreichen, müsse man zunächst einen niedrigen Stand der Kornpreise gewährleisten, und darum sei eine Erschwerung der Getreideeinfuhr ganz verkehrt. Und was hier im einzelnen untersucht wird, das wird in der Parlamentsrede vom 16. Dezember 1819[2] schon kurz und schlagend angedeutet: „We had passed corn laws, that made the price of that necessary of life, grain, higher than in other and neighbouring countries and then interfered with the article, which was considered the chief regulator of wages. Where grain was dear, wages must be high, and the effect of high wages was necessarily to make the profits on capital low."

Da hat man endlich den praktischen Zweck: Ricardo will gegen die Korngesetze Alarm rufen, und dazu braucht er die These, daß Steigerungen des Kornpreises, wenn auch nicht den Reallohn, so doch, in einer den Kapitalgewinn kürzenden Weise, den Geldlohn hinaufschrauben. Letzteres kann er aber wiederum nur so dartun, daß er die Beziehung des Arbeitslohnes zu den Kornpreisen so innig als nur irgend möglich gestaltet, daß er sich jenen Arbeitslohn als nur oder beinahe nur zur Beschaffung von Nahrungsmitteln bzw. von necessaries verausgabt vorstellt, daß er von den conveniences schließlich ganz absieht, daß er in den Bannkreis des physischen Minimums gerät.

Und er tut alles dieses, weil die von ihm sonst festgehaltene Idee des moralischen Minimums und der darauf basierten „guten" Löhne ihrerseits auch nichts weiter als Mittel zum Zweck ist. Schließlich kommt es Ricardo nur darauf an, gegen die niedrigen

---

[1] London 1822. [2] Hansard, Parl. Debates XLI 1189.

Löhne der Armengesetze Front zu machen. Und um das zu bekämpfende Übel um so greller herauszustreichen, braucht er ein scharf kontrastiertes Idealbild der freien, der wissenschaftlichen Lohngesetze. So rühmt er diesen „gute“ Löhne nach.

In beiden Fällen — in seinem Denken über die Korn- und über die Armengesetze — erscheint also Ricardo als ein Forscher, der, von seiner Bankier- und Parlamentariertätigkeit ganz in Anspruch genommen, den tatsächlichen Arbeiterverhältnissen fernsteht, und der eine Vorstellung über diese Verhältnisse, insbesondere über die Höhe der Arbeitslöhne, nicht ein für allemal schon hat, sondern erst ad hoc sich bildet. Und er erscheint als ein Forscher, der, trotz seiner Neigung zur abstrakt-mathematischen Formulierung, sich in seiner ganzen Denkweise durch den Leitstern des praktischen Zweckes bestimmen läßt, und der, möchte ich sagen, es gar nicht merkt, wie er im Hinblick auf zwei verschiedene Zwecke zu zwei diversen, ja zu zwei so gut wie einander entgegengesetzten Vorstellungen kommt. Er erscheint, mit einem Worte, als eine Persönlichkeit, deren ganz besondere Eigenart Mißverständnisse und unfruchtbare Diskussionen mit Notwendigkeit herausfordert: Man stritt und streitet ja noch immer, ob Ricardo an das moralische oder an das physische Minimum gedacht habe. Und beide Parteien haben, da sie sich in ihren entscheidenden Beweggründen einerseits nur an den die Armengesetze, anderseits nur an den die Korngesetze visierenden Gedankengang, oder an Bruchstücke jenes bzw. dieses, zu halten pflegen, ganz ebenso recht.

Was aber den uns speziell interessierenden Fall — die Gedanken über die Armengesetze — anbelangt, so erscheint Ricardo als ein geschickter Schriftsteller. Er stellt das Idealbild der unter den freien Arbeitslohngesetzen platzgreifenden „guten“ Löhne in seinem Kapitel über die Arbeitslöhne entschieden voran. Er läßt die Bemerkungen bzw. die Ausführungen, die — im Hinblick auf Korngesetze — eine nichts weniger als optimistische Auffassung in sich bergen, sich nur ganz leise und unvermerkt einschleichen, so daß der Gesamteindruck doch ein günstiger bleiben könne. Und er malt dann in der Schlußausführung über die Armengesetze in einem dunklen, fast trostlosen Ton. So erweckt er ganz den Anschein, als ob er von absolut feststehenden und unerschütterlichen Ansichten über die Arbeitslohngesetze und die ihnen entsprechenden Löhne ausginge und nach deren Maßgabe die Löhne unter den Armengesetzen verurteilen dürfte. Indessen darf man sich durch

dieses literarische Geschick in keiner Weise beirren lassen. Der Umstand, daß Ricardo seine Vorstellung von den „guten“ Löhnen der Arbeitslohngesetze nicht durchweg festhält, daß er sie, sobald die Korngesetze in Frage kommen, bereitwillig durchbricht, deutet bestimmt genug darauf hin, daß man es hier mit einer sekundären Bildung zu tun habe und daß die Vorstellung der niedrigen, von den Armengesetzen gezeitigten Löhne entschieden primär sei. —

Fürs zweite glaube ich aber zeigen zu können, daß, soweit das Verhältnis der eben genannten, von den Armengesetzen gezeitigten Löhne zu den mit letzteren zusammenhängenden Bevölkerungsverhältnissen, der nicht regulierten Bevölkerungsvermehrung, in Betracht kommt — nicht mehr jenes, sondern dieses Moment Ricardo als das primäre vorgeschwebt habe. Denn hinsichtlich des ersteren sieht man dort, wo Ricardo an eine nähere Umschreibung heranzutreten bestrebt ist, ein recht unsicheres Tasten und Experimentieren. Hinsichtlich des letzteren aber eine volle Bestimmtheit. Hier scheint man es also mit einer viel ursprünglicheren Vorstellung zu tun zu haben. Dort ist der Denkinhalt sichtlich sekundär.

Ganz naturgemäß sind es aber nicht mehr die Ricardoschen Principles, aus denen ich den eben angedeuteten Eindruck schöpfe. In diesem Lehrbuch erscheint Ricardo zu sehr beengt. Darum gibt er seine Gedanken nur in Umrissen und verzichtet auf eingehende Umschreibungen ganz. Hingegen finden sich solche in den Parlamentsreden Ricardos und, allem voran, in seinen so überaus lehrreichen und für die Geschichte der wirtschaftlichen und sozialen Anschauungen so sehr beachtenswerten Briefen. Diesen verdanke ich, was den jetzt in Rede stehenden Punkt angeht, die allermeisten Anregungen, und demgemäß halte ich mich in der folgenden Darstellung, wenn nicht ausschließlich, so doch in der Hauptsache an sie.

Das Tasten und Experimentieren, von dem ich soeben gesprochen habe, gibt sich bei Ricardo schon da kund, wo er, ohne zunächst noch die von den Armengesetzen gezeitigten Löhne in einer positiven und direkten Art und Weise zu umschreiben, sich zunächst die negative und indirekte Frage vorlegt: Wie würden sich die Löhne nach Aufhebung der Armengesetze gestalten, in welchem Maße stiegen sie herauf? — Denn schon in dieser Hinsicht ist die Ansicht Ricardos keine innerlich abgeklärte: In zwei

verschiedenen Briefexkursen werden auch zwei verschiedene Antworten gebracht.

„The great object", heißt es in dem Briefe an Trower[1] vom 26. Januar 1818, „should be to teach the labouring classes that they must themselves provide for those casualties to which they are exposed from occasional variations in the demand for particular manufactured goods, and which should not be the subject of legislation. A man's wages should and would on a really good system be sufficient not only to maintain himself and family when he is in full work, but also to enable him to lay up a provision in a Saving Bank for these extraordinary calls which you mention."

Diese Ausführung ist einer Korrespondenz entnommen, bei der Ricardo an die saving-banks und zugleich auch an die poor laws denken mußte. Betrifft sie doch ein Projekt, das dahin lautet, man solle durch den Besitz von Spareinlagen in den besagten saving-banks des Armenunterstützungsrechtes nicht verlustig gehen dürfen. Offenbar meint also Ricardo, indem er von „a really good system" spricht, genau dasselbe, woran er auch sonst in ähnlichen Zusammenhängen zu denken gewohnt ist: Ein System, das, im Gegensatze zu dem wirklich vorhandenen, von dem Drucke der Armengesetzgebung befreit wäre, das also nach Aufhebung dieser Gesetzgebung sich ohne weiteres selbst einstellen würde. Und nun sagt er, daß eben dann die Löhne nicht bloß genügend werden würden, um den Arbeiter und seine Familie unter normalen Verhältnissen zu unterhalten, sondern auch genügend zu Rücklagen für den Fall der Arbeitslosigkeit und für ähnliche Unglücksfälle. Er öffnet also ganz deutlich eine Aussicht, die recht günstig ist.

Anderseits wird aber in einem etwas früheren Briefe (vom 27. Januar 1817), der an denselben Adressaten gerichtet ist[2] und der denselben Gegenstand betrifft, dies gesagt: „Is it not desirable, that the poor laws should be done away and that the labouring classes should receive the recompense for their labour rather in the shape of wages than in that of bounty? If you answer in the affirmative, then there is no way of preventing the single man receiving more than is sufficient for his support and I can see no reason to regret it. When the wages of a married man with a

[1] Letters of David Ricardo to Hutches Trower and others. 1811—1823, ed. by James Bonar and J. H. Hollander, Oxford 1899, 47.

[2] Ebd. 24.

family are barely adequate to his own and his familys maintenance, the wages of the single man may be ample. All this I admit, but if it is a necessary consequence of the abolition of the poor laws, it must be acquiesced in under the circumstances of an abolition. Even if it were an evil, which, I think, it is not, it must be endured for the sake of the good which would accompany it."

Hier wird im Gegensatz zu dem Lohne des allerdings besser dastehenden unverheirateten Arbeiters der Lohn des verheirateten — sein Lohn nach Aufhebung der Armengesetze — als „barely adequate to his own and his familys maintenance" hingestellt. Nun handelt es sich aber bei der günstigen Aussicht, die in der erstzitierten Briefstelle eröffnet wird, gerade um die Lohnverhältnisse der verheirateten Arbeiter. Es scheint also, wie man die Sache auch dreht und wendet, ein sehr schwer überbrückbarer Widerspruch vorzuliegen. Jedenfalls hat man aber den Eindruck einer gewissen Haltlosigkeit, eines ganz deutlich wahrnehmbaren Schwankens.

Durchaus ähnlich sprechen aber die Umschreibungen der Löhne unter der Herrschaft der einstweilen ruhig weiter bestehenden Armengesetze uns an.

In dieser Beziehung ist auf der einen Seite eine Parlamentsrede vom 25. März 1819[1] zu erwähnen, in der Ricardo über den Entwurf der sog. Poor Rate Misapplication Bill gesprochen hat. Diese Bill wollte die Auszahlung von Armenunterstützungen an die able bodied labourers in employment verbieten, regte aber gleichzeitig das Answerksetzen und die damit verbundene öffentliche Versorgung der Kinder an, die von ihren Vätern nicht ernährt werden konnten. Nun war Ricardo mit dieser letztgenannten Bestimmung nicht einverstanden. Zunächst deswegen, weil sie das eine mit der Armengesetzgebung zusammenhängende Übel — die nicht regulierte Bevölkerungsvermehrung — noch steigern würde. Dann aber auch im Hinblick auf das andere, von jener Gesetzgebung nicht minder unzertrennliche Übel — die dürftigen Löhne. „With the regard to the other evil, the inadequacy of the wages", sagt er wörtlich, „it ought to be remembered, that if this measure should have the effect of raising them, they would still be no more than the wages of a single man, and would never rise so high as to afford a provision for a man with family."

---

[1] Hansard, Parl. Debates XXXIX 1157.

Hier verwirft Ricardo die vorgeschlagene Maßregel deswegen, weil sie die Löhne, wenn überhaupt, so doch nicht genügend steigern würde, bestenfalls nur zu dem Standard eines Unverheirateten: Offenbar nimmt er also an, daß das Lohnausmaß, wie es ohne die Maßregel unter der Herrschaft der Armengesetze üblich sei und wie er es tatsächlich vor Augen habe — nicht einmal den Standard eines Unverheirateten, eines einzelnen, erreiche.

Und doch sagt er auf der andern Seite in einem Briefe an Trower (vom 24. Februar 1817)[1]: „There are two classes of labourers, the single and the married. Notwithstanding that the tendency of the poor laws is to reduce the wages of these classes to the least possible amount on which single man can live, yet this effect is not probably fully accomplished. If it were, neither the single man, who receives no relief from the parish, nor the married man who does, could possibly become depositors (in den saving-banks), for they would have nothing to deposit. We must suppose then, that the single men receive more than their wants require."

Ich sehe wohl, daß am Anfang dieser Ausführung vom „least possible amount, on which single man can live" gesprochen werde, daß dort die Färbung derjenigen der vorhin angeführten Parlamentsrede durchaus ähnlich sei. Indessen wird in dem vorliegenden Falle doch nur eine Tendenz festgelegt, und zwar eine Tendenz, welche sich eben nicht realisiert. Und schließlich wird angenommen, der einzelne erhalte „more than their wants require", also nicht etwas dem „least possible amount" Nahestehendes, sondern von jenem weit Entferntes. So kann man sich denn auch hier des Eindrucks eines unschlüssigen Hin- und Herschwankens unmöglich erwehren. Und wenn man überdies noch beachtet, wie Ricardo dieser Schwankungen sich selbst bewußt wird (notwithstandig . . . yet . . .) und wie er eben deshalb den Schlußsatz nur in einer hypothetischen Form beibringt (we must suppose then) — so wird man wohl zu sagen geneigt sein: Es handelt sich hier um ein Suchen nach einer Wahrheit, die noch nicht da ist. Es handelt sich um ein Tasten und um ein Herumexperimentieren, dem die Bestimmtheit naturgemäß fehlt.

Hingegen läßt dort, wo die bevölkerungspolitischen Wirkungen der Armengesetzgebung in Briefen und Reden umschrieben

---

[1] A. a. O. 27.

werden, die Bestimmtheit nicht das geringste zu wünschen übrig. Durchweg werden hier die uns bekannten Lehrsätze der Principles ohne die allerleiseste Abweichung, ohne den kleinsten Widerspruch variiert.

„By engaging", heißt es in dem bereits oben erwähnten Briefe an Trower vom 27. Januar 1817, „to feed all who may require food you in some measure create an unlimited demand for human beings, and if it were not for the bad administration of the poor laws, for the occasional hard heartedness of overseers and the avarice of parishes, which in a degree checks their evil effects, the population and the rates would go on increasing in a regular progression."

Und nun zwei Stellen aus den parlamentarischen Ausführungen:

Über die zum Teil schon referierte Rede betr. die uns bekannte Poor Rate Misapplication Bill vom 25. März 1819[1] berichtet Hansard nun auch dies: „Mr. Ricardo thought, that the two great evils for which it was desirable to provide a remedy, were the tendency (der poor laws) towards a redundant population (and the inadequacy of the wages to the support of the labouring classes), and he apprehended, that the measure now proposed would not afford any security against the continuance of these evils. On the contrary he thought that, if a provision were made for the children of the poor, it would only increase the evil; for if parents felt assured that an asylum would be provided for their children, in which they would be treated with humanity and tenderness, there would then be no check to that increase of population which was so apt to take place among the labouring classes."

In der Rede vom 30. Mai 1823[2] heißt es aber: „Gentlemen ought, however, to inculcate this truth on the minds of the working classes — that the value of labour, like the value of other things, depended on the relative proportion of supply and demand. If the supply of labour were greater than could be employed, than the people must be miserable. But the people had the remedy in their own hands. A little forethought, a little prudence (which probably they would exert, if they were not made such machines by the poor laws), a little of that caution which the better educated felt it necessary to use, would enable them to improve their situation."

---

[1] Parl. Debates XXXIX 1157/58.

[2] Hansard, Parl. Debates. New Series IX 598 f.

Solche Zitate ließen sich sehr leicht häufen. Doch das Beigebrachte genügt. Man sieht, wie Ricardo immer wieder auf die Gefahren der nicht regulierten Bevölkerungsvermehrung und auf deren Zusammenhang mit den Armengesetzen zurückkommt. Und man fühlt, daß seine Anschauungen in dieser Hinsicht unerschütterlich feststehen, daß sie nicht schwankend, nicht unsicher sind.

Gerade dies muß aber zu der Annahme Anlaß geben: Wenn nicht alles täuscht, ist wohl Ricardo von den bevölkerungspolitischen Wirkungen der Armengesetze ausgegangen, allem Anschein nach hat er eben wegen dieser Wirkungen an den besagten Gesetzen Anstoß genommen, und erst dann hat er nach neuen Verurteilungsgründen gesucht, die er in der parallel einhergehenden Beeinflussung der zeitgenössischen Arbeitslöhne, in der Verkürzung der Lohnsätze fand.

Und er griff zu dieser neuen Waffe, obwohl ihm das Maß der Verkürzung nicht ganz klar war: Ich sagte oben, daß Ricardo seine Vorstellungen über die Löhne unter den freien Arbeitslohngesetzen sich erst von Fall zu Fall zu bilden pflege. Nun kann ich aber hinzufügen, daß selbst seine Vorstellungen über die von den Armengesetzen gezeitigten Lohnsätze, die er doch im Gegensatz zu jenen in concreto vor Augen hatte — daß selbst seine Vorstellungen darüber, obwohl sie in ihrem allgemeinen Umriß ein sehr deutliches Gepräge zur Schau tragen, im einzelnen vage sind. So sehr stand er den Arbeiterverhältnissen fern!

Wenn man will, betrachtete Ricardo den ihn umgebenden sozialen Zustand erst in zweiter Linie mit den Augen des Lohnpolitikers und in erster mit den Augen eines Bevölkerungspolitikers, der von dem Phantom der Übervölkerungsgefahr, von der Übervölkerungsfurcht besessen ist. Und so bleibt dem Historiker nichts anderes übrig, als diese Tatsache mit allem Nachdruck zu konstatieren und es ganz unumwunden auszusprechen: In dem Ricardoschen Gedankenaufbau erscheinen die niedrigen Löhne, die er den Armengesetzen zur Last legt, als etwas offensichtlich Sekundäres, und es erscheint die Vorstellung einer nicht regulierten Bevölkerungsvermehrung, die die Armengesetze fördern, als primär. —

Drittens und letztens möchte ich aber den Beweis dafür antreten, daß, soweit das Verhältnis der nicht regulierten Bevölkerungsvermehrung unter den Armengesetzen zu der regulierten unter den freien Arbeitslohngesetzen in Betracht kommt, das Pri-

mat — und nunmehr das endgültige Primat! — im Sinne Ricardos doch nicht jener, sondern dieser zugesprochen werden müsse. Und ich stütze mich dabei auf diese Doppelerwägung: Wohl kann man das erste Moment auf das zweite zurückführen — man kann sagen, daß, nachdem Ricardo sich gewisse Vorstellungen über die bevölkerungspolitische Eigenart der freien Arbeitslohngesetze gebildet hatte, er die bevölkerungspolitischen Wirkungen der Armengesetze von jener Eigenart bewußt abhob und erst dadurch zu einer eigenen Meinung über ihr Wesen, zu einem „persönlichen Ton" in dem von Malthus angeführten Konzerte gelangt sei. Ganz unmöglich kann man indessen den umgekehrten Weg einschlagen. Ganz unmöglich kann man das zweite Moment aus dem ersten erklären wollen. Denn es erklärt sich ganz von selber. Man kann deutlich verfolgen, wie Ricardo die Grundidee, es handle sich unter der Herrschaft der freien Arbeitslohngesetze um eine regulierte Bevölkerungsvermehrung, dank der Einwirkung des Zeitgeistes in sich aufnimmt, wie er einer ganz bestimmten Ausgestaltung dieser Grundidee als der herrschenden Meinung sich gegenübergestellt sieht, und wie er, eben im Gegensatze zu letzterer, sich einer andern, ganz neu aufgetauchten zuwendet, die er zum Überfluß auch noch zuspitzt und die einen nur um so stärkeren Widerspruch erweckt. Man kann, mit einem Worte, die einschlägige Vorstellungsweise Ricardos als Glied eines in sich geschlossenen literargeschichtlichen Entwicklungsprozesses begreifen, der mit den Anschauungen über die Armengesetze einschließlich deren bevölkerungspolitischer Wirkungen nichts gemein hat, und der nur das Arbeitslohngesetz bzw. dessen bevölkerungspolitische Eigenart betrifft.

Es genügen, um den Verlauf dieses Entwicklungsprozesses anzudeuten, nur drei Namen: Smith, Torrens und Malthus.

Smith bringt in seinem Kapitel über den Arbeitslohn den sehr bekannten Ausspruch: „The wages paid to journeymen and servants of every kind must be such as may enable them, one with another, to continue the race according as the increase, diminution or stationary demand of the society may happen to require." Schon er formuliert also ein Lohngesetz, das die Idee einer regulierten Bevölkerungsvermehrung in sich einschließt. Doch denkt er sich diese Regulierung, ich möchte sagen, als eine elastische, als eine solche, die dem wechselnden Stande der gesellschaftlichen Nachfrage nach Arbeitskräften — ihrem Anwachsen, ihrer Abnahme bzw. ihrem Stationärbleiben — von selbst Rechnung trägt. Und

somit ist die Bedeutung seines Auftretens eine zweifache. Erstens bringt er das Bedürfnis der ihm zeitgenössischen und über ihn weit hinausreichenden Periode, das Bedürfnis, den (freien) Arbeitslohngesetzen ein bevölkerungspolitisch regulierendes Eingreifen zuzuschreiben, in äußerst nachdrücklicher Weise zur Geltung. Und zweitens lenkt er dieses Bedürfnis in ganz bestimmte Bahnen, und zwar so, daß ihm die herrschende Meinung dorthin nachfolgt. Lange hindurch wird in der Folgezeit an der Auffassung festgehalten, daß die den Arbeitslohngesetzen immanente bevölkerungspolitische Regulierung sich in der Tat der Nachfrage anbequeme, daß sie in diesem Sinne eine elastische sei.

Nun ist es aber Torrens, der diese Meinung erstmalig durchbricht. Im Jahre 1815 verfaßt er eine Schrift — den noch weiter unten zu erwähnenden „Essay on the external corn-trade" —, in der er den Satz aufstellt[1]: „When the market and the natural price of labour are equal, the labourers money wages amount to a sum just sufficient to purchase a quantity of the necessaries and comforts of life, as, from climate, and the habits of living established in the country, are sufficient to keep up the labouring population." Und damit stellt er ein Lohngesetz auf, in dem von einem Sichanbequemen an die Nachfrage nicht mehr die Rede ist, das vielmehr an die Erhaltung einer stationären Bevölkerung, einer stabilen Ziffer denken läßt.

Und es kann nicht im mindesten bezweifelt werden: Von dieser Torrensschen Auffassung ließ sich Ricardo beeinflussen. In seinen Principles zitiert er Torrens unter besonderer Betonung seiner Zustimmung ganz ausdrücklich. Und überdies genügt schon ein Blick auf die materielle Lehre Ricardos, um den Einfluß objektiv festzustellen. Denn wie lautet der Satz, auf den Ricardo seine Ausführungen im Kapitel über den Arbeitslohn konsequent aufbaut und der kurzweg als das Ricardosche „Lohngesetz" bezeichnet werden könnte und auch tatsächlich so genannt wird? Er lautet, wie wir wissen: „The natural price of labour is that price which is necessary to enable the labourers, one with another, to subsist and to perpetuate their race, without either increase or diminution." Da handelt es sich offenbar um nichts anderes als um eine Herübernahme des Torrensschen Lohngesetzes. Nur erscheint letzteres eben in dem Punkte, der seine Eigentümlichkeit

---

[1] S. 74.

ausmacht, noch viel bestimmter präzisiert. Aus dem ziemlich farblosen Ausdruck „to keep up the labouring population“ ist die prägnante Wendung geworden „to perpetuate their race, without either increase or diminution“. Und damit wird der Hinweis auf stabile Bevölkerungsverhältnisse sehr energisch unterstrichen. Die Idee einer nicht mehr elastischen, sondern ganz starren Regulierung wird nicht bloß einfach ausgesprochen, sie wird mit größtem Nachdruck proklamiert.

Noch in viel höherem Grade als Torrens mußte also Ricardo mit der herrschenden Meinung in Konflikt treten. Und dieser meldete sich auch bald — in der Form eines scharfen Widerspruchs von Malthus. Letzterer tritt, in seinen 1820 (also drei Jahre nach dem Ricardoschen Hauptwerke) erschienenen Principles, der eben zitierten Umschreibung des natural price rasch entgegen: „This price“, sagt er[1], „I should really be disposed to call a most unnatural price; because in a natural state of things, that is without great impediments to the progress of wealth and population, such a price could not generally occur for hundred of years.“

Man sieht: Es ist gerade der soeben hervorgehobene Punkt, welcher Malthus aufreizt. Er will von stabilen Bevölkerungsverhältnissen nicht reden hören. Er will es darum nicht, weil in Wirklichkeit eine derartige Stabilität so gut wie niemals konstatiert werden könne, weil sie vom Standpunkt der konkreten Beobachtung eben nichts Besseres als leeres Phantom sei.

Aber Ricardo wird durch diesen Einwand im Grunde nicht getroffen. Im Gegensatz zu dem Wirklichkeitsbeobachter Malthus ist er, unbeschadet des oben über ihn Ausgesagten, der abstrakte Theoretiker, der allgemeingültige Lehrsätze aufzustellen bestrebt ist und der, um sie zu finden, vor dem Wege der ideellen, von der Beobachtung und deren Ergebnissen sich abwendenden Hypothese nicht zurückschreckt. Und als etwas ganz ausgesprochen Hypothetisches nimmt er, indem er sich an den geistesverwandten Torrens anlehnt, nun auch die Vorstellung einer stabilen Bevölkerung auf.

In der Tat: Ricardos Eigenart und die Anlehnung an Torrens erklären das Ricardosche Lohngesetz zur Genüge. Und insofern muß man feststellen, daß das Auftauchen dieses Gesetzes keine weiteren Rätsel mehr in sich einschließt, daß es eines Hinüber-

---

[1] A. a. O. 247.

greifens auf andere Ricardosche Ideen, speziell auf diejenigen über die Armengesetze, nicht bedürftig ist.

Hingegen scheint umgekehrt Ricardos Stellungnahme zu den Armengesetzen auf sein Lohngesetz zurückgeführt werden zu sollen:

Wenn ich oben gesagt habe, Ricardo betrachte die Armengesetze in erster Linie mit den Augen eines Bevölkerungspolitikers, der von der Übervölkerungsfurcht im Banne gehalten werde, so brauche ich das an der gegenwärtigen Stelle in keiner Weise zu widerrufen. Indessen muß ich hinzufügen, daß die besagte Übervölkerungsfurcht nicht etwa erst durch die Armengesetze bzw. deren Wirkungen in Ricardo hervorgerufen worden ist, daß sie vielmehr schon ohnedem ihm innewohnte, daß sie als etwas in jener Epoche Unausweichliches auch die Gesamtanschauungsweise Ricardos beeinflußte und als ein negatives Idealbild — aber in diesem Falle ein solches von ganz allgemeiner Tragweite — das die Übervölkerungsgefahr beseitigende Lohngesetz ergab. Und ferner muß ich annehmen, daß Ricardo erst nachträglich sein Augenmerk auf die Armengesetze gerichtet habe und daß er, nunmehr eine speziellere Richtung einschlagend, doch an den ersten Gedankengang anschloß. Unter den Armengesetzen — so mochte er sich gesagt haben — ist die Übervölkerungsgefahr eben nicht gebannt. Hier handelt es sich also um eine Erscheinung, die in bevölkerungspolitischer Beziehung nicht bloß, wie schon andern und vor allem Malthus bekannt war, einen gesellschaftlichen Übelstand mit sich bringe, sondern die die gesellschaftliche Ordnung kurzerhand aufhebe. Stürzt sie doch das Lohngesetz, das diese Ordnung gewährleistet, um!

Alles deutet darauf, daß sich der Prozeß tatsächlich in dieser Weise vollzogen habe. Und darum darf gesagt werden: Die Vorstellung der nicht regulierten Bevölkerungsvermehrung unter den Armengesetzen war für Ricardo das Sekundäre, und die Vorstellung der regulierten Bevölkerungsvermehrung unter der Herrschaft der freien Arbeitslohngesetze (des „Lohngesetzes“) war für ihn primär. —

Nun aber, nach allen diesen Verhältnisbestimmungen, ist die Genesis des viergliedrigen Ricardoschen Gedankenaufbaus völlig klar: Ausgegangen ist Ricardo von der regulierten Bevölkerungsvermehrung unter den freien Arbeitslohngesetzen. Alsdann hat er an der nicht regulierten Bevölkerungsvermehrung unter den Armengesetzen Anstoß genommen. Weiterhin suchte er gegenüber diesen Armengesetzen nach neuen Waffen und fand sie in dem von ihnen

ausgeübten Lohndrucke. Und erst zuletzt hat er das Idealbild der von den freien Arbeitslohngesetzen gezeitigten, der eher günstigen Löhne konzipiert.

Noch viel plastischer tritt indessen diese Genesis dann zu Tage, wenn man sich vergegenwärtigt, daß das, was ich eben das Ricardosche Lohngesetz genannt habe, gleich dem ihm vorangehenden Lohngesetze von Torrens nur einen ausschließlich bevölkerungspolitischen Inhalt habe — gesprochen wird nur von dem zu einer Stabilerhaltung der Bevölkerung Notwendigen —, daß es aber, weil einstweilen nicht gesagt werde, an wie hoch bemessene Lohnsätze, an welches Minimum bei dieser Notwendigkeit man denken solle, lohnpolitisch leer sei. Denn zollt man dieser wichtigen Einsicht die ihr gebührende Aufmerksamkeit, dann stellt sich die Sache einfach so dar: Ricardo ist von einem Lohngesetze mit ausschließlich bevölkerungspolitischem Inhalte ausgegangen. Nach Maßgabe des Kontrastes griff er dann auf die bevölkerungspolitischen Wirkungen der Armengesetze hinüber. Weiterhin wurde er aber auch auf die lohnpolitischen Wirkungen dieser Armengesetze (niedrige Löhne) aufmerksam und tat nun, wiederum nach Maßgabe des Kontrastes, schließlich ein Letztes: Er fand den lohnpolitischen Gehalt des Lohngesetzes (eher gute Löhne), den er nun mit dem bevölkerungspolitischen innig verknüpfte. Oder anders ausgedrückt — er füllte das ursprüngliche Lohngesetz erst jetzt mit einem lohnpolitischen Inhalt aus. Er machte es erst jetzt zu einem Lohngesetze im vollen, im eminenten Sinne des Wortes. Die Genesis des uns interessierenden Gedankenaufbaus ist also in allerletzter Linie nichts anderes als die Genesis des Ricardoschen Lohngesetzes selbst.

Diese Tatsache scheint mir in mancher Beziehung sehr wichtig.

Zunächst darum, weil sie dartut, daß Ricardo sein Lohngesetz, das ja in nuce schon seine ganze Auffassung der Arbeitsverhältnisse oder der „Arbeit“ in sich einschließt, nur auf einem Umwege, und zwar nur dank dem Hinübergreifen auf die — kontrastweise herangezogene und dann ebenso kontrastweise mit der Arbeit wiederverknüpfte — Armengesetzgebung oder Armenpflege geschmiedet habe. Denn damit ist auch bewiesen, daß er seine auf die Arbeit gerichtete Gedankentätigkeit nur dank dem InihrenMittelpunktstellen der Armenpflege oder genauer der viel bestimmteren Idee bewerkstelligte, diese Armenpflege stehe zu der Arbeit in einem Kontrastverhältnis: Sie beeinflusse die Arbeit in einem Grade,

der ganz unmöglich überboten werden könne, denn sie verkehre deren naturgemäßes und wahres Wesen in sein Gegenteil.

Wenn also der Gedanke, daß die Armenpflege auf die Arbeit einen Einfluß ausübe, dem Zeitraum, den ich als die dritte Periode bezeichnet habe, als ein Gemeingut eigen ist — wenn er auch von einer Menge anderer Schriftsteller, von denen einige schon im vorigen Kapitel behandelt worden sind und einige im nächsten an die Reihe kommen sollen, in vielfach sehr energischer Weise proklamiert wird —, so kann doch mit Sicherheit gesagt werden: So weit wie Ricardo geht unter ihnen keiner. Und darum darf man dessen Lehre ganz ruhig als den Höhepunkt der dritten Periode hinstellen und diese insgesamt als die Ricardosche bezeichnen, die sich ganz ebenmäßig der Pettyschen und der Steuartschen dann anreiht.

Eine solche Zusammenstellung eröffnet aber ihrerseits einen neuen Gesichtspunkt:

In der Pettyschen Periode ist es, wie wir gesehen haben, das lohnpolitische Moment, das durchweg betont wird. In der Steuartschen herrscht der bevölkerungspolitische Gesichtspunkt. In der Ricardoschen handelt es sich in erster Linie um ein Anschließen an die Traditionen der letztgenannten, aber auch um ein Wiedereinlenken in die Auffassungsweise der ersteren. Es handelt sich um einen eigentümlichen Dualismus, und in dieser Beziehung ist insbesondere zu bemerken, wie schon vor Ricardo — was aus dem vorigen Kapitel ersehen werden kann — das lohnpolitische Moment zu dem bevölkerungspolitischen ganz allmählich hinzutritt, wie es dann bei Ricardo sich mit jenem auf das engste verkettet, und wie es nach ihm sogar die ganz ausgesprochene Tendenz zeigt, sich von dem bevölkerungspolitischen auch vollkommen loszulösen. Denn mehr und mehr wird jetzt das Ricardosche Lohngesetz seines bevölkerungspolitischen Gehaltes beraubt und nur nach Maßgabe seines lohnpolitischen Gehaltes betrachtet. Damit wird aber auch sein Zusammenhang mit den Ideen über Arbeit und Armenpflege, die eben die Verbindung zwischen dem einen und dem andern herstellen, durchaus ignoriert. Jene Ideen einerseits und die an das Ricardosche Lohngesetz anschließenden Gedanken anderseits schlagen nunmehr zwei ganz getrennte Wege ein und müssen dementsprechend auch gesondert zur Darstellung gebracht werden. Die erstgenannten Ideen reihen sich als Gegenstand des folgenden, letzten Kapitels ganz naturgemäß in den gegenwärtigen Teil ein. Die Ge-

danken über das Ricardosche Lohngesetz werden uns aber erst im dritten Teile (dessen Kapitel 4) und in einem ganz andern Zusammenhange zu beschäftigen haben. Worauf es uns aber dabei ankommen wird, das ist gerade die Tatsache, daß man, bereits von einer andern Anschauungsweise ausgehend, das durchaus auf die Anschauung „Arbeit und Armenpflege“ basierte — und von ihr nur gewaltsam losgelöste — Ricardosche Lohngesetz nicht mehr in seinem wahren Wesen fassen konnte, daß man es darum völlig mißverstand.

Man mißverstand es gerade insofern, als man darin in stetig steigendem Maße eine pessimistische Auffassung der Lohnsätze, insbesondere das physische Minimum hineininterpretierte, und als man es außer acht ließ, daß Ricardo — wie man eben nur bei Festhaltung des lebendigen Zusammenhanges mit der Anschauung „Arbeit und Armenpflege“ ersehen kann — im Gegenteil an das moralische Minimum gedacht habe und so eher zu einer optimistischen Auffassung geneigt war.

Eher handelt es sich um einen lohnpolitischen Optimismus. Doch war dieser, wie nicht übersehen werden darf, durchaus eigener Art. Es wird nur gesagt, daß die Löhne unter der Herrschaft der freien Arbeitslohngesetze im Gegensatz zu den ausgesprochen niedrigen unter den Armengesetzen als günstig, als dem moralischen Minimum gerecht werdend erscheinen. Man hat es also eigentlich nur mit einem durch die pessimistische Auffassung der Armengesetzgebung gezeitigten, mit einem Kontrast halber hervorbrechenden Optimismus — in letzter Linie aber mit einem Ineinanderhineinspielen von Hell und Dunkel, mit einem Zwielicht, das zunächst äußerst seltsam anmutet, zu tun.

Gerade dieses Zwielicht erscheint mir aber als das Interessanteste und Anziehendste, und ich möchte es hier um so mehr hervorheben, als es nicht bloß in den eben erörterten lohnpolitischen Ansichten Ricardos zu Tage tritt, sondern über deren Umkreis weit hinausreicht. Auch in bevölkerungspolitischer Beziehung ist, obschon es in diesem Falle nicht so auffällt, ganz dasselbe Zwielicht zu sehen: Einerseits die pessimistische Auffassung der Bevölkerungsverhältnisse unter den Armengesetzen und sogar die ganz allgemeine Übervölkerungsfurcht, welche diese Auffassung hervorbringt. Anderseits aber die besänftigende und einschmeichelnde Hoffnung, daß die freien Arbeitslohngesetze für eine regulierte Bevölkerungsvermehrung und somit für die Beschwörung der Übervölkerungsgefahr von selbst sorgen.

Es läßt sich nicht verkennen, die gesamten sozialen Anschauungen Ricardos sind, von diesem Standpunkt aus angesehen, etwas durchaus Einheitliches: Pessimistische Farbentöne — der Gedanke an die Schwierigkeit der Bevölkerungsernährung, an niedrige, allzu niedrige Lohnsätze, wenn solche auch nur den Armengesetzen zur Last gelegt werden — pessimistische Töne, die durchweg schon dem 19. Jahrhundert angehören, kämpfen mit Lichtern, die, als eine Art Alpenglühen, der Optimismus des erst jetzt untergehenden 18. Jahrhunderts entzündet. Noch immer erklingt ja der Refrain, daß durch freie, naturgemäße Gesetze — in diesem Falle durch freie Arbeitslohngesetze oder ein einheitliches Lohngesetz kurzweg — sozialen Schäden in selbsttätiger, automatischer Weise entgegengewirkt werde. Noch immer steht im wesentlichen unerschüttert und ungebrochen der Glaube an die heilende Kraft der natürlichen Wirtschaftsordnung da.

Und zwar zeigt er genau die Eigentümlichkeiten, die aus den klassischen Gesetzesformulierungen, aus den klassischen Schriften im allgemeinen und aus dem Werke von Adam Smith zu uns sprechen und die als die Wahrzeichen des Klassizismus zu gelten pflegen. Offenbar darf man also den Satz aufstellen: Während Petty auf merkantilistischem Boden steht, während Steuart eine gleichsam neutrale Zwischenstellung zwischen Merkantilismus und Klassizismus einnimmt, ist die Ricardosche Lehre in ihrem allertiefsten Wesen durchaus klassisch.

Damit ist aber auch gesagt, daß sich die Persönlichkeiten von Petty, Steuart und Ricardo nicht bloß nach Maßgabe der von ihnen vertretenen sozialen Ideen voneinander abheben, sondern auch nach Maßgabe ihrer Stellung zu den verschiedenen nationalökonomischen Systemen, zu deren Ineinanderübergehen und Aufeinanderfolgen in der Zeit. Und in dieser Beziehung ist das Verhältnis von Petty und Ricardo, also das Verhältnis der beiden auf dem Boden je eines bestimmten nationalökonomischen Systemes stehenden Schriftsteller, noch ganz besonders zu unterstreichen. Denn der Parallelismus, der sich hier kundgibt, geht überaus weit.

Wie Petty schließlich nur die Affinität zum Ausdruck bringt, die zwischen dem Merkantilismus an sich und der sozialen Idee „Arbeit als Anlaß zur Armenpflege“ besteht und die in letzter Linie darauf zurückzuführen ist, daß unter Zugrundelegung der im Sinne des Merkantilismus programmäßigen niedrigen Lohnsätze die besagte Idee am allerstärksten hervortritt — so darf die Ricardo-

sche Lehre als der Ausdruck für die Affinität betrachtet werden, die den Klassizismus mit der Idee „Einfluß der Armenpflege auf die Arbeit“ verbindet. Denn nur nach sorgfältiger Feststellung dieses Einflusses konnte der Klassizismus ihn ausscheiden und so das Walten der freien, naturgemäßen Arbeitslohngesetze gewährleisten, d. h. eben sein Programm auf sozialem Gebiet erfüllen. Dort weist also das nationalökonomische System auf die soziale Idee hin, hier setzt es sozusagen dieselbe voraus. In beiden Fällen ist aber das Band, wodurch die nationalökonomische und die soziale Anschauungsweise verknüpft wird, gleich eng.

Im Unterschiede von Steuart, dem nur historisch Denkenden, aber gleich Petty bringt Ricardo, so möchte ich abschließend sagen, eine Verbindung zweier Vorstellungskreise, die sich gerade im Moment, in der ihn umgebenden Gegenwart von selbst aufdrängt. Er ist ein im höchsten Grade aktueller Schriftsteller. Und darin liegt die Bedeutung seines Auftretens für sich betrachtet, aber auch seine Bedeutung für den Gesamtentwicklungsprozeß, der uns in dieser Darstellung beschäftigt. Weiter unten werden wir sehen, wie Ricardos aktueller Gedankenbau als das Durchgangstor zwischen zwei Hauptentwicklungsstadien beansprucht werden müsse — wie er schließlich aus dem ganzen Gebiete der drei uns hier beschäftigenden Perioden mit der Devise „Arbeit und Armenpflege“ in momentan zwingender Weise hinausführte und eben damit zu etwas anderem, zu der modernen Anschauung den Weg wies. —

Fünftes Kapitel.

Dieselben Theorien: Ihr Niedergang.

Mit einer einzigen, erst ganz zuletzt zu besprechenden Ausnahme handelt es sich in dem vorliegenden Kapitel um Schriftsteller, die während des Zeitraumes von 1817 bis einschließlich 1834 geschrieben haben, und ich möchte, um den Leser um so bestimmter orientieren zu können, bei deren Vorführung von der chronologischen Reihenfolge ganz absehen.

So möchte ich Torrens allen andern voranstellen. Denn obwohl dessen für uns gegenwärtig in Betracht kommende Schrift erst im Jahre 1834, also unmittelbar vor dem Ende des eben umgrenzten Zeitraumes erschien, so ist doch ihre Zusammenstellung mit einer früheren, aus dem Jahre 1815 stammenden Schrift desselben Verfassers außerordentlich anziehend. Letztere ist aber in

dem vorausgehenden Kapitel schon erwähnt worden, so daß ein unvermittelter Anschluß an das soeben Ausgeführte sich aus einleuchtenden Darstellungsrücksichten empfiehlt.

Insbesondere ist in dem letzten Kapitel gesagt worden, daß Ricardo ein rein bevölkerungspolitisches, in lohnpolitischer Hinsicht vollkommen leeres Lohngesetz, das sich bei Torrens vorfinde, mit einem lohnpolitischen Inhalt ausfüllte und daß die Gestaltung dieses Inhaltes im Hinblick auf die Bekämpfung der englischen Armengesetze erfolgt sei. Nun ist aber die Torrenssche Schrift, an die bei der betreffenden Ausführung gedacht wurde, natürlicherweise die frühere, von 1815 datierende, und somit kann schon unter Zugrundelegung dieser — nämlich des „Essay on the external corn-trade“ — eine Beziehung zwischen Torrens und Ricardo konstatiert werden, und zwar eine Beziehung, die besonders eng ist. Denn Ricardo bringt in seinem Kapitel über den Arbeitslohn (allerdings erst in der zweiten Ausgabe der Principles) ein Zitat aus dem Essay, dem er überdies noch die allgemeine Bemerkung nachschickt: „The whole of this subject is most ably illustrated by Colonel Torrens“, so daß der Hinweis auf die von dieser Seite empfangenen Anregungen klar zu Tage tritt.

Aus der späteren, im Jahre 1834 publizierten Schrift „On wages and combination“ läßt sich aber, wenn auch diesmal ohne ein ausgesprochenes Bekenntnis des Entlehners, als der in diesem Falle Torrens auftritt, noch eine andere Beziehung ersehen.

Denn man lese zunächst diese Ausführung: „The poverty and misery of mankind in almost all parts of the globe is no proof, that population has a tendency to increase faster than capital has actually increased. To prove the existence of such a tendency, other facts must be supplied. It must be shown not only that the labouring classes are generally in a state of misery and poverty, but that, from the time that capitalists and labourers became distinct classes, the misery and poverty of the latter has gone on increasing. Even this is not enough. When the fact of the constantly increased wretchedness of mankind has been established, it is further necessary to show, that the increasing misery has not been produced by another cause, fully adequate to the effect, namely by an increase in the ratio of population to the extent of the fertile lands from which erroneous legislation permits subsistence to be obtained.“[1]

[1] On wages and combination 28.

Überdies beachte man aber das Folgende: „The strength of the motives by which in an old country the impulse to an increase of numbers is contrruled (hier denkt Torrens an die gesteigerten Lebensansprüche der Arbeiter) cannot be sufficiently appreciated, unless we take into our consideration the fact, that these motives have hitherto acted under all the discouragements of erroneous opinion and mistaken legislation. When the laws which give a bounty to overpopulation shall be repealed, and when prudence and precautions in entering upon the marriage state and in limiting the numbers of families, instead of being objects of censure and dislike, receive from the approbation of an enlightened public voice their reward, then will population be at all times so regulated, that the supply of labour will be duly apportioned to the quantity of fertile land and to the amount of capital employed; and the labouring classes will emerge from their degradation, and will permanently enjoy independence and comfort, inaccompanied by the exhaustion of immoderate toil.“[1]

Nach Abschaffung der Armengesetze, d. h. auf dem ganz freien Arbeitsmarkte werden also die Bevölkerungsverhältnisse geregelte und die Arbeiterverhältnisse oder bestimmter die Lohnverhältnisse günstig werden. . . . Nicht bloß der bevölkerungspolitische, sondern auch der lohnpolitische Inhalt des Ricardoschen Lohngesetzes ist hier unter Verzicht auf die gesetzmäßige Formulierung mit schlichten Worten wiedergegeben. Man hat es mit einer Umschreibung des gedachten Gesetzes zu tun.

Alles in allem darf man sich mithin das Verhältnis von Ricardo und Torrens so vorstellen: Zunächst bildete Torrens ein ausschließlich bevölkerungspolitisches Lohngesetz, das alsdann von Ricardo zu einem vollen, sowohl bevölkerungs- wie lohnpolitischen Lohngesetze ausgestaltet worden ist, bis endlich Torrens, das einstmals Geliehene gleichsam mit Zinsen zurückempfangend, zwar nicht das Ricardosche Lohngesetz an und für sich, doch dessen Grundgedanken einfach adoptiert.

Nun ist aber der letztgenannte Akt nichts Torrens Eigentümliches. Er teilt ihn mit zahlreichen Schriftstellern, die vor seiner zweiten Schrift, also vor 1834, das Wort ergriffen, und die Frage ist nun die, in welcher Weise bei ihm und den andern die Adoptierung vor sich ging, ob sie insbesondere ganz schlechtweg oder nach Maßgabe irgendwelcher Einschränkung erfolgt sei.

[1] Ebd. 31.

Bei Torrens ist von einer Einschränkung jedenfalls nichts zu sehen.

Und ebensowenig auch bei Senior, der vier Jahre vor Torrens, also 1830, den Einfluß der englischen Armengesetzgebung, insbesondere aber des in Südengland weitverbreiteten allowance-Systems, über das ich noch weiter unten zu sprechen haben werde, derart kritisiert: „The principal means, by which the fund for the maintenance of labour can be increased, is by increasing the productiveness of labour and this may be done (nicht ausschließlich, aber doch unter anderem) by putting an end to that unhappy system, which, in the southern countries, has dissociated labour from subsistence — has made wages not a matter of contract between the master and the workman, but a right in the one and a tax on the other. . . . The only effectual and permanent means of preventing the indue increase of the number to be maintained is to raise the moral and intellectual character of the labouring population; to improve, or, I feer we must say, to create habits of prudence, of self-respect and of self-restraint, to equalise as by nature they are equal, the wages of the single (dessen Lohn eben verkürzt wird) and the married and no longer to make a family the passport to allowance.“ [1]

Ebensowenig — um nur noch ein einziges weiteres Beispiel heranzuziehen — ist endlich eine Einschränkung bei Chalmers vorzufinden, der 1826 [2] das Wort ergreift und der sich über den Einfluß eines andern der Armengesetzgebung angehörigen Spezialinstituts, nämlich der gleichfalls weiter unten zu erwähnenden roundsmen (Rundgänger) bzw. über den Einfluß der Armengesetzgebung im allgemeinen auf eine sehr anschauliche Weise äußert. „It bears“, heißt es zunächst, „the expression of a kindness to the people, that, when all the regular departments of service are filled, and there is still left an overplus of hands, there should lie a legal obligation on each parish to harbour, either as roundsmen, or supernumeraries, the men who have not been so fortunate as to find the better occupation. It is not known how woful the amount of depression is, which a very few of these might bring upon the wages of agrarian labour.“ [3] Und etwas weiter: „It (die Armengesetzgebung) gives to the masters a mighty adventage over their regular

[1] Three lectures on the rate of wages, London 1830, preface IV u. V.

[2] The Christian and civic economy of large towns. Vol. 3. Glasgow 1826.

[3] Ebd. 83.

labourers, and enables them to bring the general wages of husbandry indefinitely near to the parish allowance for roundsmen and supernumeraries — thus, in fact, under the guise of kindness to the stragglers of the community operating a most injurious reduction on the state and comfort of the whole body, grinding down the lower orders to the very point of starvation, and with a malignity not the less provoking, that it works by a system, on the face of which there are constantly playing the smiles of mercy, and in the support of which the sweetest poesy has been heard to pour forth her dulcest strains into the ears of weeping sentimentalism."[1] Noch weiter heißt es aber unter scharfer Hervorhebung des uns geläufigen Ricardoschen Kontrastes: „The law of pauperism (es ist wieder die Armengesetzgebung, die mit diesem sehr bald in einem andern Sinne gebräuchlichen Ausdruck gemeint ist) has all along, with her lying promises, acted as a cheat to lure them (die Arbeiter) from the only road to their own stable independence and comfort."[2]

In einer Reihe anderer Fälle wird aber der Ricardosche Grundgedanke nicht in unbedingter Weise wiedergegeben. Er wird vielmehr in gewisse Schranken verwiesen, in Schranken, welche die ihm von seinem Urheber zugeschriebene Tragweite in wesentlichem Maße einengen und die ihm damit starken Abbruch tun.

Merkwürdigerweise geschieht dies schon bei MacCulloch[3], also bei einem Schriftsteller, der gleich Malthus mit Ricardo im regelmäßigen Briefwechsel stand, der, wie bekannt, seine Schriften herausgab und der die Ricardoschen Ideen meistens teilte, so daß die Hypothese, es handle sich um eine Ansichtendivergenz als Folge von zwei verschiedenen Standpunkten, ganz fortfällt.

An sich sind alle Bestandteile des Ricardoschen Grundgedankens bei MacCulloch wohl vorhanden. Denn neben dem bevölkerungspolitischen Einfluß der Armengesetzgebung — „the poor laws remove the natural and most powerful check to overpopulation"[4] — wird auch ihr lohnpolitischer Einfluß voll gewürdigt. Indem die poor laws zu einer übermäßigen Bevölkerungsvermehrung führen, verursachen sie eine Stärkung des Arbeitsangebots und drücken die Lohnsätze, bis diese den Minimalstand erreichen. „Whenever

---

[1] Ebd. 84f. [2] Ebd. 121.

[3] An essay on the circumstances, which determine the rate of wages and the condition of the labouring classes, Edinburgh 1826.

[4] Ebd. 215.

the market is overstocked with labour, wages decline; and though they cannot fall lower than the sum indispensable for the support of the labourer and his family, they may be reduced to that miserable pittance. This reduction in the rate of wages is a consequence that ought to be most carefully guarded against; but to this the poor laws directly lead. By their means, a greater supply of labour is brought into the market than there is a real demand for; its price is consequently diminished; and it is by no means true, that the parish provision makes up the difference."[1] Die Tatsache, daß die Armenunterstützungen den Ausfall an Löhnen nicht wettmachen, wird von Ricardo durchweg vorausgesetzt, indessen mit Stillschweigen übergangen. Hier wird sie aber ausdrücklich erwähnt.

Und auch die Abhebung von den guten Löhnen[2] des freien, die Bevölkerungsvermehrung regulierenden Arbeitsmarktes ist bei MacCulloch noch ausgesprochener als bei Ricardo. „The labourer", heißt es nämlich, „who has been reduced to a total or partial dependence on this resource (auf die Armenunterstützung) receives only what will preserve him from absolute want: His independence is at an end; he does not treat with his employer on a footing of equality, he must accept what their liberality may offer; and must bid adieu to those comforts and gratifications, which every labourer ought to enjoy, and which they always do enjoy, wherever their numbers are not in excess."[3]

Trotzdem wird aber vor einer Überschätzung des Einflusses, welchen die Armengesetze ausüben, gewarnt. Zahlreiche Umstände, wie die in der Armenverwaltung eingerissenen Mißbräuche, wie die Tyrannei der overseers oder die Härten der Settlementsgesetzgebung und der workhouses, die viele von der Zufluchtnahme zur Armenpflege abschrecken, beeinträchtigen jenen Einfluß, wie MacCulloch meint, sehr beträchtlich. Und man müsse alledem Rechnung tragen. „Care should be taken, in discussing the subject of the poor laws, not to ascribe, as very many have done, a greater effect to them, than they really have had."[4]

„As very many have done." Die Spitze kehrt sich vor allem gegen Ricardo. Man hat den Eindruck, als ob dieser, indem er

---

[1] Ebd.

[2] Auch sonst spricht MacCulloch von „really high wages", die die Arbeitgeber nach Fortfall der Armengesetze zu zahlen im stande wären.

[3] A. a. O. 215. [4] Ebd. 216.

den Einfluß der poor-laws gesetzmäßig formulierte und das betreffende Gesetz seiner gesamten Lehre vom Arbeitslohne zu Grunde legte, das durch jenen Einfluß aufgeworfene Problem allzusehr in den Vordergrund gerückt und den Bogen überspannt hätte. Da mußte nunmehr eine Reaktion platzgreifen, und sie durfte sich im Sinne derjenigen, die auf einem dem Ricardoschen verwandten Standpunkt standen, zwar nicht gegen die Behandlungsweise, aber gegen die übertriebene Wertschätzung des Problems, zwar nicht gegen die allzu starke Urgierung der möglichen, aber der tatsächlichen Wirkungen der Armenpflege richten. Gerade dies, und nur dies, ist aber in den Ausführungen MacCullochs der Fall.

Nun kann man aber weiterhin deutlich sehen, wie sich in dem uns beschäftigenden Zeitraume schon ein ganz anderer Standpunkt meldet, wie — im dritten Teile werden wir darauf noch zurückkommen — schon damals die modern-sozialpolitische Denkweise leise einsetzt, und wie insbesondere auch deren extremste Abart, nämlich die sozialistische Denkweise erwacht. Die dieser letzteren angehörenden Schriftsteller gehen aber ganz naturgemäß noch viel weiter. Sie prüfen auch die potentielle Seite der Frage, sie reagieren bewußt oder unbewußt gegen die materielle Behandlungsweise, die dem in Rede stehenden Problem zu teil wird, und sie schränken die Lehre von dem Einfluß der Armenpflege auf die Arbeit auch grundsätzlich ein.

Bei Read[1], einem Schriftsteller, der nicht so allgemein wie der nach ihm zu nennende bekannt geworden ist und der im Gegensatz zu diesem nicht als ein Sozialist, sondern als ein vom Sozialismus beeinflußter Konservativer bezeichnet werden müßte, ist der Gegensatz zu der traditionellen Auffassung sehr scharf.

Daß die augenblicklich bestehenden Armengesetze schlecht seien, wird allerdings ohne weiteres zugegeben. Indessen sei damit nicht gesagt, daß eine wohlgeordnete Armenpflege als etwas Unmögliches erscheine. Und darum sei deren ganz allgemeine Verurteilung falsch.

Schon vor dem Malthusschen Essay seien die Schattenseiten der Armengesetzgebung von vielen Schriftstellern gezeigt worden. „But it has only been since the memorable era of that publication that it has entered into the heads of thinking men and it has been set down by them as the most certain and indisputable of all political

[1] Political Economy, Edinburgh 1829.

axioms (in der diesen Worten beigegebenen Anmerkung wird direkt auf Ricardo hingewiesen), that no legal provision can be made, nor any regular, systematic and certain relief of any sort be given to the poor, without increasing their numbers in such proportion and amount as to increase and aggravate the evil of poverty and that, in short, it has been dogmatically pronounced, that the objects attempted to be attained by poor laws universally are absolutely and altogether unattainable“ [1] usw.

Diese Doktrin sei jetzt ganz allgemein angenommen — „is now generally, I might almost say, universally received“ —, so daß ein Widerspruch als etwas Gewagtes erscheinen möge. Indessen müsse eine, allerdings bessere, wohlgeordnete Armenpflege doch verlangt werden. „The right of the poor to support and the right of the rich to engross and accumulate are correlative and reciprocal privileges, the former being the condition on which the latter is enjoyed.“ [2]

Die gesperrt gedruckten Worte erinnern an die damalige sozialistische Literatur sehr entschieden. Aber der Gedanke, dem sie einverleibt werden, ist sozialpolitisch nur in seinen Motiven, nicht in seinem Ziel. Read möchte wohl der Arbeiterklasse aufhelfen, er möchte der Kapitalakkumulation seitens der Reichen ein soziales Gegengewicht entgegenstellen, aber er will, um alles dies zu erreichen, nichts anderes als die Armenpflege heranziehen — die Armenpflege, die der erwachenden sozialpolitischen Anschauungsweise den Weg versperrte und die man eben damals mit so viel Mühe überwand. So erscheint die Kritik, die er gegen die herrschende, insbesondere die Ricardosche Auffassung richtet, als die Kritik eines Sozialpolitikers, wenn man will, aber eines Sozialpolitikers, der auf einem ausgesprochen reaktionären Standpunkt steht und der denselben recht naiv vertritt.

Demgegenüber ist es aber um so interessanter, daß auch Thompson [3], also ein ausgesprochen sozialistischer Denker und, wie ich wohl hinzufügen darf, der tiefste unter den frühen englischen Sozialisten, die herrschende Lehre in einem gewissen Sinne einschränkt, obwohl er es nicht in einer Polemik, sondern ich möchte sagen unbewußt, bei der Darlegung seiner eigenen Anschauungen, tut.

---

[1] Ebd. 346. [2] Ebd. 375.

[3] An inquiry into the principles of the distribution of Wealth most conductive to human happiness, London 1824.

Insbesondere betrachtet er die Armengesetze, die er als solche unzweideutig verurteilt, als etwas lediglich Akzidentelles. Sehr bezeichnend spricht er einmal von der „treacherous bounty of poor laws, the succedaneum for the mischiefs of the expedients of insecurity". Diese insecurity ist ihm das Essentielle. Und darum beschäftigt er sich ganz eingehend nur mit dem Einflusse, den sie ausübt. Oder vielmehr: Alles das, was die herrschende Lehre den poor laws zuschreibt, sagt er ganz explicite der insecurity nach. Ja man hat den Eindruck, als ob er das uns bekannte Schema von jenen auf diese ganz einfach transponierte, denn in bevölkerungspolitischer und in lohnpolitischer Beziehung hebt er die unter der insecurity obwaltenden Übelstände einem Idealzustand nach Herbeiführung „sicherer" Verhältnisse ab:

„Were equal security established", sagt er in bevölkerungspolitischer Hinsicht, „the mere habit and love of immediate enjoyment would of itself guard against the loss of those comforts by over-breeding."[1] Und nach der lohnpolitischen Richtung hin versteigt er sich sogar zu der folgenden Perspektive: „All institutions and expedients contravening the rules of distribution here laid down being removed (eine andere Umschreibung für die Aufhebung der insecurity), the producers (die Arbeiter) being permitted to follow their real interests, and the acquisition as well as the enlargement of knowledge being facilitated to all, those deductions (die Abzüge des Kapitalisten) would soon be reduced to the lowest compatible with reproduction, and the producer would gradually recover the entire use of the products of his labour, or the nearest approach to it, which the ultimate and extended interests of all producers would permit."[2]

Nun versteht aber Thompson unter der insecurity oder dem Zustande der Unsicherheit die tatsächlich bestehende, die kapitalistische, und unter der security die ihm allerdings noch ziemlich unklar vorschwebende kooperative Gesellschaftsordnung. In letzter Linie gibt er also — wie gesagt ohne Polemik und gleichsam nur unbewußt — der Überzeugung Ausdruck, daß es für die Arbeit im Grunde nur auf den Gegensatz dieser beiden Gesellschaftsordnungen ankomme, und daß der Gegensatz der Arbeit mit Armenpflege bzw. der Arbeit ohne Armenpflege nebensächlich sei. Oder

---

[1] Ebd. 544. [2] Ebd. 173.

mit andern Worten, er schränkt die Tragweite des Ricardoschen Grundgedankens ganz radikal ein. —

Es ist — schon nach den paar angeführten Beispielen — überaus auffallend, von welch verschiedenen Seiten die Einschränkungen ausgehen und in wie mannigfaltigem Sinne sie erfolgen. Noch viel auffallender ist es aber, daß alles dies in einem Zeitraum geschieht, wo der Ricardosche Grundgedanke die allgemeine Meinung mehr und mehr für sich gewinnt und schließlich auch die Praxis unterjocht: Im Jahre 1834 ist sein praktischer Sieg ganz besiegelt. Die jetzt vorgenommene Reform der Armengesetzgebung, auf die ich noch später zurückkomme, räumt den verpönten Einfluß auf die Arbeiterverhältnisse fort.

Bei näherer Überlegung erscheint indessen das Auffallende ganz natürlich: Die nachricardoschen Theoretiker standen einem mit nicht zu überbietender Schärfe ausgesprochenen, einem „endgültigen" Gedanken gegenüber, dessen Weiterentwicklung im Sinne einer Fortbildung so gut wie ausgeschlossen erschien und der infolgedessen sich banalisierte. Insofern sie also originelle Köpfe waren und das bereits Gesagte nicht einfach wiederholen oder variieren wollten, wurden sie eher zum Widerspruch oder genauer zur Kritik, die ja bei der Kompliziertheit und Flüssigkeit der gesellschaftlichen Verhältnisse an jeder sozialen Wahrheit, auch an der allerzutreffendsten möglich ist, als zu einer unselbständigen und undankbaren Zustimmung gereizt. Und so kam es, daß die Theorien der dritten Periode nach 1817 eine allmähliche Zerbröcklung ihres Fundamentes und insofern einen entschiedenen Niedergang aufweisen. Nichts ist eben der Entfaltung der Theorie hinderlicher als das bereits Banalisierte, fernerhin Triviale.

In praktischer Beziehung verhält es sich aber durchaus anders. Ein Gedanke wirkt hier, wenn er allgemein geläufig, wenn er selbstverständlich geworden ist, in der Regel nur um so sicherer, ja vielleicht wirkt er mitunter erst dann. Die Wirkung, die von der Banalisierung ausgeht, ist hier nicht hemmend, sondern meistenteils eher fördernd. Und insofern ist es leicht begreiflich, daß die Reform, die dem Ricardoschen Gedankengang Genugtuung verschaffte, nicht gleich nach 1817, sondern erst im Jahre 1834 erfolgt ist. Der zeitliche Zwischenraum, der für die Theorie so unergiebig gewesen ist, war eben für die Praxis höchst bedeutungsvoll.

Mit dem Jahre 1834 ist aber die Entwicklung sowohl in theoretischer als auch in praktischer Beziehung abgeschlossen. Der

Ricardosche Gedanke kommt jetzt zur Ruhe, denn er hat seine Rolle gänzlich ausgespielt.

Nur lebt er dank der Theorie noch einmal in einem Epilog auf. Und es ist kein Geringerer als J. St. Mill, bezeichnenderweise der gelehrige Jünger Ricardos und der würdigste Erbe des Klassizismus, welcher ihn erweckt.

In seinen 1848 erschienenen Principles[1] kommt nämlich Mill auf die Armengesetzgebung, speziell aber auf das allowance-System zu sprechen, und er sagt dabei u. a.: „During the last century, under a rather rigid administration of the poor laws, population increased slowly, and agrarian wages were considerably above the starvation point. Under the allowance system the people increased so fast and wages sank so low, that with wages and allowance together, families were worse off than they had been with wages alone. When the labourer depends solely on wages, there is a virtual minimum. If wages fall below the lowest rate which will enable the population to be kept up, depopulation at least restores them to the lowest rate. But if the deficiency is to be made up by a forced contribution from all who have anything to give, wages may fall below starvation point, they may fall almost to zero. The deplorable system, worse than any other form of poor law abuse yet invented, inasmuch as it pauperises not merely the unemployed part of the population but the whole, has been abolished, and of this one abuse at least it may be said, that nobody professes to wish for its revival.“[2]

Der Ricardosche Grundgedanke wird hier vollständig und in der Hauptsache unverändert, aber nicht als etwas Aktuelles, sondern als etwas Geschichtliches, als etwas im Vergangenen Wurzelndes gebracht. Und im Hinblick auf das Vergangene wird er ohne jeden Anstand gebilligt: Er hat den Beifall des Historikers. —

---

[1] Hier wird nach der Londoner Ausgabe von 1865 zitiert.

[2] Ebd. 450.

Dritter Teil.

Die moderne Anschauung: Arbeit und Armut im Sinne der Einkommenschwäche.

Erstes Kapitel.

Übergang von den englischen Theorien der dritten Periode zu der modernen Anschauung: Reaktion gegen das allowance-System und der Pauperismusbegriff.

Die englischen Theorien der dritten Periode haben durchweg das Gemeinsame, daß sie den Einfluß der Armenpflege auf die Arbeit zu bestimmen suchen. Hinsichtlich ihres Gegenstandes stimmen sie also ganz ausnahmslos miteinander überein, und sehr, wenngleich nicht ganz so weit geht auch ihre Übereinstimmung hinsichtlich der Art und Weise, in der sie diesen Gegenstand behandeln.

In einzelnen Fällen — so von Bartons — wird der besagte Einfluß gutgeheißen, weit überwiegend wird er aber entschieden verurteilt. Dort handelt es sich um sporadische Ausnahmen, hier handelt es sich aber um die Regel. Offenbar fühlte man in jener Zeit das Bedürfnis, den Einfluß der Armenpflege auf die Arbeit zu beseitigen. Darum beschäftigte man sich mit ihm, darum kritisierte man ihn mit einem großen Aufwande von Scharfsinn. Und wenn auch einzelne abweichende Meinungen emportauchen, so machte sich doch die negative, absprechende Grundtendenz nur um so schärfer, nachdrücklicher geltend.

Auch ist sie, wie aus der eben gegebenen Darstellung erschlossen werden kann, keineswegs etwas Zufälliges und Zweckloses. Gewisse Auswüchse, die in der Armengesetzgebung des ausgehenden 18. Jahrhunderts zum Vorschein kommen, allen voran das sog. allowance-System, bilden nämlich ihre sehr bestimmte Veranlassung — das Reformwerk des Armengesetzes von 1834 erscheint

als ihr Ziel: Seitdem verliert sie jedwede Aktualität und gehört, wie insbesondere Mills Ausführungen deutlich dartun, der Geschichte an.

In Anbetracht der großen Wichtigkeit dieses Punktes möchte ich mich indessen auf einzelne Andeutungen nicht verlassen. Ich möchte vielmehr die einschlägigen geschichtlichen Vorgänge etwas eindringlicher vorführen, indem ich sie zu einem einheitlichen, wenn auch knappen Gesamtbild verdichte:

Die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts brachte auf dem Gebiete der englischen Armengesetzgebung einen entschiedenen Umschwung. Hatten bis dahin strenge Grundsätze vorgewaltet, so begann jetzt infolge der weicheren Gefühlsweise, die sich unvermerkt unter den Zeitgenossen einstellte und infolge der zunehmenden Einsicht, daß nicht jede Armut als selbstverschuldet zu gelten habe, daß es auch unverschuldete Armut geben könne, eine mildere, humanitäre Strömung durchzudringen[1].

Schon in den Akten von 1761 und 1767 (Georg III.) tritt der Bruch mit der härteren Tradition zu Tage[2]. Indessen sind es doch erst die achtziger und die neunziger Jahre, welche die neue Richtung zum Siege führen, und eben hier kommt nun auch eine Reihe von sehr eigentümlichen, an sich allerdings zerstreut auftauchenden, aber untereinander eng verwandten Maßregeln zu stande.

Zunächst, im Jahre 1782, wird die sog. Guilberts Act erlassen. Diese ordnet an, daß „für die arbeitsfähigen Armen von den Guardians nicht nur eine geeignete Beschäftigung ausfindig gemacht, sondern auch der gewonnene Arbeitslohn eingezogen und zum Unterhalt mit verwendet werden solle, ein ungenügendes Erträgnis der Arbeit aber aus der Armenkasse zu ergänzen sei“[3].

Dann, zum ersten Male im Jahre 1795, wird in einer ganzen Reihe von Pfarreien das an sich sehr alte Institut der roundsmen (Rundgänger) in einer durchaus neuen Weise umgebildet: Arbeitslose Arbeiter wurden durch den overseer von Haus zu Haus geschickt, um abwechselnd von den einzelnen householders beschäftigt zu werden. Letztere hatten für die geleistete Arbeit den Lebensunterhalt und einen Teil des Barlohnes (beispielsweise 6 d pro Tag)

---

[1] Cunningham, The growth of english industry and commerce, Cambridge 1903, 577.

[2] Sir George Nicholls, A History of the English Poor Law II, London 1898, 64.

[3] Aschrott in Conrads Handwörterbuch. Art. „Armenwesen“ 1137.

zu liefern, während — dieses war eben das Neue — den Rest des Barlohnes (beispielsweise 4 d pro Tag) die Pfarrei, d. h. die Pfarrei-Armenkasse, zuschoß[1].

Endlich, und zwar gleichfalls im Jahre 1795, wird in Berkshire die sog. Bread-scale eingeführt. Letztere „bewilligte den Lohnarbeitern nach Verhältnis der Höhe der Lebensmittelpreise einen Zuschuß aus der Armenkasse für jeden Kopf der Familie"[2] und inaugurierte damit ein Prinzip, das sich sehr schnell über die mittleren und südlichen Grafschaften Englands ausdehnte und das zu einem ganz allgemeinen System von Lohnzuschüssen, dem sog. allowance-System[3], auswuchs: „Es wurde nach der Höhe der Lebensmittelpreise und der Stärke der Familie eine Lohnskala fixiert und bestimmt, daß dem Arbeiter, soweit er diese so ermittelte Summe nicht durch eigene Arbeit oder die Tätigkeit seiner Familienmitglieder erwerbe, das Fehlende als Zuschuß (allowance) aus der Armenkasse gezahlt werden sollte."[4]

Man sieht schon, worin das Gemeinsame aller dieser Maßregeln, unter denen das letzt behandelte allowance-System an praktischer Bedeutung entschieden die andern übertrifft und meistens auch, um die ganze Gruppe zu charakterisieren, ganz ausschließlich betont wird — worin das Gemeinsame im Grunde besteht: Durchweg handelt es sich, um die von dem Geschichtschreiber der englischen Armengesetzgebung, Nicholls, in Anwendung gebrachten Ausdrücke zu zitieren, um „application of poor rates in aid of wages[5] — habit of paying a great portion of the wages out of the poor rates[6] — wages paid in the shape of poor rates[7] — wages made up (verbessert) by an allowance from the poor rate[8]". Durchweg handelt es sich um ein Decken der Arbeiterdefizite aus den Armenunterstützungen, durchweg sollte dank dem helfenden Eingreifen der staatlichen Armenkasse dem Arbeiter ein bestimmtes, wo möglich von der Familienzahl und den Kornpreisen abhängiges Jahreseinkommen ausgesetzt sein[9], oder mit andern Worten, es sollte ein unzureichendes Arbeitereinkommen überhaupt nicht geben.

---

[1] Nicholls a. a. O. 117.

[2] Gneist, Selfgovernment, Kommunalverfassung und Verwaltungsgericht in England, Berlin 1871, 700.

[3] Ebd. Nicholls a. a. O. 164.

[4] Aschrott a. a. O. 1137. [5] Nicholls a. a. O. 133/134.

[6] Ebd. 164. [7] Ebd. [8] Ebd. 165.

[9] Gneist a. a. 700.

Nun kommt aber in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts eine gesetzgeberische Gegenbewegung zum Vorschein.

Ihren Daseinsgrund bilden die zahlreichen Übelstände, welche die eben erörterten Maßregeln natürlicherweise zeitigen mußten und die sie wirklich auch gezeitigt haben. Zunächst wurde das Gerechtigkeitsgefühl arg verletzt: Die Gesamtheit der Steuerzahler mußte für das von den Arbeitgebern zu wenig Gezahlte einstehen, sie mußte die Gewinste der besitzenden Klassen mehren helfen[1]. Weiter stellte sich aber ein allgemeiner Lohndruck ein: Auch der tüchtige, fleißige Arbeiter sank auf das Niveau der faulen, die Armenpflege in Anspruch nehmenden Genossen hinab[2]. Und eine derartige Nivellierung wirkte in moralischer Hinsicht ausgesprochen korrumpierend. Strebsamkeit erschien unnötig und aussichtslos. Die Arbeiter verließen sich, unter Fortfall jeder Vorsorge für die Zukunft, auf die ihnen stets offene Armenkasse[3] und gerieten dieser gegenüber in ein Abhängigkeitsverhältnis, in dem sie sonst eine Erniedrigung hätten sehen müssen[4]. Sie betrachteten sich eben folgerichtig als „Pensionäre der Armenkasse, auf die sie rechtlichen Anspruch zu haben glaubten, unabhängig von dem Maße und dem Werte ihrer Arbeit“[5].

Aus alledem schöpfte die gesetzgeberische Gegenbewegung Kraft und Nahrung. Parlamentarische Kommissionen, die, wie diejenige von 1817, die bestehenden Mißstände aufzudecken trachteten, bereiteten sie langsam vor, einzelne Akten, die, wie diejenigen von 1818 und 1819, auf frühere, aber bereits vergessene Grundsätze zurückgriffen, bahnten sie werktätig an[6]. Indessen bestanden 1825 die früheren Verhältnisse, die übeln Gewohnheiten, die die achtziger und neunziger Jahre des 18. Jahrhunderts gezeitigt hatten, in der Hauptsache noch fort[7], und erst das epochemachende Armengesetz von 1834 schaffte sie gründlich und definitiv ab. Es tat dies, indem es Lohnergänzungen aus der Armenkasse grundsätzlich ausschloß, indem es also das Unterfangen, unzureichende Arbeitereinkommen durch Eingriffe der Armenpflege aus der Welt zu schaffen, ein für allemal aufgab und so das Vorkommen solcher unzureichender Arbeitereinkommen als eine Tatsache behandelte, welche durch Armenpflege unabwendbar sei. —

---

[1] Gneist. a. a. O. 700. [2] Ebd.
[3] Nicholls a. a. 90. [4] Ebd. 173. [5] Gneist a. a. O. 700.
[6] Aschrott a. a. O. 1138.
[7] Nicholls a. a. O. 165.

Schon diese geschichtlichen Vorgänge genügen vollauf, um die negative Grundtendenz, welche in den englischen Theorien der dritten Periode so entschieden vorwaltet, in ihrem tiefsten Wesen zu begreifen. Denn nunmehr ist es klar: Indem die betreffenden Theoretiker an die in die allowance-Gesetzgebung mündende primäre Bewegung in kritischer Weise anknüpften und so die durch das Gesetz von 1834 abgeschlossene Gegenbewegung vorbereiteten, taten sie schließlich nichts anderes, als daß sie den Übergang zwischen zwei verschiedenen Ideen vollzogen. Von einer Idee, die unzureichende Arbeitereinkommen mittels der Armenpflege schlechthin aufhebt, leiteten sie zu einer andern hinüber, welche jene, ohne Zuflucht zur Armenpflege, als Tatsache hinnimmt.

Nun ist es aber gerade die letztgenannte Idee, durch die die moderne oder genauer die modern-sozialpolitische Anschauung bestimmt wird. Denn die moderne Sozialpolitik betrachtet, im Unterschiede vom Mittelalter, den Arbeiter nicht wegen seiner Vermögenslosigkeit, sondern wegen seines dürftigen, seines unzureichenden Einkommens als arm. Und im Unterschiede von der den englischen Theorien zu Grunde liegenden Praxis will sie dieses Einkommen nicht mehr mit armenpolitischen Mitteln heben. Sie ist, indem sie über die anticharitativen Theorien der dritten Periode noch hinausgeht und die Armenpflege ganz einfach ignoriert, im vollen Sinne acharitativ.

Schließlich handelt es sich also um den Übergang zu einem neuen, dritten Entwicklungsstadium — demjenigen der modern-sozialpolitischen Anschauung —, das sich von den beiden ihm vorangehenden, demjenigen der englischen Theorien und demjenigen der mittelalterlichen Anschauung, scharf abhebt.

Hat man aber letzteres eingesehen, so möchte man in das Verhältnis der drei Entwicklungsstadien noch etwas tiefer hineinleuchten, und an diese Aufgabe trete ich in den weiteren Kapiteln heran.

Im letzten, vierten Kapitel des vorliegenden Teiles versuche ich nachzuweisen, daß das zweite und das dritte Entwicklungsstadium innerliche Beziehungen nicht aufweisen, daß der Gedankenkreis der englischen Theorien und die modern-sozialpolitische Anschauung durchaus disparat sind. Und zwar wähle ich, um dies zu zeigen, ein besonders krasses Beispiel. Ich tue dar, wie man eine viel bemerkte und viel diskutierte Lehre, die ganz und gar dem Gedankenkreise der englischen Theorien, insbesondere der englischen

Theorien der dritten Periode angehört und nur aus jenem heraus begriffen werden kann (nämlich das Ricardosche Lohngesetz) in der von der modern-sozialpolitischen Anschauung beherrschten Folgezeit immer falscher interpretierte, wie man sie eben durchaus mißverstand.

Vorher versuche ich aber nachzuweisen, daß die Beziehungen zwischen dem ersten und dem dritten Entwicklungsstadium äußerst eng sind.

Zunächst, im zweiten Kapitel, lege ich allerdings dar, wie man von Hause aus dazu hinneigt, die mittelalterliche und die moderne Anschauung in einen Gegensatz zueinander zu bringen, die spätere gegen die frühere auszuspielen, da man zu dem verwandten Inhalte der beiden ihnen eigentümlichen Begriffe — der Arbeiterarmut im Sinne der Vermögenslosigkeit bzw. der Einkommenschwäche — nicht hindurchdringt: Von einem rein formalistischen Standpunkt ausgehend, hält man sich an das Wort „Armut", das in der Tat nur in dem einen oder im andern Sinne angewendet werden kann, und leistet auf das Übersteigen der Grenzmauer, die man damit errichtet, Verzicht.

Im dritten Kapitel werde ich indessen den Nachweis liefern, daß diese in der Tat unübersteigbare Grenzmauer gewaltsam niedergerissen worden ist, daß man das Wort „Armut" bzw. „arm" in letzter Instanz ganz einfach unterdrückte und so für die Verknüpfung der beiderseitigen Begriffsinhalte völlig freie Bahn schuf. Ich werde zeigen, daß derart eine innige Verschmelzung der mittelalterlichen und der modernen Anschauung, eine volle und ausgesprochene Synthese entstand.

Alles dies, den negativen Hintergrund und die positive Lösung des synthetischen Problems, werde ich aber aus dem Grunde besonders deutlich herausarbeiten, weil ich jenes Problem als das entscheidende ansehe: Entscheidend für die gesamten Schicksale der modernen Anschauung, die, weil viel komplizierteren Verhältnissen entsprossen und in einer viel weniger einheitlichen Gedankenwelt herangewachsen, kein so scharfes Gepräge wie die mittelalterliche aufweist und erst, indem sie sich an diese anlehnt, eine ihr adäquate Präzision erlangt.

Der Eindruck, den die Ausführungen des dritten Kapitels zu erwecken berufen sind, ist eben der einer äußerst willkommenen Präzisierung von etwas an sich Schwankendem und Vagen. Und ich möchte, bevor ich diese einleitenden Betrachtungen abschließe, den Leser noch besonders auf das Kommende vorbereiten. Ich

möchte ihm die eben gerügten Mängel, die die moderne Anschauung für sich betrachtet nicht überwinden kann, mit ein paar Strichen zum Bewußtsein bringen. —

Mill sagt in seinen Principles[1]: „The great majority of the labouring classes have until now been incapable of taking any rational view of their own aggregate condition either from the uncultivated state of their intelligence or from poverty, which leaving them neither the fear of worse nor the smallest hope of better, makes them careless of the consequences of their actions and without thought for the future. For the purpose therefore of altering the habits of labouring people, there is need to a twofold action, directed simultaneously upon their intelligence and their poverty. An effective national education of the children of the labouring class is the first thing needful: and, coincidentally with this, a system of measures which shall (as the Revolution did in France) extinguish extreme poverty for one whole generation... Education is not compatible with extreme poverty. It is impossible to teach an indigent population. And it is difficult to make those feel the value of comfort who have never enjoyed it, or those appreciate the wretchedness of a precarious subsistence, who have been made reckless by always living from hand to mouth."

Diese Ausführungen, die offensichtlich von Arbeiterarmut nicht im Sinne der Vermögenslosigkeit, sondern des dürftigen Einkommens, also im modernen Sinne sprechen, stehen in dem chapter of wages an einer äußerst bedeutsamen Stelle. Sie erscheinen als die Basis, die das fast unmittelbar nachfolgende Programm tragen soll. Und zwar handelt es sich dabei um ein Programm, das sich in der Zeit sehr stark ändert — ein Vergleich der frühen bzw. der späteren Principles-Ausgaben ist in dieser Beziehung sehr lehrreich —, das aber anfangs wie in der Folgezeit ganz ausgesprochen sozialpolitischen Charakter hat und irgendwelche charitativen Maßregeln streng ausschließt: „Towards effecting this object", sagt Mill, an die oben zitierten Motive anknüpfend und zu den zwei wichtigsten Programmpunkten[2] hinüberleitend: „there are two resources available, without wrong to any one, without any of the liabilities of mischief attendant on voluntary and legal charity, and not only without

[1] London 1865, 465/466.

[2] In den frühen Ausgaben sind es die Kolonisation und die Gemeindelandverteilung.

weakening but on the contrary strengthening every incentive to industry and every motive to forethought".

Der Gesamteindruck ist also derart, daß man unbedingt sagen muß: Es handelt sich um eine Formulierung der modern-sozialpolitischen Anschauung mit allen ihren wesentlichen Zügen. Und insofern findet man bei Mill gerade das, was man bei ihm ohne weiteres erwarten durfte. Kaum ein Schriftsteller war nämlich für das richtige Erfassen der genannten Anschauung in dem Maße prädisponiert wie gerade er. Stand er doch sozusagen an deren Wiege. War er doch derjenige, der, wie wir oben gesehen haben, der charitativen Epoche einen historisch angehauchten Nekrolog schrieb und der eben damit deutlich dartat, daß er nicht bloß das Alte für abgetan und abgeschlossen erachtete, sondern das Neue, gerade als das Neue, kannte und begriff.

Trotz alledem kann aber selbst hier, selbst bei Mill, wohl kaum entgehen, daß der Abstand von der Art und Weise, wie einst die Scholastiker die mittelalterliche Anschauung formuliert haben, ungeheuer groß ist. Gegenüber dem Satze „mercenarii pauperes sunt" erscheinen die eben herangezogenen Ausführungen vag. Und der Unterschied liegt nicht etwa, wie man vielleicht zuförderst denken könnte, darin, daß dort alle Arbeiter arm genannt werden, hier aber nicht alle. Denn eine Verallgemeinerungstendenz ist bei Mill deutlich sichtbar. Zum wenigsten werden die Arbeiter, die er im Auge hat, die englischen Arbeiter seiner Epoche ganz ohne Einschränkungen als arm hingestellt. Vielmehr liegt der Unterschied darin, daß der scholastische Satz eine axiomatisch anmutende Tautologie in sich schließt. Nicht bloß — scheint er zu sagen — ist jeder Arbeiter arm, d. h. ohne Vermögen und ohne Erwerb, sondern jeder Arme, d. h. jeder Vermögens- und Erwerbslose, ist auch auf Arbeit angewiesen, ist eben Arbeiter oder sollte doch Arbeiter sein. Beide Begriffe — der Arbeiter- und der Armenbegriff — decken sich hier vollständig, und in dem sehr anschaulichen Zusatze: „(mercenarii pauperes sunt) de laboribus suis victum quaerentes quotidianum" kommt ihre Einheit durchschlagend zum Ausdruck. Bei Mill ist hingegen etwas Tautologieartiges nicht zu sehen. Wenn auch angedeutet wird, daß schlechtweg jeder Arbeiter arm sei, so wird doch nicht angedeutet und auch unmöglich daran gedacht, daß jeder Arme, d. h. jeder über ein unzureichendes Einkommen Verfügende (also auch der, welcher letzteres aus Vermögen oder Erwerb schöpfe) ein Arbeiter sei oder auch nur ein solcher sein sollte. Der Armuts-

begriff schließt in diesem Falle den engeren Arbeiterbegriff in sich ein, wird aber in keiner Weise durch denselben ausgefüllt — er ist viel weiter, ist viel allgemeiner.

Auch ist er, nicht bloß bei Mill, sondern ebenso im allgemeinen, der primäre Begriff. Will man sich davon überzeugen, so braucht man sich nur auf das terminologische Gebiet zu begeben.

Hier scheint man von der Voraussetzung auszugehen, daß, wenn der allgemeine Armutsbegriff einmal da sei, der Arbeiterbegriff ganz von selbst mit ihm in die naturgemäße Verbindung treten werde, und darum verzichtet man auf einen festen Terminus zur Bezeichnung der Arbeiterarmut bzw. der armen Arbeiter ganz, man schafft ein modernes Analogon zu den poor labourers, poor und labouring poor in keiner Weise — sondern bildet ganz ausschließlich nur einen Terminus zur Bezeichnung des allgemeinen Armutsbegriffs aus. Diesen formt man aber mit einer besondern Sorgfalt. Man knüpft an gewisse Ausdrücke an, die noch aus dem charitativen Entwicklungsstadium herstammen, die sich also einer traditionellen Beliebtheit erfreuen, und bildet sie in dem Maße als die moderne Anschauung emporzukommen beginnt, in deren Geiste langsam fort. So gelangt man zu dem sehr wirkungsvollen Begriff Pauperismus.

Der englische Sprachgebrauch hat nämlich das lateinische Adjektiv pauper zunächst zu einem Substantiv Pauper fortentwickelt, das mit der adjektivischen Ausgangsform nicht verwechselt werden darf, und das nach Überwindung seiner uns nicht näher interessierenden juristischen Urbedeutung, fürs erste einen engeren und fürs zweite dann auch einen weiteren Sinn annahm. Das New (Oxford-)Dictionary umschreibt den engeren Pauperbegriff als „a person in receipt of poor law relief“. Den weiteren umschreibt es aber als „a person destitute of property or means of livelihood, one who has no means or who is dependent on the charity of others, a beggar“. Der ursprüngliche Zusammenhang mit der staatlichen Armenpflege, mit der Charität, ist also deutlich sichtbar. Anderseits ist aber auch eine ausgesprochene Tendenz zum Überschreiten des mit der Zeit mehr und mehr beengenden Rahmens wohl bemerkbar.

Aus diesem Substantiv bildete man aber weiter das Wort „pauperism“, das jedenfalls im Jahre 1815 schon besteht und das abermals nach Maßgabe des Dictionary vier verschiedene Bedeutungen aufweist: „The condition of paupers — the existence of a pauper class — poverty, with dependence on public relief, as an

established condition or fact among a people — hence concr. the pauper class, paupers collectively.“ Auch hier ist also das Hineinspielen des charitativen Moments nicht zu verkennen. Darüber hinausgehend ist aber der Pauperismus die als kollektive Gesamterscheinung aufgefaßte Armut. Und zwar die Armut nicht im Sinne eines der Festigkeit entbehrenden, sondern im Sinne des mangelnden oder unzureichenden Unterhaltes, oder mit andern Worten im Sinne der Einkommenschwäche — die Armut, wie sie die moderne Anschauung versteht.

Mit diesem Pauperismusbegriff haben sich die englischen Schriftsteller viel beschäftigt. Aber schon derjenige, von dem das früheste unter den im Dictionary angeführten Zitaten herrührt, schon der 1815 schreibende Will. Clarkson schlägt gleich den Ton an, welchen seine Nachfolger durchweg festhalten, obwohl sie ihn nachträglich mannigfach variieren. Er sagt nämlich in direkter Beziehung auf den Pauperismus dieses: „Every attempt that is made, may do something towards stopping the gangrene before the whole body is destroyed.“ Hier und sonst wird eben der Pauperismus als eine Heilung oder wenigstens Lokalisierung heischende gesellschaftliche Krankheit behandelt, und darum wirkt seine Betonung entschieden stimulierend. Sie ladet zu einem energischen Invorschlagbringen irgend welcher positiver Reformpläne und Programme auf.

Insbesondere beruht aber die Bedeutung des Pauperismusbegriffs darauf, daß dieser in Beziehung zu den Arbeiterverhältnissen, zu dem Arbeiterbegriffe gebracht wird. Nicht notwendig allerdings und auch nur selten in der Weise, daß man an eine schon perfekte und durchgehende Pauperisierung der Arbeiter dächte. Aber um so häufiger in der Weise, daß man, wo Arbeiter in Frage kommen, von einer ganz besondern Verbreitung, von einer ganz besondern Gefahr des ihnen durchweg drohenden Pauperismus spricht. Und daran schließt man dann die speziell die Arbeiterklasse betreffenden Programmpunkte an. Von charitativen Vorschlägen wird indessen ganz naturgemäß abgesehen — man will ja der kollektiven Armut einschließlich des massenhaften Unterstütztwerdens entgegenwirken — und so wendet man sich sozialpolitischen Gesichtspunkten zu.

Indem man aber alles dies tut, bringt man den Arbeiterbegriff mit dem als Pauperismus verkleideten allgemeinen Armutsbegriffe in Beziehung — man wird der Arbeiterarmut im Sinne der modernen Anschauung gerecht. Nur liegt in der bloß indirekten, in der umwegartigen Berücksichtigungsmethode etwas, was die Präzisierung

des Objekts nicht fördert. Dieses muß, wie ich oben sagte, etwas Schwankendes und Vages an sich haben. Es kommt darüber unmöglich hinaus. —

Mit alledem will ich indessen die Bedeutung, die dem Begriffe des Pauperismus bzw. der Arbeiterpauperisierung zukommt, nicht im geringsten herabdrücken. Trotz des Vagen und Schwankenden, das ihm anhaftet, ist dieser Begriff in entwicklungsgeschichtlicher Beziehung epochemachend. Denn man vergegenwärtige sich, was er schließlich tut: In prononzierter Weise an charitative Verhältnisse anknüpfend und charitative Momente mit aufnehmend, sieht er zu allerletzt von der Armenpflege als einem in Anwendung zu bringenden Heilmittel doch ab. Er urgiert nur deren tatsächliche Grundlage, die im modernen Sinne verstandene Armut und unterstreicht letztere, in sehr wirksamer Weise von Verarmung und von Verarmungsgefahr, speziell Arbeiterverarmungsgefahr sprechend, mit einem solchen Nachdrucke, daß er den Ruf nach sehr energischen, aber nunmehr nicht armenpolitischen, sondern sozialpolitischen Heilmitteln schon in sich einschließt. Kann man sich da eine folgerichtigere und zu gleicher Zeit entschiedenere Hinüberleitung von dem zweiten zum dritten Entwicklungsstadium, von der nicht einfach beiseite gelassenen, sondern ich möchte sagen bewußt überwundenen Charität zur sozialpolitischen Idee auch nur vorstellen? Die negative Grundtendenz, die der Reaktionsbewegung gegen die allowance-Gesetzgebung eigen war, ist hier unzweideutig mit enthalten, und ihr positives Korrelat, der Hinweis auf die modern-sozialpolitische Anschauung, tritt erst hier klar zu Tage. Soll also der Übergang zu dieser Anschauung in kurzer und doch prägnanter Weise charakterisiert werden, so darf ganz schlechtweg gesagt werden: Es ist der Gedankengehalt des Pauperismusbegriffes, welcher ihn vollzieht. —

Zweites Kapitel.

Gegensatz der modernen zur mittelalterlichen Anschauung: Opposition gegen die Ausdrücke poor und labouring poor.

Hätte die moderne Anschauung gleich der mittelalterlichen eine ihr völlig adäquate Terminologie hervorzubringen versucht, dann wäre der Gegensatz dieser und jener ein ohne weiteres sichtbarer geworden: Die modernen Termini hätten die mittelalterlichen bekämpft und verdrängt. So, wie die Sache lag, blieb der Gegensatz

verschleiert: Die moderne Anschauung, die, wie wir eben gesehen haben, einen vollwertigen terminologischen Niederschlag zu erzeugen nun einmal außer stande war, konnte die Ausdrücke poor labourer, poor bzw. labouring poor nicht ersetzen. Sie konnte sie nur, sei es nun in ihrem Mutterlande, sei es auch auf dem Kontinente, wohin sie von England aus herübergekommen sind, durch Erschütterung der ihnen zu Grunde liegenden Prämissen negieren.

Vielleicht am schlagendsten kommt diese Negation in einer Ausführung von Arthur Young und in deren Verhältnis zu einer polemischen — übrigens schon oben herangezogenen — Gegenäußerung von Eden zum Vorschein.

In seiner 1770 erschienenen Schrift: „A six months tour through the North of England"[1] sagt Young: „The labouring poor is a term that none but the most superficial of reasons can use; it is a term that means nothing. When it is asserted so and so of the labouring poor, which are to be understood, those that are fed at 2 d, 3 d or 4 d per average pound? It is impossible that the same facts and reasoning should be applicable at all; and yet these distinctions have never been made by any of those numerous writers that have published so much on the subject. The labouring poor fed at 2 d 1/2 per average pound earn more than those who eat at 4 d. Suppose wheat at 50 s a quarter, it is immediately clamoured that the poor are starved. But, in the name of wonder, are the former starved? Whatever oppression the latter may feel, it is impossible, that other can be in the same predicament, and as the higher prices (4 d and 3 d 1/2 for instance) are found in trucks of country not a tenth so extensive as the lower ones, may we not conclude, that whenever very high prices oppress, it is the few not the many. And consequently, that the application of a remedy, supposing any part of the evil real, ought never to be general, but particular?"

Young ist also ein Gegner des Terminus labouring poor, er möchte diesen ganz beiseite schaffen. Insbesondere nimmt er aber an der bisherigen Sprachübung darum Anstoß, weil es ihm unrichtig scheint, als arm alle Arbeiter zu bezeichnen. Höchstens für die in einer besonders schlimmen Lage befindlichen, wie er meint für die Minderzahl, möchte er eine solche Bezeichnung gelten lassen — etwa für die, die in Gegenden mit besonders hohen Lebensmittel-

---

[1] IV 461.

preisen ihr Dasein zu fristen haben und darum mit ihrem Lohn, mit ihrem Arbeitsertrage nicht auskommen können. Mit einem Wort, Young erblickt in dem Terminus labouring poor einen Hinweis auf ein unzureichendes Arbeitereinkommen: Darum findet er ihn für die Gesamtheit der Arbeiter, deren Einkommensverhältnisse seiner Meinung nach sehr differieren, vollkommen unzutreffend. Darum bricht er über ihn den Stab.

Nun aber die Antwort Edens. Diese erfolgt erst 27 Jahre später in dem 1797 erschienenen und bereits mehrfach erwähnten Werke: „The state of the poor or an history of the labouring classes in England" und lautet wie folgt: „I shall often have occasion to distinguish this class (nämlich die „labouring part", von der Eden vorher gesprochen hat) under the appellation of the labouring poor, by which I mean those, whose daily labour is necessary for their daily support. I am aware that a very able political writer has said, that it is an ‚unmeaning term and what none but the most superficial reasoners can use' (A. Young, Northern tour letter 39). The same author has however very judiciously used the words himself (Travels in France I 410 442 etc.) and I think his meaning is perfectly intelligible, when he speaks of our labouring poor as more at their ease than those of France etc." [1] —

Die Definition, die dieser Ausführung zu Grunde liegt, ist die uns schon bekannte: Eden denkt nicht an ein unzureichendes Einkommen aus Arbeit, sondern an Unterhaltslosigkeit ohne Arbeit. Auch da, wo Arbeiter mit quantitativ sehr verschiedenen Einkommensverhältnissen, wie etwa einerseits die englischen, anderseits die französischen in Betracht kommen, hält er dementsprechend die Anwendung des Terminus labouring poor für voll berechtigt — müßten doch selbst die bestsituierten, falls ihr Arbeitseinkommen fortfallen würde, nicht minder unterhaltslos als die schlechter situierten werden. Eden interpretiert eben den Terminus im Sinne des mittelalterlichen Armutsbegriffs, aus dem heraus er entstanden ist, Young im Sinne des modernen Armutsbegriffs, mit dem er nicht das mindeste gemein hat. Darum kann ihn Eden verteidigen, während ihn Young angreifen muß. In den Worten dieses letzteren kommt, wie ich bereits andeutete, die moderne Anschauung als etwas die mittelalterliche Terminologie Negierendes mit allergrößter Bestimmtheit zur Geltung.

---

[1] A. a. O. 2 Anm. 2.

Auch bemerke man, wie diese moderne Anschauung, trotzdem sie von Young nicht ganz bewußt und nicht ganz ausschließlich betont wird — mit Recht kann ihm Eden vorhalten, daß er selber den Terminus labouring poor anwende und diesen dann in der ursprünglichen, mittelalterlichen Bedeutung gebrauche —, schon bei Young eine ganz deutlich sozialpolitische Färbung offenbart. „Suppose wheat at 50 s a quarter", heißt es in dem obigen Zitat, „it is immediately clamoured, that the poor are starved." „And consequently", heißt es ein wenig später, „(may we not conclude) that the application of a remedy, supposing any part of the evil real, ought never to be general but particular?" — Es sind bereits gewisse sozialpolitische Klagen und Forderungen, die hier im Anschluß an den modernen Armutsbegriff gestreift werden. Nennt man alle Arbeiter (im modernen Sinne) arm, dann müssen solche Klagen und Forderungen ungebührlich verallgemeinert werden: Diesen Gedanken will Young wenn auch nicht gerade in erster Linie, so doch in zweiter mit zur Geltung bringen.

Nun meldet sich aber nach 25 Jahren eine Stimme, die es deutlich erkennen läßt, daß aus der Nebensache die Hauptsache werde.

In einer 1795 erschienenen Schrift: „Thoughts and details on scarcity (originally presented to the Right Hon. William Pitt)" sagt Edmund Burke[1]: „Nothing can be so base and so wicked as the political canting language ‚the labouring poor'. Let compassion be shown in action — the more, the better — according to every man's ability; but let there be no lamentation on their condition. It is no relief to their miserable circumstances; it is only an insult to their miserable understandings. It arises from a total want of charity or a total want of thought."[2] Und noch schärfer sagt Burke in den „Letters on a regicide peace"[3]: „The vigorous and laborious class of life has lately got, from the bon-ton of the humanity of this day, the name of the labouring poor. We have heard many plans for the relief of the labouring poor. This puling jargon is not as innocent as it is foolish. In meddling with great affairs, weakness is never innoxious. Hitherto the name of the poor (in the sense in which it is used to excite compassion) has not been used for those who can, but for those who cannot labour

---

[1] Works V, London 1899, 133 f. [2] Ebd. 135.

[3] Letter 3 in den eben zitierten Works V 466.

— for the sick and infirm, for orphan infancy, for languishing and decrepit age; but when we affect to pity, as poor, those who must labour or the world cannot exist, we are trifling with the condition of mankind. It is the common doom of man, that he must eat his bread by the sweat of his brow . . . I do not call a healthy young man cheerful in his mind and vigorous in his arms, I cannot call such a man poor; I cannot pity my kind as a kind, merely because they are men. This affected pity only tends to dissatisfy them with their condition and to teach them to seek resources where no resources are to be found, in something else than their own industry and frugality and sobriety. Whatever may be the intention (which, because I do not know, I cannot dispute) of those who would discontent mankind by this strange pity, they act towards us, in the consequences, as if they were our worst enemies." —

Man sieht: Der Ton, der bereits seitens Youngs angeschlagen worden ist, wird hier geradezu forciert. Young brauchte gelegentlich die Wendung: „It is immediately clamoured, that the poor are starved" — Burke spricht weit drastischer von „political canting language" und von „puling jargon" (winselndem Kauderwelsch). Young nahm auf das Verlangen nach einem sei es nun allgemeinen, sei es speziellen Heilmittel (remedy) Bezug — Burke spricht konkreter und eindringlicher von „many plans for the relief of the labouring poor" und in Verbindung damit von der Tendenz „to dissatisfy them with their condition and to teach them to seek resources where no resources are to be found". Noch in viel entschiedenerer Weise als Young es tut, legt eben Burke in den Ausdruck „labouring poor" sozialpolitische Klagen und Forderungen, im Grunde also die modern-sozialpolitische Anschauung hinein. Und mit um so größerem Eifer verdammt er den derart interpretierten Ausdruck. Man kann das Gefühl nicht loswerden, er habe in einer erregten Gemütsverfassung, er habe mit polemischer Leidenschaft geschrieben.

Gerade dies sollte aber — allerdings nach langer, langer Zeit — einen noch leidenschaftlicheren Gegner ins Feld rufen. Es ist Marx, der die Burkesche Darstellung einer beißenden Kritik aussetzt, indem er im ersten Bande des „Kapitals" anmerkungsweise folgendes erwähnt[1]: „Der Ausdruck labouring poor findet sich in den englischen Gesetzen vom Augenblick, wo die Klasse der Lohnarbeiter

[1] Ebd. 725 Anm. 248.

bemerkenswert wird. Die labouring poor stehen im Gegensatz einerseits zu den idle poor, Bettlern usw., anderseits zu den Arbeitern, die noch keine gepflückten Hühner, sondern Eigentümer ihrer Arbeitsmittel sind. Aus den Gesetzen ging der Ausdruck labouring poor in die politische Ökonomie über, von Culpeper, J. Child usw. bis Ad. Smith und Eden. Danach beurteile man die bonne foi des ‚execrable political cant-monger' Edmund Burke, wenn er den Ausdruck labouring poor für execrable political cant erklärt. Dieser Sykophant, der im Solde der englischen Oligarchie den Romantiker gegenüber der französischen Revolution spielte, ganz wie er im Solde der nordamerikanischen Kolonien beim Beginn der amerikanischen Wirren gegenüber der englischen Oligarchie den Liberalen gespielt hatte, war durch und durch ordinärer Bourgeois."

Hier fällt der Schlag, zu dem Burke ausgeholt hatte, mit verdoppelter Wucht auf ihn zurück. Vom objektiven Standpunkt aus muß aber festgestellt werden: Ganz ebenso wie sich die Auffassung von Burke zu derjenigen von Young verhält, verhält sich die Marxsche Auffassung zur Edenschen; es ist nur ein Schattierungsunterschied, nicht aber eine materielle Differenz vorhanden. Auch Marx nimmt den Ausdruck „labouring poor" darum in Schutz, weil er ihn im Sinne der mittelalterlichen Anschauung, der Vermögenslosigkeit, interpretiert, weil er dessen ursprünglicher Bedeutung gerecht wird. Allerdings wird ja jene Vermögenslosigkeit in modernisierender Weise als Mangel an Arbeitsmitteln aufgefaßt, und die ganze Ausführung ist mehr historisch — beiläufig gesagt, wird dabei über den Ausdruck labouring poor manches gesagt, was streng genommen eher für dessen synonymen Vorläufer, den Ausdruck poor labourer, zutrifft —, aber im wesentlichen ist die Übereinstimmung zwischen Eden und Marx eine vollkommene. Beide suchen die mittelalterlichen Termini durch Verknüpfung mit der ihnen entsprechenden mittelalterlichen Anschauung zu retten. Beide möchten sie aus der Verknüpfung mit der ihnen wesensfremden modernen Anschauung erlösen — beide werden von dem Gefühl geleitet, daß die moderne Anschauung jenen Termini Gefahr bringe, sie eben negiere.

In den Polemiken Young—Eden und Burke—Marx kommt eben die uns in diesem Kapitel interessierende Negation sozusagen zweistimmig — in dem Votum gegen den diskutierten Terminus und in dem Votum für diesen — zu Worte. Anderswo ist es aber nicht mehr so: Es handelt sich nur um einen einseitigen Angriff.

Ich denke hierbei an ein unbekanntes und an sich unbedeutendes Büchlein, das zwischen den eben besprochenen Schriften von Young und Burke, nämlich im Jahre 1784 erschienen ist und das mir durch einen bloßen Zufall in die Hand fiel. Sein Titel heißt: „Letters and thoughts (never intended for the public eye) which may promote christian knowledge and justice", und sein Verfasser ist H. J. Hansard, ein Geistlicher, der außerdem noch eine kurze „Address to the worthy labourer" verfaßte.

Hansard schreibt wie der typische Dilettant. Er setzt seine Gedanken nicht auseinander, er deutet sie nur an und sucht die mangelnde Beweisführung durch äußerst zahlreiche Wiederholungen sowie durch einen großen Aufwand an Gefühl und an gesalbtem Pathos zu ersetzen. Aber er hat für den Arbeiter ein warmes Herz. Er verlangt für ihn nicht charity, sondern justice. Er betont durchweg — so auch schon in dem Titel seiner Schrift —, welche Rolle das Christentum, die christlichen Lehren bei der Lösung der Arbeiterfrage zu spielen haben, und er wird nicht müde, sein ceterum censeo, die Notwendigkeit der Arbeiterkinderbildung und der Sonntagsheiligung, in den Vordergrund zu schieben. Er erscheint, mit einem Worte, trotz der Naivität und der Unvollkommenheit seiner Darstellungsweise als ein früher Vorläufer des christlichen Sozialismus — als ein Mann, der zu den damals ganz leise emporkeimenden sozialpolitischen Ideen sich freundlich verhält.

Und nun bemerke man in dem eben angeführten Adressentitel den Ausdruck „worthy labourer", und man halte damit die folgenden Äußerungen der Letters zusammen: „Who are the Poor? Not the worthy labourer."[1] — „. . . our thoughtless conduct to the worthy labourer; Poor, they ought not to be stiled."[2]

Hansard erblickt also in dem Terminus „poor" das Gegenteil des emphatischen Ausdrucks „worthy labourer", er betrachtet ihn als etwas den Arbeiterstand Herabwürdigendes, und er tut es offenbar deswegen, weil er den Arbeitern aus ihrer Dürftigkeit herauszuhelfen gewillt ist, gleichzeitig aber von der Anschauung ausgeht, daß der Terminus poor sie an diese Dürftigkeit festkettet, sie als die „armen Schlucker", als die „am Hungertuche Nagenden" bezeichnet. Er tut es, kürzer, deswegen, weil er der Armut im Sinne der dürftigen Einkommensverhältnisse, der Armut im modernen Sinne des Wortes entgegenwirken möchte und weil er gerade diese

---

[1] A. a. O. 10. [2] Ebd. 107.

moderne Armut in den Terminus poor anachronistisch, willkürlich hineinlegt. Es ist in letzter Linie diese auch Young und Burke eigentümliche Interpretationsweise, die das Verdammungsurteil als Folge hervorruft. Hansard ist viel arbeiterfreundlicher als Young und Burke. Aber er muß sich ihrem Verdikte anschließen. Auch in seinem unbeantwortet gebliebenen Mißtrauensvotum wird der mittelalterliche Terminus durch die moderne Anschauung negiert.

In wie zahlreichen sachlich verwandten Ausführungen liegt aber eine stillschweigende Negation versteckt!

In seiner 1864 erschienenen Schrift: „Die Arbeiterfrage und das Christentum" spricht Ketteler von „arbeitsunfähigen Arbeitern"[1] und begründet diesen eigentümlichen Ausdruck in der Weise, daß er sagt[2]: „Fast alle Armen in der Welt gehören dem arbeitsunfähig gewordenen Arbeiterstande an." Es sind also kurzweg die Armen, die Ketteler als arbeitsunfähige Arbeiter bezeichnet, und dies ergibt sich auch aus ferneren Ausführungen des genannten Werkes zur Genüge. „Das vorchristliche Heidentum", lesen wir da, „kannte keine Anstalten für den arbeitsunfähigen Arbeiter"[3] . . . „Das Christentum sorgt für den arbeitsunfähig gewordenen Arbeiter durch Gründung von Armenfonds und Armenanstalten aller Art"[4] usw. Ja es wird von dem arbeitsunfähigen Arbeiter als von demjenigen gesprochen, der unmittelbar auf das christliche Almosen angewiesen ist[5], und es werden dann als „Anstalten für arbeitsunfähige Arbeiter" eben die zur Armenpflege bestimmten Anstalten besprochen[6].

Dem stehen dann als „arbeitsfähige Arbeiter" eben die Arbeiter im eigentlichen Sinne gegenüber — in der Tat eine recht sonderbare Terminologie! Gab es nach der mittelalterlichen Tradition sozusagen keine Arbeiter, sondern lediglich Arme (labouring poor und poor „in very deed"), so gibt es nach Ketteler gerade umgekehrt keine Armen, sondern nur Arbeiter, die in arbeitsfähige und in arbeitsunfähige Arbeiter zerfallen. Man hat hier also das entgegengesetzte Extrem der überlieferten Terminologie vor sich, und man greift wohl nicht fehl, wenn man sagt: Dieses Extrem ist auf eine radikale Reaktion gegen das bisherige zurückzuführen. Es bildet ein Analogon — und zwar ein verstärktes, weil antithetisch zugespitztes Analogon — zu dem Ausdruck „worthy labourer"

[1] A. a. O. 11f. [2] Ebd. 11. [3] Ebd. [4] Ebd. 13.
[5] Ebd. 15. [6] Ebd. 97f.

bei Hansard. Und nun ist auch die Gesamttendenz von Hansard und Ketteler, dem naiven Vorläufer und dem reifen Vertreter der christlich-sozialen Richtung, eine in ihrem tiefsten Wesen analoge. Ist da nicht anzunehmen, daß auch Ketteler, ganz wie Hansard, an dem im Sinne der modernen Anschauung interpretierten Terminus „arbeitende Arme“ Anstoß finde, daß auch bei ihm dieser Terminus durch jene Anschauung negiert werde und daß eine solche „stillschweigende“ Negation in einer Unzahl weiterer Fälle in Kraft getreten sei — so unter Umständen sogar dort, wo man ganz farblos und unauffällig von Arbeitern, von workmen, laboureurs usw. spreche? —

Das ist es: In vielen, ja in den allermeisten Fällen, wo man sich unter dem Einflusse der modernen Anschauung zum Aufgeben der mittelalterlichen Termini entschloß, opferte man diese klang- und lautlos. Und darum wurde ihr Verschwinden niemals etwas Bestimmtes und Definitives. Es ist sehr charakteristisch, daß Ketteler trotz seiner neuen Nomenklatur, die eine direkte Antithese zur mittelalterlichen zu bilden scheint, den Terminus „arbeitende Arme“ doch nicht ganz aufgibt, ihn vielmehr vielfach nebenher verwendet. Da machte sich eben eine Art Beharrungsvermögen geltend. Und dieses war in England noch bedeutend stärker. Die Ausdrücke „arbeitende Arme“ bzw. „arme Arbeiter“, pauvres laboureurs usw. waren ja nur ein Abglanz der englischen Sprachgewohnheit. Die Ausdrücke „labouring poor“ und „poor“ waren etwas durchaus Urwüchsiges. Dort konnte sich also ein Beharrungsvermögen einstellen, hier mußte es sich geltend machen, dort wirkte es nur willkürlich, hier mit innerem Zwang.

Darum die sehr verschiedene Art und Weise, wie sich in allerletzter Instanz die terminologischen Verhältnisse dort und hier gestalten:

In England kann der Gegensatz der mittelalterlichen und der modernen Anschauung nicht voll zur Geltung kommen. Die letztgenannte Anschauung kann den terminologischen Niederschlag der ersteren nicht ganz negieren. Dank dem ungeheuer starken Beharrungsvermögen bleiben die Termini labouring poor und poor in gewissem Maße doch erhalten. Und ihnen gegenüber steht als recht unvollkommener Niederschlag der modernen Anschauung der Pauperismusbegriff: Eine Wechselwirkung ist nicht vorhanden. Eine Weiterentwicklung ist einfach nicht da.

Auf dem Kontinente hingegen entsteht angesichts des nur schwachen Beharrungsvermögens des Terminus „arbeitende Arme“

usw., angesichts des ungestörten Zurgeltungkommens des Gegensatzes zwischen der mittelalterlichen und der modernen Anschauung — in terminologischer Beziehung eine tabula rasa, die zur Weiterentwicklung ganz direkt herausfordert. Und es erfolgt nun diese Weiterentwicklung in dem Sinne, daß neben dem eben erwähnten Gegensatze eine Synthese der mittelalterlichen und der modernen Anschauung sich Bahn bricht, daß unter Beiseiteschiebung des Wortes „Armut“ bzw. „arm“ die Inhalte des mittelalterlichen und des modernen Armenbegriffes ineinandergewoben werden: So entsteht, wie ich im nächsten Kapitel zeigen werde, der uns geläufige Begriff „Proletarier“. —

Drittes Kapitel.

Synthese der mittelalterlichen und der modernen Anschauung: Der Proletarierbegriff.

Der Proletarierbegriff, genauer der moderne Proletarierbegriff, ist in Anlehnung an den altrömischen, und zwar sicher in Frankreich entstanden.

Über den Zeitpunkt, da dies geschah, sind indessen die Ansichten keineswegs geklärt.

Wendet man sich um Auskunft an Littrés „Dictionnaire de la langue française“, so sieht man, daß das früheste unter den dort zitierten und den Proletarierbegriff ganz unzweideutig auf moderne Verhältnisse beziehenden Dokumenten aus dem Anfang des 19. Jahrhunderts herrührt. Denn in einem Avis du Conseil d'État von 1808 wird gesagt: „Considérant que, par le décret du 20 juin 1806 et par l'avis du 20 juillet 1807 on est revenu au seul mode équitable de partage en matière d'affouage, puisqu'il proportionne les distributions aux vrais besoins des familles sans favoriser exclusivement ou les plus grands propriétaires ou les prolétaires“ etc.

Außerdem bringt aber Littré eine bedeutend frühere Stelle aus Rousseaus „Contrat social“ (1762), die er ebenfalls als Beleg für die Anwendung des modernen Proletarierbegriffes zitiert: „Tel n'eût été“, sagt Rousseau, „qu'un malheureux prolétaire à la ville, qui, laboureur aux champs, devint un citoyen respecté.“[1] — Dieses Zitat erweckt, aus dem Zusammenhange herausgerissen, nun allerdings ganz den Eindruck, man habe es mit dem modernen Proletarierbegriff zu tun. Indessen muß man doch berücksichtigen, daß

[1] A. a. O. IV 4.

Rousseau den in Rede stehenden Satz in einer Ausführung bringt, die sich ex officio mit dem Altertum, insbesondere mit der servianischen Verfassung und mit der Proletarierklasse, welche diese normiert hat, beschäftigt. Direkt bezieht sich also der Ausspruch zweifellos auf die Proletarier im altrömischen Sinne, und man kann höchstens die Hypothese aufstellen, daß derselbe wegen seiner allgemeinen bzw. eine Verallgemeinerung begünstigenden Fassung zu einer Ausdehnung des Proletarierbegriffes, speziell zu dessen Übertragung auf moderne Verhältnisse Anlaß gegeben habe — daß hier der Keim des modernen Proletarierbegriffes sich finde.

Bei dem ungeheuern Einfluß, den die Rousseausche Schrift ausgeübt hat, hat eine solche literargeschichtliche Hypothese eine hohe Wahrscheinlichkeit für sich. Mag man nun aber diese gelten lassen oder nicht, so viel scheint festzustehen, daß der moderne Proletarierbegriff jedenfalls nicht vor Rousseau, nicht vor der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, vielleicht aber auch noch später, etwa auf der Grenze zwischen dem 18. und 19. Jahrhundert, sich einstellt.

Indessen handelt es sich auch da nur um das erste Auftauchen des Begriffs. Seine Verbreitung und Wirksamkeit beginnt in Frankreich in dem zweiten, in Deutschland in dem dritten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts, also in beiden Ländern erst erheblich später.

Nun vergleiche man aber diesen relativ so jungen Begriff mit dem uralten poor-Begriff Englands. Und man halte sich dabei einerseits an die oben zitierte, die poor negativ charakterisierende Ausführung von Fielding. Letztere stammt bekanntlich aus dem Jahre 1751, und ihr Wortlaut ist, wie ich in Erinnerung bringen möchte, dieser: „By the poor I understand such persons, as have no estate of their own to support them without industry, nor any profession or trade by which, with industry, they may be capable of gaining a comfortable subsistence.“

Anderseits halte man sich aber an eine relativ frühe Definition des modernen Proletarierbegriffs, wie sie im „Dictionnaire de l'Académie française“, und zwar, da die fünfte Ausgabe von 1798 das Wort prolétaire in moderner Bedeutung noch nicht kennt, zum ersten Male in dessen sechster, aus dem Jahre 1835 stammender Ausgabe sich findet. „Prolétaire“, heißt es hier, „se dit par extension (d. h. unter Ausdehnung des ursprünglichen römischen Begriffs) dans les États modernes de ceux qui n'ont ni fortune ni profession suffisamment lucrative.“

In der Tat, man könnte Fieldings Worte geradezu für den Originaltext und die Definition des Dictionnaire für dessen freie, ja beinahe für eine wörtliche Übersetzung halten. Der poor-Begriff erscheint nach Maßgabe der eben herangezogenen Belegstellen mit dem Proletarierbegriff ganz identisch.

Auch handelt es sich dabei nicht um eine Zusammenstellung zweier subjektiver Äußerungen. Daß nämlich die Fieldingsche Umschreibung mit der innersten Natur, mit dem entwicklungsgeschichtlichen Wesen des poor-Begriffs vollkommen übereinstimmt, das hoffe ich im ersten Teile dargelegt zu haben. Daß aber die Umschreibung des Dictionnaire gleichsam als die authentische Definition des Proletarierbegriffes angesehen werden darf, ergibt sich aus dem Umstande, daß der von Hause aus französische Proletarierbegriff der für Frankreich maßgebenden Autorität des Dictionnaire naturgemäß unterstand, sowie aus der weiteren Tatsache, daß das 1835 Gesagte in den späteren Ausgaben unverändert beibehalten worden ist und daß es in andere grundlegende Werke, ja in die soziale Literatur schlechtweg eindringt, daß es, mit einem Worte, zum Gemeingut wird.

Die Identität des poor- und des Proletarierbegriffs ist also durchaus objektiv verbürgt. Und in Beziehung darauf möchte ich auch die literargeschichtlich interessante Tatsache hervorheben, daß man in England schon äußerst früh nahe daran war, den poor-Begriff an den altrömischen Proletarierbegriff anzuschließen und so den modernen Proletarierbegriff zu erschaffen.

Schon im Jahre 1656 schrieb Harrington in seiner „Oceana“ [1]: „The sixth class (die sechste Klasse der servianischen Verfassung) being Proletary, that is Nursery, or such as through their poverty contributed nothing to the commonwealth but children [2], was not reckoned nor used in arms: And this is the first point of the militia, in which moderne prudence is quite contrary unto the ancient; for whereas we excusing the rich and arming the poor, become the vassals of our servants, they by excusing the poor and arming such as were rich enough to be freemen, became lords

[1] S. 228.

[2] Die von Harrington gegebene Erklärung des lateinischen Wortes proletarius ist die späterhin landläufige und auch heute noch sehr verbreitete. Indessen ist diese Erklärung nicht richtig. Proletarius heißt „der untersten Volksklasse angehörig“ (Walde, Lateinisches Etymologisches Wörterbuch. Heidelberg 1906, 493).

of the earth." — Hätte Harrington aus der aufgestellten Parallele zwischen den römischen Proletariern und den modernen poor, die zugleich auch als servants (Diener oder allgemeiner Arbeiter) hingestellt werden, die allerletzten Konsequenzen gezogen, hätte er den letztgenannten Begriff an den erstgenannten angeschlossen, d. h. den poor den Namen moderner Proletarier verliehen, dann hätte er das so viel später Vollzogene bereits damals vorweggenommen. In seiner Ausführung wird der moderne Proletarierbegriff — genauer dieser Begriff als etwas mit dem poor-Begriff Identisches — gleichsam vorgeahnt.

Ist nun aber die so früh vorgeahnte und späterhin in objektiver Weise verbürgte Identität eine Tatsache, die keiner Berichtigung, die insbesondere keiner Vervollständigung bedarf? Wird durch sie das Verhältnis des poor- und des Proletarierbegriffes erschöpft? —

Ich glaube, die Frage sei unbedingt zu verneinen. Der moderne Proletarierbegriff, so scheint es mir, trägt — unbeschadet dessen, was er mit dem poor-Begriffe gemeinsam hat und was die Identität beider ausmacht — gewisse für sein Wesen charakteristische und seine Wirksamkeit vorzeichnende Momente zur Schau, die bei dem poor-Begriff allerdings nicht ganz fehlen, die aber bei diesem doch nur versteckt, weil nur als etwas Potentielles da sind: Man muß in zeitlicher Beziehung ziemlich weit, bis zur zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, voranschreiten, um zu sehen, wie sich, gleichsam in Vorbereitung des bald darauf auftauchenden Proletarierbegriffs, das in dem Terminus „poor" als eine bloße Möglichkeit Schlummernde ganz leise regt, wie es sich in gelegentlichen Kommentierungen dieses Terminus, in mancher an ihn anknüpfenden und ihn unmerklich fortbildenden Ausführung hervorwagt.

In seinem wiederholt erwähnten, 1798 erschienenen großen Werke nennt Eden die poor bzw. labouring poor „those, whose only patrimony is their bodily strength"[1] oder „they, whose capital is their labour"[2], und er führt hinsichtlich des poor (diesmal handelt es sich um die Singularbedeutung des Ausdrucks) wörtlich aus: „Besides the interruption which he experiences from the inclemency of the seasons, another source of want is opened, from the sometimes uncertain and always variable demand for human industry; ready and willing to labour, he may not be able to find employers. But the most frequent periods of difficulty and distress

[1] A. a. O. 5. [2] Ebd. 414.

are those, in which, although the employer and the work are provided, the labourer is incapacitated by some of the casualties, to which human nature is perpetually liable. I need not particularise the various causes of complicated distress, to which at every period of their existence the Poor are particularly exposed.“ [1] Hier spricht dann Eden von Unfällen, Krankheiten und von ähnlichem.

Nacheinander werden also die natürliche, die „soziale“ und die persönliche Arbeitslosigkeit gewürdigt, und der leitende Gesichtspunkt ist dabei der, daß sie alle, eben weil der Arbeiter nur aus Arbeit sein Einkommen zu schöpfen habe, dieses Einkommen dauernd und ständig gefährden müssen: Der im mittelalterlichen Sinne arme Arbeiter, der poor bzw. labouring poor, werde nun auch von der Armut im modernen Sinne des Wortes, von der Pauperisierungsgefahr, arg bedroht.

Und dann noch ein anderer Beleg. In einer mit der Edenschen fast gleichzeitigen Ausführung von Davies[2] heißt es: „The practice of enlarging and engrossing of farms, and especially that of depriving the peasantry of all landed property, have contributed greatly to increase the number of dependent poor. Thus, thousand of families, which formerly gained an independent livelihood on those separate farms, have been gradually reduced to the class of day labourers. But day labourers are sometimes in want of work and are sometimes unable to work, and in either case their sole resource is the parish.“

In diesem Zitat ist zunächst zu bemerken, daß der Ausdruck „poor“ durch das Adjektiv „dependent“ verstärkt wird. Dadurch soll die Unselbständigkeit der besitzlosen Arbeiter — der day labourers, die auch etwas weiter „mere hirelings“ genannt werden — noch ganz besonders zur Geltung gelangen. Im übrigen wird man aber durch die Hervorhebung der Arbeitslosigkeit sowie durch die Art und Weise, wie diese behandelt und differenziert wird, ganz unzweideutig an Eden erinnert.

Ja der Edensche Gedanke ist hier noch handgreiflicher.

Denn fürs erste ist der Hinweis auf unzureichende Einkommensverhältnisse, also auf Armut im modernen Sinn, ein noch bestimmterer. „Formerly“, sagt Davies einige Zeilen weiter, „many of the lower sort of people occupied tenements of their own with par-

---

[1] Ebd. 3. [2] The case of labourers in husbandry (1795) 55/56.

cels of land about them, or they rented such of others. On these they raised for themselves a considerable part of their subsistence, without being obliged, as now, to buy all they want at shops.“ In anschaulicher Weise wird also auf das Ausgabenbudget des dependent poor eingegangen. Damit rücken aber auch deren Einkommensverhältnisse, insbesondere eventuelle Einkommensausfälle ins richtige Licht.

Fürs zweite ist aber der Hinweis auf die drohende Pauperisierungsgefahr, die sich Davies in concreto als die Gefahr, der staatlichen Armenpflege anheimzufallen, vorstellt, ganz ausdrücklich. „And in either case their (der poor) sole resource is the parish“, heißt es in dem bereits angeführten Zitat. „Mere hirelings (poor), who when out of work, must immediately come to their parish“, heißt es etwas weiter. Die poor werden eben als Leute aufgefaßt, die jeden Augenblick in die Klasse der paupers herabsinken können. Zwischen dem poor- und dem pauper-Begriffe wird eine äußerst enge Beziehung statuiert. Eine Beziehung, die übrigens mit der Zeit eine absolut geläufige geworden zu sein scheint, denn sehr auffälligerweise wird etwas später — in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts — der Terminus pauper zuweilen ganz nach Analogie des Terminus poor fortgebildet. Wie von poor labourers und labouring poor, spricht man zuweilen von pauper labourers[1] und labouring paupers[2].

Nun aber das Entscheidende: Während auf Grund der eben beigebrachten Belege man doch nur so viel sagen kann, daß die Pauperisierungsgefahr aus dem poor-Begriffe erst nachträglich herausdestilliert worden ist, daß sie aber in letzterem höchstens als eine eventuelle Konsequenz, höchstens als etwas Potentielles nachgewiesen werden kann, verhält es sich mit dem Proletarierbegriffe ganz anders. Hier ist die Pauperisierungsgefahr etwas tatsächlich im Begriffe Darinliegendes, etwas von demselben Untrennbares. Spricht man in der modernen Sozialpolitik von Proletariern, dann denkt man nicht bloß an deren Besitz- und Erwerbslosigkeit; nein, man denkt an die Folgen, die diese Besitz- und Erwerbslosigkeit,

---

[1] „Our pauper-labourers have taken his work from him“ (Harriet Martineau, Illustrations on political economy V, London 1834) (Berkley the Banker I 1 10).

[2] „Whoever therefore is maintained by the law as a labouring pauper“ (Bartons, Observations on the circumstances which influence the conditions of the labouring classes of society [1817] 5).

dieses ausschließliche Angewiesensein auf Arbeit im Falle eintretender Arbeitslosigkeit zeitigen muß, man denkt an eine stets zu befürchtende Eventualität, eine Drohung, man denkt, mit einem Worte, an den Pauperismus.

Wie sehr der Proletarierbegriff die Neigung hat, sich mit dem Pauperismusbegriff zu assoziieren, das kann man vielleicht am besten aus der Rezeptionsgeschichte beider Begriffe — des französischen Proletarierbegriffes und des englischen Pauperismusbegriffes — in Deutschland ersehen:

Im Jahre 1835 schreibt Baader: „Über das dermalige Mißverhältnis der Vermögenslosen oder Proletairs[1] zu den Vermögen besitzenden Klassen der Sozietät“ etc.[2] Schon im folgenden Jahre veröffentlicht aber Schmidt seine „Untersuchungen über Bevölkerung, Arbeitslohn und Pauperism“[3]. Und nunmehr beginnt ganz unverzüglich die Begriffsverknüpfung. Bülau, der sowohl Baader als Schmidt zitiert, schreibt im Jahre 1838 über den Pauperismus[4], spricht aber an demselben Ort von Proletariern. Ähnlich verfährt dann im Jahre 1840 Buddeus. Auch er liefert eine Abhandlung über den Pauperismus[5], und auch er berücksichtigt daselbst die Proletarier, die er unter ausdrücklichem Hinweis auf England in innige Beziehung zu den armen Fabrikarbeitern, den poor bringt. „Großbritannien“, schreibt Buddeus[6], „steht in Hinsicht auf das Elend des Pauperismus obenan. Mit dem Aufschwung der Industrie in der neueren Zeit konnte es nicht fehlen, daß dem Landbauer mancher Nebengewinst entzogen wird, daß der mit wenigen Fonds versehene Handwerksmeister — eine Klasse von Staatsbürgern, die den achtbaren redlichen Mittelstand bildete — zum armen Fabrikarbeiter herabsinkt, und daß sich die Staatsgesellschaft immer mehr in zwei Klassen teilt, in wenige Reiche und ein Heer von aussichtslosen Proletariern.“

Sucht man sich endlich mit Hilfe des Wagnerschen Staats- und Gesellschaftslexikons von 1864 über das Wesen des Proletariatsbegriffes zu unterrichten, so findet man s. v. Proletariat den Hinweis: „siehe Pauperismus und Sozialismus“. Und schlägt

---

[1] Man beachte, wie Baader an der französischen Schreibweise noch festhält.

[2] Franz v. Baaders sämtliche Werke VI, Leipzig 1854, 125—144.

[3] Man beachte die englische Form.

[4] Deutsche Vierteljahrschrift 1838, 1. Heft, S. 79—117.

[5] Ersch und Grubers Enzyklopädie, Artikel „Pauperismus“.

[6] Ebd. 241.

man nun zunächst den Artikel Sozialismus nach, so liest man dort: „Der historische Hintergrund des neueren Sozialismus ist in dem Artikel Pauperismus gegeben" — abermals wird man also an die letztgenannte Adresse gewiesen.

Da handelt es sich beinahe um Begriffsvermengung. Und wenn auch diese an sich als eine Übertreibung erscheinen mag, so liegt ihr doch das durchaus richtige Gefühl zu Grunde, daß der Proletarierbegriff in gewissem, d. h. in dem oben auseinandergesetzten, eventuellen Sinne schon auf den Pauperismusbegriff hinweise, daß er die Pauperismusgefahr involviere.

Der Proletarierbegriff, so muß man sagen, schließt eben nicht eine, sondern zwei Ideen in sich ein, und er schmilzt beide derart zusammen, daß die zweite aus dem überaus fruchtbaren Mutterboden der ersten herauswächst. Die Idee, daß die Arbeiter im mittelalterlichen Sinne „arm" seien, begründet und postuliert die weitere Idee, daß die Armut im modernen Sinne gleichfalls bei ihnen zu finden sei, oder daß sich dieselbe wenigstens leicht einfinden könne: Im Proletarierbegriff verschmelzen die frühere mittelalterliche und die spätere moderne Anschauung, die an sich unvereinbar erscheinen, zu einer ausgesprochenen und vollen Synthese.

In prinzipieller Beziehung erscheint also die Bedeutung des uns in diesem Kapitel beschäftigenden Begriffes als eine überaus große. Und sie erscheint als eine geradezu entscheidende, wenn man überdies noch erwägt, daß die synthetische Verknüpfung unter nachdrücklicher Betonung des Arbeitslosigkeitsphänomens und unter Heranziehung des Pauperismusbegriffs, also unter weitgehender Berücksichtigung derjenigen Momente vollzogen worden ist, die, wie wir gesehen haben, von dem ersten zum zweiten bzw. vom zweiten zum dritten Entwicklungsstadium hinüberleiten und die insofern für die Gesamtentwicklung die treibenden Kräfte abgaben. Denn dann leuchtet es ein, daß die Synthese aus der gedachten Gesamtentwicklung gleichsam die Bilanz zieht, daß der Proletarierbegriff alles, was ihm in der Zeit vorangegangen ist, zur Ruhe kommen oder sozusagen erstarren läßt und dann in dieser erstarrten Form festhält.

Wie verhält es sich indessen mit der tatsächlichen Bedeutung? Ist diese eine der prinzipiellen adäquate, ist sie allgemein? —

In Frankreich und auf dem ganzen Kontinente spielt der Proletarierbegriff, seitdem er sich einmal ganz eingebürgert hat, eine Rolle ersten Ranges. Er wird immer wieder angewendet, kommen-

tiert und verwertet. Er durchtränkt, so kann wohl ohne Übertreibung gesagt werden, die ganze sozialpolitische Denkweise, er ist gleichsam der sozialpolitische Begriff ganz schlechtweg.

In England hat er aber keine Wurzel gefaßt. Dieselben Gründe, die sich hier seiner Entstehung entgegenstemmten, scheinen, nachdem er anderswo gebildet worden war, seine Rezeption mit Erfolg gehemmt zu haben. Jedenfalls ist diese Rezeption bis zur Gegenwart nicht erfolgt. Der Ausdruck „proletary“, der allerdings an sich da ist, fristet eine fast nur lexikale Existenz. Im Sinne des lebendigen Sprachgebrauchs begnügt man sich mit dem Terminus poor als dem althergebrachten Niederschlag der mittelalterlichen Anschauung und mit dem Pauperismusbegriff als dem, wenn auch nur unvollkommenen Niederschlag der modernen. Man begnügt sich damit, beides in gelegentliche Beziehungen zu bringen und durcheinander zu ergänzen. Man sieht von der anderswo so geschätzten und so beliebten Synthese ganz ab.

Soweit es sich also um England handelt, ist man schlechtweg versucht, die Bedeutung des Proletarierbegriffs zu negieren.

Und doch wäre ein solches Urteil ein übereiltes. Denn es läßt sich nur in dem Maße rechtfertigen, als das direkte In-Erscheinungtreten des Proletarierbegriffes bzw. der durch ihn herbeigeführten Synthese betont wird. Hingegen übersieht es, daß bei beiden ein indirektes Zur-Geltung-Kommen denkbar bleibe, und daß es auch in England tatsächlich erfolgt sei.

Ganz als wenn man stillschweigend von dem Proletarierbegriffe oder etwas ihm Gleichwertigen ausginge und die Verschmelzung, die harmonische Versöhnung der mittelalterlichen und der modernen Anschauung für bereits erzielt, für ganz außer Frage stehend erachtete — tüt man nämlich in der englischen Literatur dies: Man nimmt einerseits eine Lehre, die auf dem Boden der mittelalterlichen Anschauung emporgewachsen ist und aus dieser die letzte Bilanz zieht — man nimmt anderseits eine Lehre, die unbedingt der Sphäre der modernen Anschauung angehört, und man verknüpft beide derart, daß auch hier etwas Einheitliches zum Vorschein kommt: Eben ein Abglanz dessen, was man voraussetzt und verschweigt. Man bringt eine derivative Synthese hervor.

Auf seiten der mittelalterlichen Anschauung, dergemäß der Arbeiter seinen Unterhalt nur aus Arbeit bezieht, nimmt man insbesondere die Lehre, welche predigt, daß das aus der Arbeit Bezogene den Unterhalt des Arbeiters nun auch vollständig decken solle.

Man nimmt die scholastische Lohnlehre, die, wie wir wissen, am vollkommensten durch Antonin von Florenz ausgebildet worden ist, und deren charakteristisches Merkmal darin besteht, daß in ihrem Sinne neben dem zum Leben Notwendigen auch die Schicklichkeit, auch die decentia urgiert wird.

Auf seiten der modernen Anschauung, die negativ das unzureichende Arbeitereinkommen denunziert, nimmt man aber eine Lehre, die positiv einen Schutzwall gegen die denunzierten Verhältnisse aufzurichten bestrebt ist, indem sie das Ideal eines trotz aller Depressionsvorgänge zu erstrebenden und zu behauptenden „zureichenden“ Arbeitereinkommens oder, bestimmter, Lohnes statuiert. Man nimmt die so eminent sozialpolitische und ihrem Ursprung nach so recht spezifisch-englische Lehre von dem Standardlohn.

So besteht denn die Verknüpfung schließlich darin, daß man das decentia-Moment in die Standardlohnidee hineinträgt. Und man tut letzteres schon recht früh. In den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts erscheint der betreffende Entwicklungsprozeß als vollendet.

Vorher lassen sich aber die folgenden Etappen erraten:

In der ersten Periode der englischen Theorien scheint die scholastische Lohnlehre, insbesondere die decentia-Lehre ganz zu schlummern. Der Wind, der damals wehte, war für sie zu scharf.

In der zweiten Periode, wo, wie wir sahen, schon gewisse mildere Strömungen emportauchen, sind aber die Zeitumstände unvergleichbar günstigere. Und nun sind es bezeichnenderweise vor allem gewisse dem geistlichen Stande angehörende und so scholastischen Einflüssen am allermeisten ausgesetzte Schriftsteller, die das in Vergessenheit Geratene wieder zu Ehren bringen. Ich nenne in dieser Hinsicht nur Berkley und Tucker. Wenn nämlich letzterer das Idealbild eines Menschen entwirft, „who uses this world properly and as a wise and good man ought to do“, und wenn er sagt, ein solcher Mensch sei derjenige, der unter anderem „makes a decent and adequate provision for his family and dependents“[1] — so fällt es schwer, nicht an eine scholastische Anlehnung zu denken. Und was den schon früher auftretenden Berkley anlangt, so handelt es sich bei ihm zwar nicht um ganz direkte Nachklänge, doch aber um Variationen ganz desselben Themas. „It may be

[1] Two tracts together with two sermons on political and economic subjects, Gloucester 1774, 33.

hoped", heißt es, wie ich schon früher erwähnt habe, im Querist, „there are many that would be allured by a plentiful and decent manner of life to take pains, especially when they observe it to be attained by the industry of their neighbours, in no sort better qualified than themselves." Und es heißt etwas weiter: „It is past all doubt, that those who are educated in a neglect of all things, either profitable or decent, must needs contract a sleepiness and indolence, which does necessarily lead to poverty and every other distress that attend it."[1]

Während der dritten Periode, wo die menschenfreundliche Gesinnung die Vorherrschaft an sich reißt und sich vielfach in sehr prononzierter Weise hervorwagt, wird aber die decentia-Lehre zu etwas in weitesten Kreisen Geläufigem, sie wird allmählich sogar zum Gemeingut. „There can be no more certain discouragement of imprudent marriages, than a strong inclination in the poor to the comforts and decencies of life as well as its necessaries." Dieser Satz, den ich aufs Geratewohl Nicoll[2] entnehme, darf für die Klassiker und deren Nachfolger geradezu als typisch gelten. „Necessaries, comforts and decencies" erscheinen bei Normierungen des Lohnmaßstabs als eine feste, unlösbare Trias. Ja die decencies werden zuweilen in die necessaries hineininterpretiert. „By the necessaries of life", heißt es in den „Conversations on political economy by Mrs Marcet"[3], „I mean such food, clothing and general accommodation, as the climate and custom of the country have rendered essential to the preservation of life, health and decent appearence of the lowest classes of the people."

Und nun geht der fest eingebürgerte Begriff der decentia eine Verbindung mit dem langsam emporkommenden Standardbegriff ein.

Daß dieser Standardbegriff noch in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts nicht für alle etwas Geläufiges gewesen ist — das ersieht man ohne weiteres aus der Tatsache, daß er zu jener Zeit mitunter noch erklärt wird. Chalmers[4] z. B. spricht nicht bloß von standard of ease and enjoyment, sondern auch von style or standard of enjoyment, vom standard and style of life und von ähnlichem.

---

[1] The Querist, London 1750, 71 und 76.

[2] A view of the principles on which the well being of the Labouring Class depends etc., York 1819.

[3] London 1839, 103.

[4] The christian and civic economy of large towns III, Glasgow 1826, 125 etc.

Anderswo ist aber der Sprachgebrauch jener Zeit ein bereits gefestigter, und wo dies der Fall ist, sind die Vorbedingungen für die in Rede stehende Verbindung schon da.

„As they (die Arbeiter)“, sagt MacCulloch, „learn to form more exalted notions with respect to what is required for their comfortable and decent support, the natural or necessary rate of wages is proportionally augmented.“[1] Und etwas weiter spricht derselbe Schriftsteller von der Pflicht der Regierung „to improve the condition of the labouring classes, by adopting such wise and liberal measures as may be most favourable to the increase of capital and as may contribute most to elevate the opinions of the labourers and in consequence the standard of natural wages“[2].

In der zweiten Stelle wird also von dem Standardlohne, in der ersten von dem die decentia mit berücksichtigenden Arbeitslohne gesprochen, und es ist klar: Jener Begriff wird diesem gleichgestellt. Auch er — auch der Begriff des Standardlohnes — schließt den decentia-Gesichtspunkt mit ein.

Nun bieten aber die MacCullochschen Lehrsätze für ihre Zeit und ihr Land durchaus keine Besonderheit. Ich habe sie nur, da sie sich über den springenden Punkt mit hervorragender Klarheit auslassen, statt aller andern verwandten zitiert. Und letztere sind ebenso zahlreich wie in ihrer Gesamtwirkung nachhaltig. In der Folgezeit und in der Gegenwart wird, ohne daß man — unter anderem, aber doch sehr bestimmt — an die decentia denke, vom Standardlohne wohl schwerlich gesprochen.

Und zugleich denkt man an das Fundament des die decentia mit einschließenden Postulates — an den gesamten, nur aus Arbeit zu bestreitenden Unterhaltsbedarf des Arbeiters, der seinem dürftigen, im Sinne der Standardidee zu erhöhenden Lohneinkommen erst Relief verleiht. Kurz, man denkt an die proletarischen Verhältnisse und an die Proletarier, und man verzichtet nur auf dieses Wort.

Nun ist aber letzteres durchaus unerheblich. Es hat, wie wir sahen, nur eine negative Zweckbestimmung, indem es das Wort „arm“. das nur im einen oder im andern Sinne gebraucht werden kann, aussticht und so eine Synthese der mittelalterlichen und der modernen Armutsauffassung ermöglicht. Wenn also diese Syn-

---

[1] An essay on the circumstances, which determinate the rate of wages and the condition of the labouring classes; Edinburgh 1826, 143.

[2] Ebd. 161.

these, als das einzige Wesentliche, auch in England herrschend geworden ist, dann kann offenbar gesagt werden: Der Proletarierbegriff erscheint in grundsätzlicher und in praktischer Beziehung gleich bedeutsam. Denn sein Ideengehalt versöhnt, einen langen Entwicklungsprozeß abschließend, den Gegensatz zweier Zeitanschauungen völlig restlos, und er tut es — mag er nun mit dem Namen „Proletarier“ behaftet oder namenlos hervortreten — auch ganz allgemein.

Indem aber die moderne Anschauung, dank dem Proletarierbegriff, mit der mittelalterlichen eine vollständige und allgemeine Verbindung eingeht, streift sie das Vage und infolgedessen auch das Schwächliche, das ihr von Hause aus anhaftet, ab. Die Tautologie, die die Termini poor labourer und labouring poor, wie wir gesehen haben, in sich schließen, kommt nunmehr auf höherer Stufe wieder zum Vorschein; im Sinne des Proletarierbegriffs ist der Arbeiter, obwohl er als solcher nicht ausdrücklich bezeichnet wird, zwiefach ein Armer, und der zwiefach Arme ist Arbeiter oder ist dazu doch prädestiniert. Und durch diese Tautologie, oder genauer durch das Axiomatische, das derselben innewohnt, wird die Wirksamkeit und die Verbreitungsfähigkeit der Synthese, speziell aber ihres modernen Bestandteils, stark beflügelt: Erst von dem Proletarierbegriffe bzw. von der Proletarieridee erhält die moderne Anschauung, die uns geläufige Arbeiterarmutsidee, Kraft und Schwung. —

Viertes Kapitel.

Disparität der englischen Theorien und der modernen Anschauung: Mißdeutung des Ricardoschen Lohngesetzes.

Während die Wahlverwandtschaft der mittelalterlichen und der modernen Anschauung in einer positiven Synthese sich kundgibt, äußert sich die Disparität, die zwischen der modernen Anschauung einerseits und dem Gedankenkreise der englischen Theorien anderseits obwaltet, in etwas rein Negativem: Man fühlt sie aus der Unterbindung der Beziehungen zwischen jener und diesem heraus. Deswegen muß man aber, um sie so recht zum Bewußtsein zu bringen, einen Fall aussuchen, wo derartige Beziehungen zwar zu bestehen scheinen, aber in Wirklichkeit doch nicht da sind — einen Fall, wo die moderne Anschauung von dem Gedankenkreise der englischen Theorien etwas empfängt, wo aber

dieses Empfangen auf einem durch die Disparität der Auffassungen hervorgerufenen Mißverständnis oder, bestimmter, auf einer unbewußten Umbildung des Empfangenen, auf einer unvermerkten Mißdeutung beruht.

Ein solcher Fall bietet sich aber angesichts der bisherigen Darstellung ganz von selbst dar, denn man braucht, um ihn lebendig vor sich zu sehen, nur auf jenen Punkt zurückzugreifen, wo die englischen Theorien der dritten Periode ihren durch das Aufkommen des Ricardoschen Lohngesetzes charakterisierten Höhepunkt überschreiten und sich unter Beiseiteschiebung eben dieses kaum gefundenen Lohngesetzes dem Niedergange zuwenden. Will man nämlich dem an sich äußerst auffallenden Sachverhalt gerecht werden, so muß man natürlicherweise die Frage aufwerfen: Was ist aus dem plötzlich emporgetauchten und ebenso plötzlich von der Bildfläche verschwundenen Ricardoschen Lohngesetze wohl geworden? Schied es aus dem Bereiche der Idee: „Einfluß der Armenpflege auf die Arbeit“ nur darum aus, um unabhängig von letzterer eine selbständige Rolle zu spielen? Oder bricht seine Laufbahn hier vollständig ab?

Nun unterliegt es aber keinem Zweifel: Nicht die zweite, sondern die erste Annahme trifft zu.

Das Ricardosche Lohngesetz zeigt gleich nach Ricardo eine Verselbständigungstendenz, die bald leiser bald energischer sich verwirklicht, die aber, wo sie es am allerkrassesten tut, schon eine nicht zu verkennende Mißdeutung in sich einschließt, und die alsdann, aber auch nur alsdann, zur modernen Anschauung in der Weise hinüberleitet, daß diese das absolut verselbständigte und, wohlgemerkt, das mißdeutete Lohngesetz in sich aufsaugt: Da hat man das In-Erscheinung-Treten der Disparität. —

Im folgenden möchte ich nun alles dieses des näheren klarlegen, und ich beginne, um die im gegenwärtigen Zusammenhange entscheidenden, d. h. die weitest gehenden Verselbständigungsformen um so plastischer hervortreten zu lassen, zunächst mit der Vorführung der allerzahmsten: Bei manchen nachricardoschen Schriftstellern — so möchte ich zunächst zeigen — ist die Verselbständigung eine ganz ausschließlich formale, denn wenn auch auf die anticharitative Mutteridee nicht mehr zurückgegriffen wird, so interpretiert man doch das Ricardosche Lohngesetz durchaus so, als ob jener Idee in vollem Maße Rechnung getragen würde. Man interpretiert es im Sinne des moralischen Minimums, im Sinne der

im obigen als richtig hingestellten, weit eher optimistischen Auffassung, und hält sich von jeder Schwarzmalerei fern.

So sagt in einer die Ricardosche Lehre popularisierenden Ausführung Ross[1]: „If capital and population proceed in their due order, without any officious interference therewith on the part of the government, the natural and the market price will coincide; the returns to capital will be sufficiently ample to allow the labourers wages (hinreichend) to enable him (in all the temperate regions of the earth at least) to acquire a portion of the necessaries and enjoyments adopted to his station of life, sufficient for what he may deem the comfortable existence of himself and a family of an average number."

So heißt es, wie ich in einem andern Zusammenhange schon kurz referiert habe, in den anonymen „Conversations on political economy by Mrs Marcet"[2], die in Dialogform Ricardo zu kommentieren bestrebt sind:

Mrs B: „. . . the labourer and his family can seldom command more than the necessaries of life."

Caroline: „By the necessaries of life do you mean such things only as are indispensably necessary for its support?"

Mrs B: „No; I mean such food, clothing and general accommodation, as the climate and custom of the country have rendered essential to the preservation of life, health and decent appearence of the lowest classes of the people."

So paraphrasiert der schon wiederholt erwähnte MacCulloch[3] den Ricardoschen Gedanken in einer längeren, oben nur zum Teil exzerpierten Ausführung wie folgt: „(Wo der Marktpreis der Arbeit steigt) the labourers have an increased command over the necessaries and conveniences of life. In consequence their habits are improved; and as they learn to form more exalted notions with respect to what is required for their comfortable and decent support, the natural or necessary rate of wages is proportionally augmented[4]. . . . The essential interests of society require that the rate of wages should be elevated as high as possible — that a taste

---

[1] An examination of opinions maintained in the Essay on Population by Malthus and in the Elements of Political Economy by Ricardo I, London 1827, 65.

[2] 7. Aufl. London 1839, 103.

[3] An essay on the circumstances, which determine the rate of wages and the condition of the labouring classes.

[4] Ebd. 143.

for the comforts, luxuries and enjoyments of human life should be widely diffused, and, if possible, interwoven with the national habits and prejudices[1]. . . . The higher the notions the labouring classes entertain of what is necessary for their comfortable subsistence and the greater the number of their artificial wants, the more secure is their condition[2] . . . (So ist es Pflicht der Regierenden) to do all in their power to improve the condition of the labouring classes, by adopting such wise and liberal measures as may be most favourable to the increase of capital and as may contribute most to elevate the opinions of the labourers and consequently the standard of natural wages."[3]

Ja, auch ein Schriftsteller, der sich in der Hauptsache gegen die Idee des moralischen Minimums, gegen die damit zusammenhängende Vorstellungsweise wendet, nämlich Craig[4], scheint der Ansicht zu sein, daß Ricardo eben die kritisierte Auffassung vertrete.

Nachdem nämlich die Tatsache eingeschärft worden ist, daß die Herabdrückung der unteren Klassen unter das physische Minimum der Bevölkerungsvermehrung Einhalt gebiete, folgt dann unmittelbar die Bemerkung: „There is, however, a more gradual manner, in which it has been thought, that long before it becomes physically impossible for the people to maintain their numbers, the difficulty of subsistence will have the effect of discouraging population."[5] Und es wird der so eingeführten Lehre eine gewisse Berechtigung zugestanden: Wenn sich die Lage der Arbeiter in einem gegebenen Moment unerwartet verschlechtere, dann vermöge das Festhalten an dem bisherigen Lebensstandard — an dem moralischen Minimum — die Bevölkerungsvermehrung in der allernächsten Zeit einzuschränken. „That such, for a time, will be the consequence of any very sudden deterioration of the circumstances of the labouring class, there can be no doubt, but both the extent and duration of its effect on population, and through it on wages, seem of late to have been very much exaggerated."[6] Of late: Craig schreibt vier Jahre nach der Veröffentlichung der Principles. Es unterliegt keinem Zweifel, daß er bei den letzten Worten an Ricardo gedacht habe. Und wenn er dann ausführlich nachzuweisen versucht, wie das moralische Minimum, nachdem die schlechte Lage

[1] Ebd. 149. [2] Ebd. 153. [3] Ebd. 161.

[4] Remarks on some fundamental doctrines of political economy, Edinburgh 1821.

[5] Ebd. 51/52. [6] Ebd. 53.

einige Zeit angehalten und die Arbeiterklasse ihre Lebensansprüche herabgemindert habe, die Bevölkerungsvermehrung nicht mehr hemme, wie es als Bevölkerungsregulator auf die Dauer versage und die zu hoch gespannten Hoffnungen enttäusche, so erhält man unzweideutig den Eindruck: Es ist das Ricardosche Lohngesetz, oder genauer, das optimistisch interpretierte Gesetz, das er meint. —

Neben solchen Schriftstellern stehen nun aber andere, die an der richtigen, d. h. an der optimistischen Interpretationsweise nicht mehr als an der einzig in Betracht kommenden festhalten, und die eben damit das Ricardosche Lohngesetz nicht bloß von seiner Mutteridee losreißen, sondern dieser direkt entfremden, die also die Verselbständigung des Gesetzes nun auch in materieller Beziehung vollziehen.

Insbesondere ist es die das physische Minimum herauslesende, die pessimistische Interpretationsweise, die hier auftaucht. Nur daß sie sich als etwas an sich Falsches nicht überall völlig durchsetzt. Manchmal bleibt eine bewußte oder auch bloß unbewußte Bezugnahme auf das Richtige doch bestehen, und dann ist die materielle Verselbständigung nur unvollkommen. Sie zeigt eine Halbheit oder auch Unbestimmtheit, die sehr lehrreich ist.

John Stuart Mill[1] vermag das physische Minimum und damit die pessimistische Interpretationsweise nur alternativ dem moralischen Minimum bzw. der optimistischen Auslegung beizuordnen. „Mr Ricardo", sagt er, „assumes, that there is everywhere a minimum rate of wages: either the lowest with which it is physically possible to keep up the population (physisches Minimum) or the lowest with which the people will choose to do so (hier wird an das moralische Minimum gedacht)." Und es ist klar, weshalb er sich mit dieser alternativen Beiordnung begnügt. Nachdem er nämlich, ganz wie Craig, in einer längeren Ausführung dargelegt hat, wie eine dauernde Verschlechterung der Arbeiterlage das moralische Minimum herabdrücke, sagt er dann, das eben hervorgehobene Moment sei sicherlich hinreichend „to render all propositions ascribing a self-repairing quality to the calamities which befall the labouring classes, practically of no validity". Nun deutet aber alles darauf, daß er bei den letzten Worten, wieder in

[1] Principles of political economy. Erste Ausgabe 1848. Hier wird zitiert nach der Londoner Ausgabe von 1865. Vol. I, p. 422 f.

ähnlicher Weise wie Craig, an das im Sinne des moralischen Minimums interpretierte Ricardosche Lohngesetz gedacht habe. Letzteres erschien ihm, da es momentane Schmälerungen des moralischen Minimums als vorübergehend, als „sich selbst heilend“ ansieht, als etwas Optimistisch-Quietistisches: So wird ganz ausgesprochen auf die optimistische Interpretationsweise zurückgegriffen. Diese ist Mill offenbar ganz geläufig. Und darum kommt er auch da, wo er sich mit ihrem Gegenteil, mit der pessimistischen Auslegung zu befreunden gewillt ist, von ihrer, in diesem Falle zum wenigsten alternativen Beachtung nicht los.

Bei James Mill und West, die sich, über die Alternative von John Stuart Mill weit hinausgehend, ganz und gar auf das Gebiet der pessimistischen Interpretationsweise begeben, sieht man aber an gewissen gelegentlich eingestreuten Bemerkungen, daß sie bei der Vollziehung dieses Schritts doch zögern. Es ist, als wenn ihnen ein leises Bedenken an dessen Zulässigkeit aufkäme, als wenn sie dunkel fühlten, daß doch die Wahrheit ganz anderswo liegt.

James Mill[1] faßt bei Besprechung einer uns nicht weiter interessierenden Spezialfrage den Fall ins Auge, wo „wages are already at the lowest point, to which they can be reduced; that is, just sufficient to keep up the number of labourers and no more“, den Fall also, wo die Löhne auf das Niveau des physischen Minimums herabgesunken sind, und er sagt, es sei gerade dieser Fall „which seems to have been contemplated by Mr Ricardo, throughout his disquisitions on political economy, and which the tendency of population to increase faster than capital, undoubtedly leads us to regard as a natural state.“[2]

Hier wird demnach behauptet, daß Ricardo — und zwar ganz durchweg, vor allem also in seinem grundlegenden Lohngesetze — an das physische Minimum gedacht habe. Aber der Verfasser sagt es selber: It seems, es scheint so zu sein . . . Gerade bei einem Schriftsteller, der, wie James Mill, Ricardo so außerordentlich nahe stand, fällt ein derartiger Zweifelausdruck sehr stark ins Gewicht.

Noch schärfer kommt aber der Zweifel bei West[3] zum Ausdruck, denn dieser unterschiebt Ricardo und insbesondere seinem Lohngesetze die Idee des physischen Minimums wie folgt: „With

[1] Elements of political economy, London 1826. [2] Ebd. 258.

[3] Price of corn and wages of labour with observations upon Dr Smith's, Mr Ricardo's and Mr Malthus' Doctrines on these subjects, London 1826.

respect to Mr Ricardo's doctrine, that the wages of labour, that is the real wages, always remain the same or nearly the same, it seems to be founded, as far as Mr Ricardo's meaning can be collected, upon the assumption, that the labourer has never more or much more than the absolute necessaries of life and that therefore if his command over them were to be much reduced, he would be totally deprived of subsistence."[1]

„As far as Mr Ricardo's meaning can be collected. . . ." Die Unsicherheit des Verfassers ist hier vollkommen handgreiflich zu sehen.

Etwas Ähnliches begegnet übrigens auch bei Hodgskin[2]. Nur meldet sich bei diesem der Zweifel nicht sofort. Zunächst wird die Idee des physischen Minimums in das Ricardosche Lohngesetz so unbefangen hineingetragen, als wäre solches durchaus einwandsfrei. Indessen werden aus dem derart interpretierten Lohngesetze nun auch Konsequenzen gezogen. Und erst hinsichtlich dieser oder bestimmter hinsichtlich des Rechtes, mit dem sie in die Ricardosche Lehre mit hineininterpretiert werden dürfen — erst da stellt endlich der Zweifel sich ein.

Die Interpretation im Sinne des physischen Minimums erfolgt, im Anschluß an eine abgekürzte Anführung des Ricardoschen Lohngesetzes, in dem durchaus kategorischen Satze: „Whatever may be truth of the theory in other respects, there is no doubt of its correctness in this particular: The labourers do only receive, and ever have only received as much as will subsist them."[3]

Etwas weiter folgen dann aber die Konsequenzen, die in der scharf betonten These kulminieren, daß der Kapitalzins alles verschlinge und dem Arbeiter nur die bare subsistence übrig lasse, daß die „overwhelming and all-engrossing nature of compound interest" sich fühlbar mache, worauf dann ganz unmittelbar gesagt wird: „It is this overwhelming and all-engrossing nature of compound interest also, which gives to Mr Ricardo's theory and his definitions, as I have already described them, though this principle is nowhere brought sufficiently into view in his book, their mathematical accuracy and truth."[4] Und zum Über-

---

[1] Ebd. 72.

[2] (Anonym erschienen) Labour defended against the claims of capital, or the unproductiveness of capital proved with reference to the present combination among journeymen. By a labourer, London 1825.

[3] Ebd. 6. [4] Ebd. 23.

flusse heißt es noch sehr bald nachher: „Thus Mr Ricardo would admit, that the cause of the poverty of the labourer is the engrossing nature of compound interest; this keeps him poor and prevents him from obeying the commands of his Creator to increase and multiply.“ [1] — Hodgskin sieht wohl ein, daß alle diese Konsequenzen Ricardo nicht zugemutet werden dürfen. Darum zeiht er ihn der Unvollständigkeit. Darum legt er ihm das nahe, was er zugeben würde oder sollte.

Und darum konnte ich ihn in dem gegenwärtigen Zusammenhange James Mill und West anreihen. Im Grunde steht er aber nicht mehr auf demselben Niveau wie diese. Ja er gehört, wie bei näherer Überlegung ohne weiteres klar wird, schon zu einer Gruppe von Schriftstellern, die von den bisher behandelten scharf abgehoben werden müssen, und ein Blick auf seine Ausführungen eröffnet einen Gesichtspunkt, der nur jene, nicht diese betrifft.

Hodgskins Zweifel bezieht sich, wie wir gesehen haben, nur auf die an das pessimistisch interpretierte Gesetz angeschlossenen Konsequenzen, die pessimistische Interpretation, die er gibt, ist aber eine ganz unbedingte. Eben darum gehört er schon zu denjenigen, die die materielle Verselbständigung des Ricardoschen Lohngesetzes bis zu Ende durchführen, bei denen diese eine vollkommene wird.

Weiterhin sind aber seine Ausführungen ein überzeugender Beleg dafür, daß da, wo sich das Ricardosche Lohngesetz in vollkommener Weise verselbständigt, es ohne weiteres von der modernen Anschauung ergriffen zu werden die Tendenz hat. Denn die Konsequenzen, die ich oben kurz andeutete, sind schon von jener Anschauung getragen: An der Stelle, welcher das letzte unter den bisher beigebrachten Zitaten entnommen worden ist [2], bringt Hodgskin das Ricardosche Lohngesetz, das er, wie bereits erwähnt wurde, schon einmal früher [3] in abgekürzter Form gebracht hatte, noch einmal, und zwar nunmehr in vollem Wortlaut, konstatiert dann, daß eben im Sinne jenes Gesetzes der Arbeiter lediglich im stande sei, „barely to subsist“, und geht nun ganz unvermittelt zu dem uns schon bekannten Satze über: „Thus Mr Ricardo would admit, that the cause of the poverty of the labourer is the engrossing nature of compound interest; this keeps him poor“ usw. Offenbar bezeichnet er also den Zustand, wo der Arbeiter nur die bare subsistence einheimst, als Arbeiterarmut (Arbeiterarmut nicht

---

[1] Ebd. 24. [2] Ebd. [3] Ebd. 6.

im Sinne der mittelalterlichen, sondern im Sinne der modernen Anschauung), und er liest aus dem Ricardoschen Lohngesetze, das nach seiner Auffassung nichts anderes predigt, als daß dem Arbeiter stets nur die bare subsistence zuteil werde und zuteil werden könne, in allerletzter Linie den Satz heraus: Der Arbeiter ist stets im modernen Sinne arm, und er muß stets arm sein.

Damit bekennt sich aber Hodgskin ganz offen zu einer Lesart, zu der die Schriftsteller, die das Ricardosche Lohngesetz schlechtweg pessimistisch interpretieren, ganz im allgemeinen hinneigen und die den Gedankengehalt des so interpretierten Gesetzes erst recht wirksam macht. Denn der Satz, daß alle Arbeiter im modernen Sinne arm sein, d. h. ein unzureichendes Einkommen beziehen müssen, involviert den Vergleich mit einem als Maßstab vorschwebenden zureichenden Einkommen — einem wenn auch vielleicht unbewußt festgehaltenen moralischen Minimum oder Standard — und die Feststellung eines Mankos diesem Maßstabe gegenüber, er involviert eine Kritik, eine Verurteilung des gegenwärtigen Gesellschaftszustandes, der solche Fehlbeträge als etwas gesetzmäßig Notwendiges zum Vorschein kommen läßt, und den Gedanken, daß dieser Gesellschaftszustand, wenn man die Arbeiterklasse trotz allem heben wolle, grundsätzlich umgestaltet werden müsse. Er enthält also ein radikales arbeiterfreundliches Programm und redet insofern nicht bloß in abstracto der modernen, sondern konkret und praktisch der modern-sozialpolitischen Anschauung, ja sogar ihrer extremsten Abart, der sozialistischen Anschauung, das Wort.

Man braucht, um dies alles deutlich vor sich zu sehen, nur zu Hodgskin zurückzukehren und die wiederholt erwähnten, von ihm formulierten Konsequenzen nunmehr genauer nachzuprüfen. Denn da handelt es sich um Ideen eines entschiedenen und ausgesprochenen Sozialisten, als welcher Hodgskin, auch was seine wissenschaftliche Gesamttätigkeit anbelangt, zweifelsohne angesehen werden muß und eine feste Stellung in der Geschichte der wirtschaftlichen Doktrin schon besitzt.

Die Stelle „It is this overwhelming and all-engrossing nature of compound interest, which gives to Mr Ricardo's theory and his definitions their mathematical accuracy and truth“ ist noch in frischer Erinnerung. Ihr folgt aber eine ähnliche, welche lautet: „I refer to Mr Ricardo's definition . . . because his theory confirms the observations I have just made . . . that the exactions

of the capitalist cause the poverty of the labourer." Und noch etwas weiter wird in demselben Sinne gesagt: „The labourer must, however, live, though the exorbitant claims of capital allow him only a bare subsistence. Mr Ricardo has also been aware of this, and has therefore justly defined the price of labour to be" . . . (hier folgt dann, wie ich schon oben sagte, das Ricardosche Lohngesetz ganz wörtlich)[1].

Es ist sein prinzipiell antikapitalistischer Standpunkt, sein unversöhnbarer Gegensatz gegen die kapitalistische, gegen die privatwirtschaftliche Wirtschaftsordnung, den Hodgskin in Ricardos Lehre und speziell in das Ricardosche Lohngesetz hineinträgt.

Und wenn man sich dieses vor Augen hält, dann begreift man auch, worauf ein 14 Jahre später schreibender, aber Hodgskin gesinnungsverwandter Schriftsteller, nämlich Bray[2], wenn auch nicht ausschließlich, so doch in erster Reihe hinzielt, wenn er sagt: „The founders of this science (Political Economy) have proved, clearly and convincingly, that under the present system there is no hope for the working man."[3] Er entnimmt eben den Klassikern, speziell aber Ricardo die Prämisse, die ihm not tut. Und dann folgen ganz unaufhaltsam die Folgerungen. „That which is true of particular principles under certain influences, is not necessarily true of the same principle under all circumstances." Darum müsse man die Bedingungen, d. h. die Gesellschaftsordnung durchaus ändern. Was helfen könne, sei nur das „social system of community". In der Anempfehlung dieser dem present system entgegengestellten Antithese, deren Verherrlichung als das Braysche ceterum censeo dasteht, läuft dann der ganze Gedankengang aus. —

Ich habe die Äußerungen von Bray direkt an diejenigen von Hodgskin angeschlossen, weil sie mit diesen aufs innigste zusammenhängen und weil sie den Leser ohne weiteres an eines erinnern müssen: An die Lehre von der „Durchbrechung des ehernen Lohngesetzes", wie sie viel später Lassalle formuliert hat.

Die vergleichsweise Heranziehung des ehernen Lohngesetzes erscheint mir aber an dieser Stelle sehr zweckdienlich. Denn sie macht auf einen Gesichtspunkt aufmerksam, der höchst wichtig ist.

Lassalle beruft sich mit großer Vorliebe auf die Autorität von Ricardo und stellt die Sache zu wiederholten Malen so dar, als sei

[1] Ebd. 24.

[2] Labour's wrongs and labour's remedy, Leeds 1839.

[3] Ebd. 41.

das Ricardosche Lohngesetz an und für sich — also in der Form, in der es seinem Urheber vorgeschwebt habe — seinem eigenen, eben dem ehernen Lohngesetze gleich. Daß dies indessen auf einem Irrtum beruht, liegt im Sinne der obigen Darstellung völlig auf der Hand. Das Ricardosche Lohngesetz ist, will man an seiner ursprünglichen und primären Bedeutung festhalten, so zu lesen: „The natural price of labour is that price which is necessary to enable the labourers, one with another, to subsist and to perpetuate their race, without either increase or diminution.“ Das eherne Lohngesetz sagt hingegen, daß der durchschnittliche Arbeitslohn immer auf den notwendigen Lebensunterhalt beschränkt bleibe, der bei einem Volke gewohnheitsmäßig zur Fristung der Existenz und zur Fortpflanzung erforderlich sei. Bei diesem liegt der Tonfall auf dem Worte „notwendig“, das die Idee des physischen Minimums in sich einschließt, bei jenem liegt er aber erst in zweiter Linie auf dem gedachten Worte, welches hierselbst weit eher im Sinne des moralischen Minimums gedacht ist.

Indessen erklärt sich die von Lassalle vollzogene Identifikation daraus, daß er in Wirklichkeit nicht an das ursprüngliche, nicht an das eher optimistisch gefärbte, sondern an das pessimistisch interpretierte Ricardosche Lohngesetz gedacht hat. Denn zwischen diesem und dem ehernen Lohngesetze besteht ein Unterschied nur insofern, als der bestimmte Hinweis auf die Stabilität der Bevölkerung („to perpetuate their race without either increase or diminution“) durch einen weit weniger bestimmten Hinweis auf die neben der Fristung der Existenz in Betracht kommende Fortpflanzung ersetzt ist.

Sieht man aber davon ab, dann ist das pessimistisch interpretierte Ricardosche Lohngesetz mit dem ehernen Lohngesetze in der Tat ganz identisch. Und es ist gerade diese Identität, auf die es mir in diesem Zusammenhang ankommt.

Denn sie scheint mir auf eine noch weitergehende Verwandtschaft der Gesetze zu deuten:

Die Geschichte des ehernen Lohngesetzes lehrt uns ja zur Genüge, daß dessen Schwerpunkt nicht in seinem Inhalte, sondern in den auf ihm aufgebauten Forderungen, in den Lassalleschen Postulaten lag. Der erwachende deutsche Sozialismus brauchte eben einen theoretischen Grundstein, auf dem er seine Verurteilung der gegenwärtigen und seine Befürwortung einer andersgearteten Wirtschaftsordnung zuversichtlich basieren könnte, und zu diesem

Zwecke schmiedete er das eherne Lohngesetz, mittels dessen er das Walten des spezifisch Lassalleschen Geistes perpetuierte und an dem er, solange er den Spuren Lassalles nachzufolgen geneigt war, auch andauernd festhielt. Als aber Marx zu dem ganz gleichen Zwecke eine, wie es schien viel tiefere und viel befriedigendere Theorie, nämlich die Mehrwertlehre, aufgebracht hatte, da ließ der deutsche Sozialismus, der mehr und mehr zu einem rein marxistischen geworden war, das eherne Lohngesetz zunächst stillschweigend und dann ausdrücklich, ja mit der größten Ostentation fallen. Es ist bekannt, welchen Nachruf ihm Liebknecht auf dem Halleschen Parteitage von 1890 nachschickte. Das eherne Lohngesetz sei wissenschaftlich nicht zu halten, aber es sei agitatorisch von Lassalle gebraucht worden und habe auch ganz herrlich seinen Zweck erfüllt. . . .

Nun hat aber, wie es scheint, auch der Schwerpunkt des pessimistisch interpretierten Ricardoschen Lohngesetzes nicht in der These selbst, sondern in den an die These geknüpften Postulaten gelegen. Oder mit andern Worten: Das Ricardosche Lohngesetz scheint nur darum pessimistisch interpretiert worden zu sein, um so ein sicheres Fundament für die auftauchenden sozialistischen Programme oder auch, da das Sozialistische in der nachricardoschen Zeit noch nicht so bestimmt von andern Richtungen sich differenziert hatte wie zur Zeit Lassalles, für die sich regenden sozialpolitischen Forderungen ganz im allgemeinen zu errichten. Jene Interpretation war allem Anschein nach nur ein bloßes, an sich wenig in Betracht kommendes Mittel. Die Betätigung der modern-sozialpolitischen Anschauung war das ausschließlich maßgebende Ziel.

Um diese Auffassung zunächst indirekt zu begründen, möchte ich auf eine Schrift hinweisen, die es zweifellos dartut, daß da, wo man sehr merkwürdigerweise das pessimistisch interpretierte Ricardosche Lohngesetz als einen noch nicht genügend drastischen Weckruf zur sozialpolitischen Initiative ansah, man das genannte Gesetz nicht mehr als richtig anzuerkennen geneigt war, daß man es ohne Zögern ganz einfach verwarf.

Die Schrift, auf die ich anspiele, ist im Jahre 1836 von Ramsay[1] verfaßt worden und zieht den uns interessierenden Gegenstand zum erstenmal mit den Worten heran: „I must allude to an opi-

---

[1] An Essay on the distribution of wealth, Edinburgh 1836.

nion on the rate of wages adopted by various authors of eminence, but which nevertheless appears to me quite erroneous. It is, that there is a natural or necessary price of labour in the same manner as of commodities." Es folgt ein ausdrücklicher Hinweis auf Ricardo und dessen Lohngesetz, das sogar in extenso in Erinnerung gebracht wird, worauf es alsdann weiter heißt: „This idea (die Analogie zwischen dem price of labour und dem price of commodities) appears to me to have no foundation in fact . . . To establish a perfect analogy, we must be prepared to contend, that if the labourer cannot get what is called the natural rate of wages, he will speedily desert altogether from working. But this is so far from true, that there is scarcely any pittance, however small, which will not induce him to toil, provided he can get no more. He will not sit down quietly and starve. What though his reward be not sufficient to support a family? It may still keep off from himself the pangs of hunger and the certainty of immediate destruction. He will therefore toil and toil on so long as his strength permits, however small his remuneration may be."[1]

Es ist klar, daß in dieser Polemik an das im Sinne des physischen Minimums interpretierte Lohngesetz gedacht wird. Ramsay behauptet eben, daß der Arbeiter von der Arbeit nicht ablasse, auch wenn das zur Erhaltung der Familie physisch Notwendige als ganz unerschwingbar erscheine und wenn das, was physisch notwendig sei, damit der Arbeiter als Individuum weiterlebe, nur in einem Mindestmaße erarbeitet werden könne, nur so, daß augenblicklich der Hunger gestillt sei.

Auch negiert er das derart interpretierte Gesetz in seinem Kerngedanken. Er glaubt nicht, daß der von ihm geschilderte Zustand nur eine beschränkte Zeit andauern und bald auf eine Bevölkerungsminderung hinwirken werde, daß ferner die Abnahme des Arbeitsangebots die Löhne bessern und die Bevölkerungsvermehrung wieder möglich machen müsse. „This state of things", sagt er ausdrücklich, „may last for a long time. Do we not know, that there are countries in which population has been declining for ages?"[2]

Und so erfolgt das Unerwartete und sehr Merkwürdige, worauf ich bereits hindeutete: Das pessimistisch ausgelegte Lohngesetz wird eines zu weitgehenden Optimismus geziehen. „It is vain, therefore, to say with Mr Storch (der Name dieses National-

---

[1] Ebd. 133. [2] Ebd. 134.

ökonomen ist aufs Geratewohl herausgegriffen; eigentlich denkt Ramsay an die Gesamtheit der Ricardoschen Interpretatoren, oder, wie aus dem eben Gesagten folgt, an die Gesamtheit derer, die das Ricardosche Lohngesetz im Sinne des physischen Minimums interpretieren), that labour has a necessary price, which it cannot fall below for any length of time. Fortunate indeed would it be for humanity, were this always the case.“[1]

Aber auch dies ist noch nicht alles. Wie Mill von dem im Sinne des moralischen Minimums interpretierten Ricardoschen Lohngesetz eine Verleitung zum Quietismus befürchtet, so befürchtet Ramsay seitens des im Sinne des physischen Minimums interpretierten Gesetzes ganz das gleiche. „It is“, sagt er, „of some importance, that our ideas should be set right on this point. If we are persuaded that wages can never for any long period fall below what is necessary for the support not only of the labourer himself, but also of his family, our sympathies will cease to be warmly engaged in behalf of the most numerous part of the population, we shall consequently be less active in devising expedients for improving their condition, and less alive to every symptom of a declining state of society. Let us then not forget, that the agony of a dying nation is not over in a day.“[2]

Hier erscheint die so sonderbare Ramsaysche Auffassung gleichsam auf die Spitze getrieben. Aber zu gleicher Zeit erscheint sie auch begreiflich. Ramsay wünscht eine sozialpolitische Aktion in die Wege zu leiten und hält nun selbst das pessimistisch interpretierte Ricardosche Lohngesetz als Vernunftgrund einer solchen Aktion für nicht in genügendem Maße wirksam. Darum bekämpft er das Gesetz, er bekämpft es, obwohl ihm doch das Rüstzeug zum Kampfe ganz fehlt.

Denn der Kerngedanke wird, wie wir sahen, negiert, aber er wird in keiner Weise widerlegt. Auf die Frage, wie eine Dezimierung der Bevölkerung und somit eine Verminderung des Arbeitsangebots unter regelmäßigen Verhältnissen, also bei gleichbleibender Arbeitsnachfrage, eine Steigerung des Arbeitslohnes nicht hervorrufen solle, wird mit keinem Worte eingegangen. Und daß es sich in den Ländern „in which population has been declining for ages“ um außerordentliche Bedingungen handeln konnte, wird nicht beachtet. Die ganze Opposition ist also wissenschaftlich unstichhaltig

---

[1] Ebd. [2] Ebd.

und wäre, an sich betrachtet, geradezu unerklärlich. Sie erklärt sich, wie ich sagte, erst aus dem dem Opponenten vorschwebenden ganz praktischen Ziel.

Ebenso ist aber nur im Hinblick auf die der nachricardoschen Zeit vorschwebenden sozialpolitischen Ziele etwas Weiteres zu begreifen: Die Tatsache, daß so viele Forscher an der Wahrheit des pessimistisch interpretierten Ricardoschen Lohngesetzes unentwegt festhielten, obwohl diese — nicht von Ramsay, aber von andern — schon damals so überzeugend bekämpft wurde, daß ihre wissenschaftliche Unhaltbarkeit völlig auf der Hand lag.

„The wages of labour", sagt in einem hierhergehörigen Zusammenhange der bereits oben erwähnte West, „may vary within very wide limits, from wages such as they are in North-Amerika to wages such as they are in India, from what they were during the late war to what they have been since the peace."[1]

„Is there", fragt Jones, „something in the respective natures of potatoes and mankind, which makes it certain that the wages of the Irish labourer will never be more than will suffice to command the same quantity of potatoes which he now consumes? The opinion, in spite of the authorities, on which it rests, seems too preposterous to contend with."[2]

Und noch direkter auf das, wohlgemerkt pessimistisch interpretierte Gesetz Ricardos hinweisend, sagt der gleichfalls bereits erwähnte Read: „The definition (Ricardos) could only be intended to apply to the very lowest description of labourers, whom it moreover supposes reduced to the very lowest possible or endurable condition, namely to a subsistence consisting of the smallest quantity and worst quality of food, clothes and lodging, by which life can be supported — a condition, to which, I believe, no considerable number of people or distinct class of labourers ever were reduced in any civilized society."[3]

Der Vorwurf, der hier auftaucht, ist also derjenige einer unberechtigten Uniformierung der Löhne, ist der, daß man die Verhältnisse der untersten und am schlechtesten situierten Arbeiterklasse der Gesamtheit der Arbeiter zuschreibe — kurz, er ist ganz derselbe, der später das eherne Lohngesetz in wissenschaftlichen Mißkredit brachte und welcher dieses auch zu Grabe trug.

---

[1] Price of corn and wages of labour etc., London 1826, 74.

[2] Literary remains, London 1859 (in den dreißiger Jahren geschrieben), 148.

[3] Political economy, Edinburgh 1829, 251.

Und doch lebte das pessimistisch interpretierte Ricardosche Lohngesetz ruhig weiter, es drängte das optimistisch interpretierte Gesetz ganz entschieden ins Hintertreffen, und es reichte, wie aus dem Obigen zu ersehen ist, einige Jahrzehnte später dem mit ihm identischen ehernen Lohngesetz, bei dem die Kritik dann von neuem einsetzte, die Hand. Offenbar war es also nicht seine theoretische Unerschüttertheit, sondern seine praktische Verwendbarkeit, die ihm Kraft verlieh. Und dies bestätigt die obige Annahme, daß sein Schwerpunkt in den an seinen Inhalt angeknüpften Postulaten gelegen habe, daß es als ein an sich ganz gleichgültiges Mittel nur die Betätigung der modern-sozialpolitischen Anschauung zu unterstützen hatte, nun auch ganz direkt.

Wenn man nun aber die gedachte Annahme akzeptiert, dann erscheint die ganze in diesem Kapitel gelieferte Darstellung in einem einheitlichen und auch in einem sehr bestimmten Licht.

Das Ricardosche Lohngesetz, darf man dann sagen, war von Hause aus nur ein Mittel zu einem praktischen Zwecke; es sollte dem Einfluß der Armengesetzgebung auf die Arbeit entgegentreten und zeigte ebendeswegen eine Färbung, welche weit eher optimistisch war. Dann hat es sich, in manchen Fällen bloß formal, verselbständigt und die optimistische Färbung in solchen Fällen beibehalten. Doch hatte es in dieser Form nur ein literargeschichtliches Interesse, denn die theoretische Bedeutung, die ihm von Anfang an gefehlt hatte, blieb auch jetzt aus, und seine praktische Wirksamkeit, sein aktueller Wert war ganz zerstört. So konnte es das Verlorene nur so wiedergewinnen, daß es — was auch in immer zahlreicheren Fällen geschah — in den Dienst eines andern Zweckes, in den Dienst der damals kräftig aufstrebenden sozialpolitischen Bestrebungen gestellt wurde, aber dieses war nur so möglich, daß es immer vollständiger die optimistische Färbung abstreifte und eine pessimistische Färbung annahm. Eine Mißdeutung war bei dem Übergange von der alten zur neuen Zweckbestimmung gar nicht zu umgehen.

Die Gesamtgeschichte des Ricardoschen Lohngesetzes wird also — zunächst dank der individuellen Methode Ricardos, dann aber dank der sozialpolitischen Sturm- und Drangperiode, die der „Theorie um der Theorie willen“ abhold sein mußte — von einer in sich gleichartigen, durch den Hinblick auf praktische Zwecke geleiteten und bestimmten Denkweise beherrscht. Und trotzdem, trotz dieser Gleichartigkeit, besteht ihr zentraler Wendepunkt

in einer Mißdeutung des Ricardoschen Lohngesetzes: Da darf man, um einen Erklärungsgrund aufzufinden, an subjektiv-willkürliche Momente, an verschiedenartige Denkverfahren der früheren und der späteren Theoretiker nicht mehr denken. Da muß man die Mißdeutung ganz ausschließlich auf etwas Objektives zurückführen, auf die zwischen dem ursprünglichen und dem nachträglichen Zwecke sowie den diesen entsprechenden Gebieten — dem Gedankenkreise der englischen Theorien und der modern-sozialpolitischen Anschauung — obwaltende Wesensfremdheit, die Disparität. —

Schluß.

Die im obigen gegebene Darstellung scheint mir insofern Neues zu bringen, als sie in allerletzter Linie ein Dreifaches tut.

Zunächst ermöglicht sie, die Geschichte sozialer Ideen in einer bestimmten Beziehung an die Wirtschaftsgeschichte anzulehnen. Denn es läßt sich kaum verkennen, daß die Wirtschaftsordnung des Mittelalters, welches ebendeswegen mit besonderer Vorliebe die Vermögenssteuer pflegte, auf dem Grundbesitz bzw. Grundvermögen und den ihm später nebengeordneten Besitz- bzw. Vermögensarten aufgebaut war, während die moderne Wirtschaftsordnung mehr und mehr den Einkommensbegriff zu seinem Rechte kommen ließ und demgemäß das Prinzip der Einkommensbesteuerung entschieden voranstellt. Und überdies darf man auch nicht außer acht lassen, daß der Vermögensbegriff seit dem Mittelalter weiter fortwirkt und mit dem modernen Einkommensbegriff eine Vereinigung erstrebt — die gerade in jüngster Zeit sich besonders auffällig hervorwagenden Kombinationen von Vermögens- und Einkommenssteuern bringen uns dieses deutlich zum Bewußtsein. Nun haben wir aber gesehen, daß es sich auf dem Gebiete der sozialen Ideen um etwas völlig Analoges handelt. Die mittelalterliche Anschauung, durch die die Arbeit mit der Armut im Sinne der Vermögenslosigkeit verknüpft wird, betont ganz ausschließlich den Vermögensbegriff. Die moderne Anschauung, für die die Begriffsverknüpfung von Arbeit und Armut im Sinne der Einkommenschwäche charakteristisch ist, die aber in dem Proletarierbegriff auch eine ausgesprochene Synthese mit der mittelalterlichen eingeht, steht hingegen im Zeichen des Einkommensbegriffs bzw. der von diesem und seinem Gegenpart angestrebten Einheit. Sowohl die erste als die zweite erscheint also als ein unter einem speziellen Gesichtswinkel gesehenes Spiegelbild der jeweiligen Wirtschaftsordnung und läßt insofern die Angliederung an die Wirtschaftsgeschichte wohl zu.

Weiterhin ermöglicht die obige Darstellung, die Geschichte sozialer Ideen in einer andern Beziehung an die Geschichte der wirtschaftlichen Theorien anzulehnen. Denn wir haben gleichfalls gesehen, wie die englischen Theorien der ersten Periode eine

Wahlverwandtschaft mit dem Merkantilismus aufweisen, wie diejenigen der zweiten einen gleichsam neutralen Übergang zwischen dem Vorangegangenen und dem Folgenden herstellen und diejenigen der dritten dem Klassizismus wahlverwandt sind. Offenbar gehört also die Gesamtentwicklung der englischen Theorien mit der vom Merkantilismus zum Klassizismus führenden Evolution eng zusammen. Offenbar bildet jene ein, abermals im Hinblick auf spezielle Zwecke zu stande gekommenes Korrelat dieser und gliedert sich der Geschichte wirtschaftlicher Theorien ohne weiteres, weil ganz natürlich und selbst zwingend, an.

Drittens und letztens wird aber die Geschichte sozialer Ideen einerseits von der Wirtschaftsgeschichte und anderseits von der Geschichte wirtschaftlicher Theorien in sehr bezeichnender Weise abgehoben:

Einerseits von der Wirtschaftsgeschichte, denn das ganze zweite Entwicklungsstadium, eben dasjenige der englischen Theorien, hat mit wirtschaftsgeschichtlichen Vorgängen nichts zu schaffen. Es handelt sich hier, innerhalb der ersten Periode, um das Gutheißen der durch das Hervortreten der Arbeitslosigkeit nötig gewordenen Armenpflege als eines die Arbeiterverhältnisse korrigierenden Moments, also um entschieden charitative Ideen, die dann, nach einem durch die zweite Periode repräsentierten farblosen Übergangszustande, in der dritten Periode durch ebenso entschieden anticharitative Ideen, durch eine lebhafte Opposition gegen den seitens der Armenpflege auf die Arbeiterverhältnisse ausgeübten Einfluß abgelöst werden, bis schließlich der Begriff des Pauperismus und speziell der Arbeiterpauperisierung von nichts anderem als Verarmung spricht. Es handelt sich, mit einem Worte, um die Ablösung einer charitativen durch eine anticharitative Auffassung, um eine Evolution, die als etwas in sich Geschlossenes sich darstellt, und die weder durch irgend eine Wandlung der Wirtschaftsordnung hervorgerufen worden ist, noch auch diese Wirtschaftsordnung in grundsätzlicher Weise beeinflußt, um eine Evolution, die aus dem allgemein-wirtschaftlichen Entwicklungsgange in jeder Hinsicht herausfällt, die ganz für sich ist.

Anderseits ist es aber die Geschichte wirtschaftlicher Theorien, von der sich die Geschichte der sozialen Ideen scharf abhebt. Denn nur im zweiten Entwicklungsstadium ist ein Zusammenhang zwischen diesen Ideen und jenen Theorien nachzuweisen. Im übrigen ist er zweifellos nicht vorhanden. Die mittelalterliche und die moderne

Anschauung schließen eine wirtschaftstheoretische, eine nationalökonomische Qualifizierung völlig aus; sie sind eben nicht nationalökonomisch, sondern anderer Art. Insbesondere ist die moderne Anschauung vom Banne nationalökonomischer Dogmen mit Bewußtsein erlöst. Sie ist, wie ich sie bereits durchgängig genannt habe, durchaus sozialpolitisch oder sozial. Sie ist nicht mehr als das und will nicht mehr sein. Was aber die mittelalterliche Anschauung anbetrifft, so gibt es, um sie zu charakterisieren, nur ein einziges Wort. Ein Wort, das sich bei der Lektüre des ersten Teiles dem Leser wohl immer wieder ganz von selber aufdrängte und das ich auch wiederholt anzuwenden nicht umhin konnte, das ich aber erst hier endgültig fixieren möchte — nämlich das Wort ethisch. Denn ethisch ist das Fundament, die christliche Armenlehre. Aus ethischen Gründen werden die Arbeiter in diese Armenlehre hineingezogen, und in ethische Folgerungen läuft dann das ganze Denkverfahren aus. Es unterliegt also keinem Zweifel: Das Verhältnis der mittelalterlichen und der modernen Anschauung wird durch dasjenige des ethischen und des sozialen Standpunktes bestimmt.

Will man demnach, immer auf Grund der obigen Darstellung, alles das unterstreichen, was die Geschichte sozialer Ideen aus dem Rahmen der Wirtschaftsgeschichte und der Geschichte wirtschaftlicher Theorien heraushebt, was also beiden gegenüber ihre spezifische Eigenart ausmacht, so muß mit allem Nachdruck betont werden: Im ersten Entwicklungsstadium sind die sozialen Ideen ethisch, im zweiten sind sie anfangs ausgesprochen charitativ, um später nicht minder ausgesprochen anticharitativ zu werden, und im dritten sind sie rein sozial.

Zunächst versucht man eben die Arbeiterfrage so zu behandeln, daß sie ohne Zuflucht zu etwas außerhalb ihres Umkreises Liegendem allen billigen Anforderungen entspreche. Man versucht sie von innen heraus zu lösen, sie zu ethisieren. Späterhin ersetzt man aber, da man angesichts der neu auftauchenden Arbeitslosigkeit das Gleichgewicht verliert, die innerliche Ethisierung durch eine äußerliche Heranziehung der Charität und gelangt so auf ein Gebiet, das als eine Art schiefer Ebene sich darstellt. Es zeigt sich nämlich, daß es gefährlich ist, sich bei der Lösung der Arbeiterfrage in irgendwelcher Weise auf die Armenpflege zu verlassen. Es zeigt sich, daß die einmal herangezogene Armenpflege mehr und mehr die Arbeit überwuchert, und daß diese Überwucherung schließlich zu monströsen Übertreibungen und infolgedessen zur Umkehr, d. h.

zur Proklamierung des das nackte Verarmungsproblem entschleiernden anticharitativen Gedankens hinabführt. Damit — und ganz besonders mit dem Aufkommen der Ricardoschen Theorie, welche, als ein Durchgangstor von der zunächst charitativen und schließlich anticharitativen zur acharitativen Auffassungsweise hinüberleitet, und welche, weil sie negativ eine tabula rasa schafft, etwas Positives mit Notwendigkeit herausfordert — tritt aber bereits das rein soziale Prinzip auf den Platz.

Nur daß es sich sofort weiterbildet: Als etwas nicht mehr Charitatives fühlt es sich zu den noch nicht charitativen Momenten hingezogen, die von der ursprünglichen Ethisierung herstammen und die unter der Oberfläche noch fortwirken. Der Proletarierbegriff, der, wie wir sahen, die mittelalterliche Anschauung mit der modernen zusammenschmiedet, verknüpft eben zugleich das Soziale mit dem Ethischen.

Denn das Soziale der modernen Anschauung, oder genauer die Gesamtheit der sozialen Maßregeln, die jene behufs Heilung der Einkommenschwäche der Arbeiterklasse anregt, hat ihren Ursprung in der Erwägung, daß die ebengenannte Einkommenschwäche als eine der Beseitigung fähige und bedürftige Anomalie erscheine. Der Ursprung des Ethischen, das die mittelalterliche Anschauung aufweist und das sich insbesondere in dem ethischen Gebote, dem Arbeiter einen auskömmlichen Arbeitslohn zu sichern, kundgibt, ist aber in der Erwägung zu sehen, daß die Vermögenslosigkeit des Arbeiters, sein Angewiesensein nur auf Arbeit einen unabänderlichen, natürlichen Normalzustand ausmache, welchem Rechnung getragen werden müsse. Dort bewegt man sich auf den Gedankenwegen des Pathologen, während man hier ganz ausgesprochen physiologisch denkt.

Indem man aber den Arbeiter als Proletarier hinstellt, führt man dessen Einkommenschwäche, als etwas an sich Anormales, auf seine Vermögenslosigkeit, als etwas nunmehr völlig Normales, zurück. Man verfährt nach Art des Pathologen, der seine Ideen auf einer physiologischen Basis aufbaut. Und damit geht Hand in Hand die Vertiefung des sozialen Gesichtspunktes durch den ethischen. Mag man es sich nämlich bewußt eingestehen oder nicht, man empfindet das Postulat sozialer Maßregeln, die der Einkommenschwäche entgegenzutreten und zugleich der der Einkommenschwäche zu Grunde liegenden Vermögenslosigkeit, der „Enterbtheit“ des Proletariers gerecht zu werden hätten, gerade im Hinblick auf diese letztgenannte als ein bestimmtes ethisches Gebot. —

Die Synthese des Mittelalterlichen und des Modernen, des Physiologischen und des Pathologischen, des Ethischen und des Sozialen — das ist es, worin vom Standpunkt der genetischen Auffassung das Wesen des Proletarierbegriffes besteht. Und es wäre nun eine höchst anziehende Aufgabe, des weiteren nachzuforschen, in welcher Weise alle diese im Proletarierbegriffe enthaltenen und durch ihn der modernen Anschauung zugeführten synthetischen Gesichtspunkte entfaltet worden sind, inwiefern durch dieselben die auf der modernen Anschauung aufgebaute, die soziale Denkweise bestimmt wird. Indessen würde die Beantwortung dieser Fragen über den für die vorliegende Untersuchung maßgebenden entwicklungsgeschichtlichen Rahmen weit hinausgehen. Sie würde die Heranziehung ganz neuer Gedankenreihen und die Anwendung ganz anders gearteter Methoden mit sich bringen. Und darum bin ich genötigt, mich mit der bloßen Andeutung der weiterhin sich eröffnenden Aussicht zu begnügen.

Hingegen möchte ich aber das Endergebnis der vorliegenden Untersuchung in der Weise zusammenfassen, daß ich sage: Die Untersuchung beweist zunächst, daß es geboten ist, die Geschichte der sozialen Ideen nicht, wie bisher in der Regel geschehen ist, mit der Neuzeit, so etwa mit der merkantilistischen Epoche, sondern — nach dem bewährten Vorbilde der Wirtschaftsgeschichte und zum Teil auch der Geschichte wirtschaftlicher Theorien — schon mit dem Mittelalter einsetzen zu lassen. Und sie beweist ferner, daß, gleichfalls im Gegensatz zu dem bisher üblich gewesenen Verfahren, die Gedanken über Arbeiterfrage oder Arbeit nicht als etwas Isoliertes, sondern in ihrer Beziehung zu den Gedanken über Armut bzw. Armenpflege betrachtet werden sollten. Denn erst unter diesen beiden Voraussetzungen erscheint die Gesamtentwicklung, welche die sozialen Ideen zurückgelegt haben, als etwas Einfaches und Einheitliches. Erst so kommt die große Entwicklungslinie an den Tag.

Gerade um dies in überzeugender Weise dartun zu können, habe ich, alle Schattierungen mit voller Absicht außer acht lassend, mich im obigen auf die Betonung der Hauptpunkte, auf die Skizzierung einer Art Leitfaden für weitere Einzelforschungen beschränkt.

Nur um so mehr darf ich aber zum Schluß den Satz aufstellen: Arbeit und Armut, das war vom Mittelalter bis zur Jetztzeit das entwicklungsgeschichtlich entscheidende, das wegweisende soziale Problem. —

Anhang.

Stellungnahme zur Ricardoforschung.

Im obigen ist eine ganz bestimmte Auffassung des Ricardoschen Lohngesetzes vertreten worden. Vielleicht ist es nun nicht überflüssig, von ihrem Standpunkte aus zu der neueren Ricardoforschung Stellung zu nehmen. Vielleicht erscheint es ratsam, einerseits die Gegensätze, anderseits die Verbindungsfäden zu ermitteln. —

Ein Gegensatz ist zunächst zu denjenigen Schriften da, welche auch in allerjüngster Zeit das gedachte Gesetz pessimistisch, also im Sinne des ehernen Lohngesetzes interpretieren, und welche die lange hindurch — nicht gleich nach Ricardo, aber später — fast ausschließlich herrschende Meinung noch jetzt recht wirksam am Leben erhalten.

Derartige Schriften sind an sich ziemlich zahlreich. Indessen wird es an diesem Orte vollauf genügen, wenn ich bloß diejenigen von Ashley[1] und Brentano[2] nenne. Denn schon ein Blick auf diese beiden lehrt uns, worin das Wesen des Gegensatzes zu sehen ist: Beide, sowohl Ashley als Brentano, interpretieren das Ricardosche Lohngesetz, das die obige Darstellung mit Ricardos Anschauungen über die Armengesetze in Beziehung gebracht hat, unter Heranziehung der Lehre vom Verhältnis der Arbeitslöhne zu den Kornpreisen. Sie interpretieren es also mit Hilfe einer Lehre, die, wie die gedachte Darstellung nachzuweisen versucht hat, durch den Hinblick auf die Korngesetze eingegeben worden ist, und die mit den das Lohngesetz behandelnden und die Armengesetze visierenden Ausführungen in keinem inneren Zusammenhang steht. Beide glauben eben von vornherein daran, daß Ricardos Ansichten über die Arbeitslöhne einheitliche gewesen seien. Die hier vertretene Auffassung kulminiert aber in dem Satze, daß diese Ansichten wandel-

[1] The rehabilitation of Ricardo, in Economic Journal I (1891) 474f.

[2] Die klassische Nationalökonomie. Vortrag beim Antritt des Lehramts in Wien, Leipzig 1888.

bar waren, und daß sie je nach dem jeweiligen Zwecke Ricardos geschwankt haben; jedenfalls schließen sie einen sehr weitgehenden Dualismus ein.

Wie sehr nun aber die eben genannten Schriften diesen Dualismus negieren, wie innig sie das Ricardosche Lohngesetz mit der Ricardoschen Lehre vom Verhältnis der Arbeitslöhne zu den Kornpreisen zu einem Ganzen zusammenschmelzen, ersieht man schon aus der Äußerung Ashleys: „This theory of the relation of wages to subsistence (eben das pessimistisch interpretierte Ricardosche Lohngesetz) was fruitful in consequences. It led directly to some of Ricardos most important doctrines — that as the cost of food and therefore wages tended to increase, profits tended to diminish“ [1] usw. Und noch bezeichnender ist die Beweisführung von Brentano. Im Sinne von Ricardo, meint dieser, gravitieren die Löhne stets nach dem, was der Arbeiter landesüblich zum Leben brauche. „Und was bedeutet es, wenn dann regelmäßig einige Sätze eingeschoben sich finden, in denen anerkannt wird, daß dieses Minimum je nach Land und Zeit ein verschiedenes ist? Bleibt doch diese Anerkenntnis für alle weiteren Erörterungen ohne Belang, indem dieselben trotzdem jenes Minimum als durch die Kornpreise bedingt voraussetzen. Die Kornpreise erscheinen somit als der Hauptlohnregulator. Daher das eherne Lohngesetz Lassalles.“ [2] — Man sieht: Die Lehre von dem Verhältnis der Arbeitslöhne zu den Kornpreisen erscheint hier als das Moment, das für die Interpretation des Ricardoschen Lohngesetzes ausschlaggebend sei.

Außerdem ist aber noch ein anderer Gegensatz vorhanden: Auch die optimistischen Interpretationen, die sich in jüngster Zeit auffällig mehren, stehen zu einem großen Teile der in dieser Untersuchung vertretenen Auffassung entgegen. Denn sie sehen vielfach in dem Ricardoschen Lohngesetze etwas absolut Optimistisches, die obige Darstellung spricht aber von einem Optimismus, welcher, wie ausdrücklich und wiederholt betont wurde, durchaus relativ ist. „Während die Armengesetze schlechte Arbeitslöhne mit sich bringen, sind solche auf dem freien Arbeitsmarkte eher gut.“ Dies ist alles, was die obige Darstellung Ricardo in den Mund legt. Die optimistischen Interpretatoren haben aber in zahlreichen Fällen mehr getan. Sie sagten, Ricardo habe gepredigt, die Löhne seien ganz schlechtweg gute, oder vielmehr die Löhne sollen schlecht-

[1] A. a. O. 484. [2] A. a. O. 8.

weg gute sein. Sie unterschoben Ricardo ein ausgebildetes lohnpolitisches Programm: Der natural price, um den die Löhne oszillieren, sei nach Möglichkeit aufzubessern. Seine Erhöhung sei erstrebenswert.

Bezeichnenderweise stützten sie sich aber dabei nicht auf das Kapitel vom Arbeitslohne als ein Ganzes, sondern auf einzelne aus dem Zusammenhange herausgerissene Zitate, ja schließlich auf ein einziges Zitat. „In fact", sagt z. B. Marshall[1], „Ricardo was not only aware, that the necessary or natural limit of wages was fixed by no iron law, but is determined by the local conditions and habits of each place and time; he was further keenly sensitive to the importance of a higher standard of living, and called on the friends of humanity to exert themselves to encourage the growth of a resolve among the working classes not to allow their wages to fall anywhere near the bare necessaries of life." Er beruft sich also in allerletzter Linie auf den schon oben wiederholt herangezogenen Passus: „The friends of humanity cannot but wish that in all countries the labouring classes should have a taste for comforts and enjoyments and that they should be stimulated by all legal means in their exertions to possess them." Und demgemäß verfährt Ashley sehr geschickt, wenn er in einer äußerst interessanten literarkritischen Ausführung[2] den in Rede stehenden Passus seiner Beweiskraft zu entkleiden und damit die Marshallsche Interpretation, die er, wie wir schon wissen, nicht teilt, als grundlos und phantastisch hinzustellen sucht.

Die relativ optimistische Auslegung wird aber durch die Kritik dieser oder jener Einzelstelle nicht getroffen. Ihre Berechtigung geht aus dem Totaleindruck des Kapitels vom Arbeitslohne, aus dem Zusammenwirken und dem Sich-gegeneinander-Abheben der dort gebrauchten Tonfarben hervor. —

Anderseits schlingen sich zwischen der neueren Ricardoforschung und der im obigen vertretenen Auffassung so überaus zahlreiche Verbindungsfäden, daß man vielleicht nicht ohne Grund sagen könnte, letztere werde durch die bereits bisher geltend gemachten Gesichtspunkte direkt postuliert.

Im folgenden ist es nun allerdings ganz unmöglich, derartige Fäden in ihrer Gesamtheit aufzudecken. Indessen sollen doch

---

[1] Principles of economics I, London 1890, 553.

[2] S. den eben angeführten Aufsatz: „The rehabilitation of Ricardo".

wenigstens ein paar Schriften erwähnt werden, die mir bei dem Suchen nach dem wahren Sinne des Ricardoschen Lohngesetzes die zuverlässigsten Anhaltspunkte, die anregendsten Fingerzeige boten.

Schon 1839 schrieb über Ricardo Lord Brougham[1]: „The habits of this able and excellent person were those of business, and business of a contracted kind, as little likely to fit the mind for abstract and general inquiries as to point the notice towards them.“ Und wenig später, im Jahre 1844, sagt de Quincey[2] hinsichtlich der Annahme Ricardos, daß in reichen Ländern der Arbeiter nur eine sehr geringe Menge Nahrungsmittel zu opfern brauche, um für alle seine sonstigen Bedürfnisse in reichlicher Weise vorzusorgen: „But this are romantic estimates and pardonable in Ricardo from his city life, which has denied him, until his latest years, all opportunities of studying the life of labourers.“ Dort ist also Ricardos eminent praktische Geistesrichtung, hier sein Mangel an konkreten Kenntnissen in der Arbeiterfrage vollkommen erkannt. Und insofern stand man von vornherein der Einsicht, daß Ricardo im Hinblick auf praktische Zwecke mit den ihm an sich sehr fernliegenden Arbeiterlohnverhältnissen in freier Weise experimentiert habe, keineswegs ganz fern.

Die spätere und insbesondere die neuere Ricardoforschung näherte sich ihr aber, indem sie ihr von den allerverschiedensten Seiten her zustrebte, noch bedeutend mehr.

In seinem Buche „Zwei Bücher zur sozialen Geschichte Englands“[3] leitet Held seine Ausführungen über Ricardo mit der allgemeinen Bemerkung ein: „Will man Ricardo wirklich verstehen, so muß man außer seinen allbekannten Principles auch seine kleineren Schriften berücksichtigen, in denen die praktische Tendenz deutlicher hervortritt.“[4] Und demgemäß behandelt er die Ricardosche Lehre, wonach der Grundbesitz in einem entschiedenen Interessengegensatze zu den andern Erwerbsklassen, speziell auch zu der Arbeiterklasse stehe, in der Weise, daß er die Frage aufwirft: Was ist deren Zweck? Antwortshalber wird daraufhin auf Ricardos Schriften über die Kornzölle, insbesondere auf die Schrift „On protection of agriculture“ verwiesen. Maßgebend war nach Held der Kampf gegen die corn-laws, der mit 1839 zum

[1] Historical sketches of statesmen who flourished in the time of George III. Second Series. London 1839, 186.

[2] The logic of political economy, Edinburgh and London 1844.

[3] Leipzig 1881. [4] Ebd. 177.

praktischen Ausbruch zu gelangen bestimmt war, der sich aber schon damals literarisch vorbereitete. Im Hinblick auf ihn suchte Ricardo alle Welt mobil zu machen, im Hinblick auf ihn rief er nun auch neben den industriellen Unternehmern die Arbeiter an. „In abstrakten Formeln wird der Arbeiter zum Bunde mit dem Kapital gegen den Grundbesitz aufgefordert", sagt sehr prägnant Held[1].

Nun halte man aber demgegenüber eine andere, gleichfalls von Held herrührende Ausführung, die schon auf der nächstfolgenden Seite zu finden ist und die sich nunmehr auf das Ricardosche Lohngesetz bezieht.

Nach einer Auslegung dieses letzteren, die zunächst im Sinne des ehernen Lohngesetzes erfolgt, dann aber unter scharfer Betonung der bei Ricardo vorfindlichen Modifikationen so gut wie zurückgenommen wird, gelangt Held zu einem zunächst rein negativen Ergebnisse, an das er weitere und sehr bemerkenswerte Betrachtungen knüpft. „Damit (d. h. mit der Aufnahme der Ricardoschen Modifikationen) ist das ganze eherne Lohngesetz inhaltlos geworden. Allein Ricardo verbindet mit seinem Lohngesetze doch einen ganz deutlichen Sinn. Zunächst ist er gleich Malthus ein erbitterter Gegner des Prinzips der Armengesetze, denn er ist gegen alle gesetzliche Lohnregelung und will, daß die Konkurrenz des Marktes allein wie alle Kontrakte, so auch den Lohn bestimme, d. h. ein natürliches Gesetz muß aufgestellt werden, damit man Staatsintervention als verwerflich erklären könne. Vor allem aber dient das Lohngesetz demselben Zweck wie das Grundrentengesetz. Es soll zeigen, daß der Grundherr der natürliche Feind des Arbeiters ist."

Unter anderem sah also Held in dem Ricardoschen Lohngesetze ein Mittel, um die Armengesetze zu bekämpfen. Nur rückte er den betreffenden, im Sinne der obigen Darstellung entscheidenden und allein in Betracht kommenden Gesichtspunkt mit Unrecht in den Hintergrund und stellte ihm einen andern, der an einer benachbarten, aber nicht an dieser Stelle wirksam gewesen ist, sehr entschieden vor. Der Interessengegensatz zum Grundbesitze oder in letzter Linie der Hinblick auf die Kornzölle spielte in der Ricardoschen Lohnlehre allerdings eine Rolle, aber er spielte sie, wie wir sahen, neben dem Lohngesetze, oder genauer gesagt, trotz ihm, doch keineswegs in ihm.

---

[1] Ebd. 187.

Immerhin muß aber hervorgehoben werden, daß Held die Lohnlehre Ricardos, die er sich allerdings viel zu sehr in dem Lohngesetze konzentriert denkt, als ein dualistisches Kampfmittel — als ein Mittel zur Bekämpfung der Armengesetze und der Korngesetze — hinstellt. Denn schon dies begründet eine Verwandtschaft mit der im obigen vertretenen Auffassung, die überaus weit geht. —

Weiter möchte ich einen Aufsatz von Patten[1] nennen. Allerdings nicht deswegen, weil sich dieser speziell mit der Lohnlehre Ricardos beschäftigt hätte. Um so mehr aber deswegen, weil er, die Ricardosche Methode ganz im allgemeinen besprechend, mitunter Sätze bringt, die auf die Art und Weise, wie Ricardo die Lohnfrage behandelte, ganz besonders passen. Es ist, als wenn Patten, obwohl er es in Wirklichkeit nicht tut, an einzelnen Stellen auf die Lohnlehre hindeuten wollte, als wenn er sie als eine Art klassisches Beispiel mit ins Auge faßte.

„Ricardo", sagt er nämlich, „was not the abstract reasoner that we have been led to suppose. His famous propositions are all the result of concrete studies of English conditions in his time. In his reasonings he always has these conditions before him as a picture, and he returns to them for the facts and premises upon which any new conclusion is based. He naturally reasoned from the particular of a concrete illustration to some general conclusion, but seldom reasons from generals to particulars unless prompted by the reasoning of some other economist. . . . Bold generalisations are drawn directly from the facts of some concrete problem which attracted his attention in his immediate environment. It was the happy selection of the right features of English industrial life for study and not the breadth of his studies, that made his theories so important, and gave him his fame as an economist."[2]

Auch heißt es im Anschluß daran weiter: „His (Ricardos) laws are therefore particular and concrete, and were made general laws only by his disciples, who, reasoning in a more abstract manner substituted new proofs for many of his conclusions."[3] Und darum müsse man die wahren Ansichten Ricardos gleichsam von neuem aufdecken; dies könne aber nur mittels rein historischer Forschungen

---

[1] The interpretation of Ricardo, in ‚Quarterly Review of Economics VII, Boston 1893.

[2] Ebd. 345. [3] Ebd. 346.

geschehen. „No valid reason remains, why the writings of each theorist should not be studied in an historical spirit.“[1] —

Von ähnlichen Grundanschauungen wie Patten geht auch Cannan[2] aus. Nur sieht er in der Methode Ricardos nichts diesem persönlich Eigentümliches. Er glaubt, daß Ricardo, wenn auch in besonders eklatanter Weise, ein Verfahren anwende, das auch andern englischen Theoretikern seiner Epoche geläufig gewesen sei. Darum verlangt er für alle diese Theoretiker eine ausgesprochen historische Behandlungsweise, der er in seinem Buche auch tatsächlich folgt.

„In the ordinary critical and constructive books on political economy“, sagt das Vorwort, „it has been constantly supposed, that ‚abstract theory‘ must be defended at almost any cost against the attacks of the ‚historical school‘, and the result has been the creation of a mythical Ricardo and Malthus, who never wrote anything which cannot be ‚limited and explained‘ till it ceases to be in conflict either with recognized fact or accepted modern opinion. With such idealisation I have no sympathy. . . . It is no part of my plan to recommend any particular method of economical inquiry, or to price or decry any particular authors.“

Gegen Schluß heißt es aber: „Judged then by ‚abstract method‘ the theories of production and distribution arrived at in the first half of the 19. century must be visited with almost unqualified condemnation. But if we try them by the historical method and inquire how far they meet the practical mends of their time, they must obtain a much more favourable verdict.“ Denn diese praktischen und zeitgemäßen Zwecke spielen die geradezu ausschlaggebende Rolle. „Among all the delusions which prevail as to the history of English political economy there is none greater than to belief that the economics of the Ricardian school and period were of an almost wholly abstract and impractical character.“ Letzteres treffe allerdings für Adam Smith zu; für die spätere, für die Ricardosche Zeitperiode sei es völlig falsch. „The Wealth of Nations, which was the one accepted authority, when Malthus and Ricardo began to write, was, in the main, a scientific and not a practical treatise. . . . The case of the early nineteenth

---

[1] Ebd. 352.

[2] A History of the theories of production and distribution in English political economy from 1776 to 1848, London 1893.

century economists is entirely different. With them, in the great majority of cases, practical aims were paramount and the advancement of science secondary." [1]

Welches waren nun aber nach Cannans Meinung die „practical aims"?

Im Hinblick auf Ricardos Pamphlete über Bullion (1811), Low Price of Corn (1815) und Currency (1816) sagt Cannan: „It was in dealing with these practical matters that he (Ricardo) formed what, as he tells us, Malthus called his ‚peculiar opinions on profits, rents' etc. We are indebted to the bullion controversy for the Ricardian theory of value, and to the corn-law controversy of 1813—1815 for the Ricardian theory of rent and distribution in general. Read with the pamphlets which preceded it, Ricardos ‚Principles of Political Economy and Taxation' is intelligible enough. Read without them it is the hunting-ground of the false interpreter." [2]

Schon hier werden also unter anderem die uns in zweiter Linie interessierenden Korngesetze erwähnt. Anderswo werden aber letztere noch weit stärker herausgestrichen, und alsdann werden neben ihnen nun auch die uns direkt angehenden Armengesetze gewürdigt. Denn es wird ganz im allgemeinen von dem „practical character of the theories of production and distribution and their usefulness in regard to the old poor-law and corn-law" gesprochen [3]. Beide werden, wie gesagt, im großen und ganzen kurz koordiniert.

Wo aber ganz speziell die Lohnlehre in Betracht kommt, da erscheint die Koordination als keine so vollständige. Die corn-laws werden, indem Cannan auf die Opposition gegen diese Gesetze Ricardos Lehre vom Interessengegensatz aller Klassen, also auch der Arbeiter zu der landowning class zurückführt [4], in mittelbarer Weise gestreift. Ganz direkt wird aber geltend gemacht, was die poor-laws für die Ricardosche Lohnlehre oder vielmehr für die Lohnlehren der Ricardoschen Zeitperiode überhaupt bedeutet haben, denn es wird gesagt: „In order to understand the course which the discussion of the causes which determine wages took at the end of the 18 and beginning of the 19 century, it is necessary to bear in mind, that the practical question of the time with regard to the condition

[1] Ebd. 383/384. [2] Ebd. 388. [3] Ebd. 383.
[4] Ebd. 391.

of the wage-earning class was the effect of the poor-law. Along with the theoretical or general question ‚what determines wages' there was always present the practical question ‚why the poor-law did not benefit the labourer'." [1]

Hätte Cannan diese allgemein gehaltene Andeutung in concreto auf die spezifisch Ricardosche Lohnlehre angewendet, hätte er dabei, seiner Koordination der poor-laws und der corn-laws in bestimmter Weise Rechnung tragend, auch die letzteren in seinen Gesichtskreis einbezogen, dann hätte er wohl die Bestandteile, die auf die Korngesetze hinweisen, von dem auf die Armengesetze hinweisenden und nur durch diese erklärbaren Lohngesetze scharf geschieden: Er wäre zu der im obigen vorgeführten Auffassung gelangt.

Auch nähert er sich derselben noch in einer andern Beziehung. „There is no ground", sagt er, die pessimistische Interpretation des Ricardoschen Lohngesetzes in entschiedener Weise zurückweisend, „for the widespread belief, that the theory as a theory asserts in any way that the natural rate must necessarily be very low. It does not contain any statement, that the natural rate must be a bare subsistence for the labourer and a very small family [2]. . . . There is in reality nothing at all gloomy in the theory that the wages which will be paid, when population ceases to increase, are the natural wages to which market wages have a tendency to conform." [3]

Man beachte in dem letztangeführten Satze insbesondere die Worte: „when population ceases to increase". Denn wie man aus ihnen entnehmen kann, sieht Cannan das Wesen des natürlichen Arbeitslohnes im Sinne Ricardos darin, daß es der Arbeitslohn sei, der stabilen Bevölkerungsverhältnissen entspreche. Offenbar liest er den Satz: „The natural price of labour is that price which is necessary to enable the labourers, one with another, to subsist and to perpetuate their race without increase or diminution" in der Weise, daß er nicht auf das von andern ausschließlich urgierte „necessary", sondern auf die gesperrt gedruckten Worte den Hauptnachdruck legt.

Gerade darin liegt aber im Sinne der obigen Darstellung der erste und entscheidende Schritt zur richtigen Auffassung des Ricardoschen Lohngesetzes, denn es ist eben dessen bevölkerungspolitischer Teilinhalt, der nach dem dort Gesagten dem lohn-

[1] Ebd. 237. [2] Ebd. 248. [3] Ebd. 249.

politischen als das primäre Moment vorangeht und der als Ausgangspunkt seiner eigenartigen, durch den Hinblick auf die Armengesetze in Fluß gebrachten Genesis erscheint. —

Im Anschluß an die Schriften von Patten und Cannan möchte ich endlich auch Diehls Erläuterungen zu Ricardos Principles erwähnen[1].

Diehl behandelt alle die Momente, die darauf hindeuten, daß Ricardo bei Formulierung seines Lohngesetzes nicht an das physische Minimum gedacht habe, mit besonderer Sorgfalt[2]. Alsdann sagt er aber: „Wenn wir jetzt in der kritischen Betrachtung des Ricardoschen Lohngesetzes fortfahren, wollen wir uns an diejenige Fassung dieser Theorie halten, in welcher sie in der Literatur und der politischen Praxis eine Rolle gespielt hat: in der Fassung nämlich, daß der Lohn zum Existenzminimum gravitiere. Als Dogmenhistoriker hatte ich die Pflicht, auf die Inkonsequenzen der Ricardoschen Lohntheorie hinzuweisen, infolge deren seine Lehre nicht den scharfen, ausgeprägten Charakter hat, der ihr imputiert wird, als Dogmenkritiker kann ich mich gegen die Ricardosche Lohntheorie in der Gestalt wenden, die ihr in den heftigen Kämpfen um sie gegeben wurde“[3] usw.

Die Abgrenzung des dogmenkritischen und des dogmenhistorischen Standpunktes, die hier gegeben wird, erscheint mir überaus zutreffend und in diesem Zusammenhange sehr bemerkenswert. Denn in ihrem Sinne ist für die obige Darstellung — ganz wie für die Schriften von Patten und von Cannan — nur der dogmenhistorische Standpunkt, im Gegensatz zu dem dogmenkritischen, maßgebend gewesen. Nicht mit dem Gesetze beschäftigt sich die gedachte Darstellung, das in die Dogmatik endgültig aufgenommen worden ist, sondern mit demjenigen, das seinem Urheber tatsächlich vorschwebte und das, bevor die Aufnahme in die Dogmatik überhaupt möglich wurde, zuvörderst umgebildet und umgedeutet werden mußte: Mit dem wahren, d. h. dem ursprünglichen Lohngesetze Ricardos, das sich nur aus dessen persönlicher Eigenart und aus gewissen seiner Zeit vorschwebenden Tendenzen erklärt. —

---

[1] Sozialw. Erläuterungen zu D. Ricardos Grundgesetzen der Volkswirtschaft und der Besteuerung II, Leipzig 1905.

[2] Ebd. 4 14 etc. [3] Ebd. 23.

